Der gerettete Jüngling.

Schule der Weisheit und Tugend.

Eine Auswahl
vorzüglich schöner
Parabeln
und
anderer moralischer Erzählungen.

Ein Geschenk für die Jugend.

Mit einer Vorrede
von
Hrn. Dr. Joh. Ludwig Ewald,
Großherzoglich Badischem Ministerial- und Kirchenrath.

Zweyter Theil.

Nebst einem Titelkupfer
und einer Erklärung der im Buche vorkommenden fremden Wörter.

Dritte, stark vermehrte Auflage.

Stuttgart,
bey Joh. Fried. Steinkopf.
1819.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Es ist wohl allgemein anerkannt, daß zur Erweckung des Gefühls für das Gute bey jungen Gemüthern nichts so sehr wirke, als versinnlichte oder anschauliche Erkenntniß sittlicher und religiöser Wahrheiten. Dieß leistet nun vorzüglich wirkliche Geschichte: doch fand es Jesus selbst, in dem die Fülle der Weisheit wohnte, für sehr zweckmäßig, die allerwichtigsten Wahrheiten in das Gewand einer Parabel oder Gleichniß-Erzählung einzukleiden. Gleichnisse sind, was das Wort schon sagt: Vergleichungen sinnlicher Gegenstände mit übersinnlichen, in sittlicher Beziehung angestellt, mithin eine Art von Gemälden oder bildlichen Darstellungen, durch welche Wahrheit und Tugend in lieblicher Gestalt vor die Seele treten, und sich sanft und leicht den Weg zum Herzen öffnen. Zunächst beschäftigen solche Darstellungen die Einbildungskraft. Je lebhafter diese aber in jugendlichen Seelen wirkt, desto dringender wird unsere Verpflichtung, der Jugend, so viel möglich, edle Bilder vorzustellen, durch

deren fleißige Anschauung das Herz für alles Gute erwärmt, und zum tiefen Abscheu gegen das Böse erweckt werde.

Wie wahr und schön sagt Herder: „Glücklich ist die Zeit der Jugend, auch in ihrem ersten schönen Traume glücklich. Sie ahnet viel, denn sie kennt noch wenig: sie hoffet viel, denn sie ist noch nie von den Schranken zurückgestoßen worden, die unsere besten Hoffnungen einschränken. Wir haben also dem Schöpfer für diesen Morgen voll schöner Bilder, für dieß Paradies unschuldiger Hoffnungen und Wünsche sehr zu danken. Wir haben aber auch Fleiß anzuwenden, daß wir dieß Paradies Gottes bauen, und uns nicht in Wolken verlieren, die bey ihrer schönen Gestalt zuletzt in fürchterliche Ungewitter ausbrechen könnten. Nichts hat der Mensch in sich so sehr zu bezähmen als seine Einbildungskraft, die beweglichste und zugleich gefährlichste aller menschlichen Gemüthsgaben. Tausend Uebel des Lebens, die uns in spätern Jahren verfolgen, ja die wir in unserer Brust umhertragen, entsprangen daher, daß wir uns Luftgestalten schufen, die für dieses Leben keinen Bestand haben, weil wir sie übel zusammensetzten. Viele Jahre gehören nachher dazu, um uns von dem süßen Truge, vielleicht bitter, zu entwöhnen, und manche Menschen bleiben bis auf

den letzten Tag ihres Lebens mit sich selbst und mit andern gequälte und betrogene Kinder."

Diese, jedem aufmerksamen Beobachter der Menschen-Natur in der Nähe liegenden Bemerkungen sind es, die den Herausgeber dieser Schrift zu dem Versuche bewogen haben, der Jugend eine, ihren Bedürfnissen und ihrer Fassungskraft möglichst entsprechende Sammlung von Sittengemälden in die Hände zu geben. Religiosität und die aus derselben hervorgehende ächte, feine Sittlichkeit, waren seine Gesichtspunkte bey dieser Auswahl. Er wollte daher lieber, wenn es sich nicht anders thun ließ, seinem Zwecke eine ästhetische Schönheit, oder eine Forderung der Kunstkritik aufopfern, als diese beybehalten, und für jene dabey verlieren. Aus eben diesen Gründen bittet der Herausgeber um Nachsicht, wenn er sich, auch bey seiner größten Achtung für das Geistes-Eigenthum Anderer, hier und da die Freyheit genommen hat, kleine Abänderungen zu versuchen, oder solche Stellen, die nach seiner Ansicht der Jugend einigen Anstoß geben konnten, wegzulassen. Nur bey wenigen Stücken ist die aus der Erzählung hervorgehende Lehre wirklich ausgezogen worden; dem Herausgeber hatte dieß zweckmäßig geschienen, um durch Erforschung derselben dem Jünglinge oder Mädchen Anlaß zu nütz-

lichen Betrachtungen zu verschaffen. Indessen werden die zum Theil dem Inhalts-Verzeichnisse beygesetzten Titel hinlängliche Winke verschaffen; freylich ließ sich dieser nicht immer so bestimmt angeben, da manche Erzählung in mehrere Fächer der Moral eingreift.

Um diesem Werkchen noch eine weitere Brauchbarkeit zu verschaffen, ist ein alphabetisches Erklärungs-Register sämtlicher in demselben vorkommender fremden, oder Kunst-Ausdrücke beygefügt worden; jedoch darf man auch hier keine vollständige Erklärung dieser Gegenstände erwarten: indem es zu genügen schien, sie nur soweit zu geben, als zur Verständlichkeit der vorliegenden Stücke nöthig war.

Möchte die Vorsehung diesen Versuch, zur Veredlung jugendlicher Seelen beyzutragen, mit ihrem Seegen krönen!

Der Herausgeber.

Vorrede

zur zweyten Auflage.

Bey Erscheinung dieser neuen Auflage hat der Herausgeber, nach dem Rathe einiger sachverständigen Freunde, eine Auswahl zwischen denjenigen Stücken, die zunächst für Kinder von 8 – 12 Jahren, und solchen, welche mehr für die erwachsene Jugend bestimmt sind, getroffen, und deßhalb das Ganze in zwey Theile gebracht. Die erste, der zarteren Jugend gewidmete Abtheilung, welche von dem Verleger, mit einem eigenen Titel versehen, auch besonders abgegeben wird, ist, nur wenige Stücke abgerechnet, ganz neu; und in der zweyten Abtheilung, die der Herausgeber vorzüglich in den Händen solcher jungen Leute sehen möchte, die in ihrer Ausbildung schon weiter vorgerückt sind, wurden nicht nur die zweckmäßigsten in der ersten Auflage enthaltenen Stücke beybehalten, sondern es sind noch viele neue von Männern, die sich um die Geistes- und Herzens-Bildung der Jugend entschiedene Verdienste erworben haben, hinzugekommen.

Vorbericht

zur dritten Auflage.

Bey dem nochmaligen Abdrucke dieser der Jugend gewidmeten Schrift sind nicht nur einige Sprach-Unrichtigkeiten verbessert worden, sondern auch, in einem besondern Anhange, 29 Nummern neu hinzugekommen, deren mehrere der Herausgeber den beyden Sinn- und Gemüthsvollen Parabeln-Dichtern, G. Günzburg, und G. Salomon verdankt.

Stuttgart im Julius 1819.

Uebersicht des Inhaltes.

Nro. Seite

1. Die Aerndte. (Bruderliebe) Demme. . 1
2. Der Fest-Tag. (Zartgefühl kindlicher Liebe) Levesque 2
3. Der Diamant. (Dank-Pflicht gegen Lehrer) nach Sadi 4
4. Hellor. (Edle, anspruchlose Nächsten-Liebe) Demme 6
5. Phanuel. (Hoher Werth der Menschen-Liebe) aus der Flora 1793 8
6. Der Mann auf Carmel. (Sey unaufhaltsam thätig für Menschen-Wohl!) Krummacher. 11
7. Die beyden Eichen. (Freundschaft) Krummacher. 14
8. David und Jonathan. (Ewige Dauer der Freundschaft) Herders zerstreute Blätter . 15
9. Der König und sein Feldherr. (Die Bande der Liebe) Liebeskind Palmblätter . . 17
10. Hassan und seine Freunde. (Edelsinn und Großmuth) Karl Hahn 18
11. Alexis und Menalkas. (Wohlthätigkeit) Salomo Geßner 22
12. Miras und Hadi. (Verzeihende, und erlittenes Unrecht mit Wohlthun vergeltende Liebe) Schollmeyer 30
13. Die drey Greise. (Die Krone des Alters) Herders zerstr. Blätter 35
14. Joel und Heman. (Mitleid gegen unsere Mitgeschöpfe, die Thiere) Pfeffel 36
15. Timotheus. (Sey fromm, fleißig, fröhlich!) J. M. Sailer 39
16 Die Seite gegen Mitternacht. (Wache und bete, wenn Versuchung nahet!) Rechens Philalethia. 41

Nro.		Seite
17.	Das Gartenbeet. Widerstehe dem Bösen gleich im Anfange!) Karl Hahn.	47
18.	Die Reise nach Eleutheria. (Unter Kämpfen und Schwierigkeiten reift das Gute seiner Vollendung entgegen) Demme	49
19.	Der Sperling. (Beschränkung der Freyheit ist öfters Wohlthat) Jugendzeitung von Dolz .	54
20.	Die Schiffer. (Gefährliche Folgen des Leichtsinnes) v. Cölln	57
21.	Die beyden Wege. (Ruhe und Unruhe des Gewissens) Krummacher	59
22.	Der Sieg. (Lerne dich selbst überwinden!) Karl Hahn	61
23.	Das verwüstete Gebüsch. (Beherrschung der Leidenschaft) Karl Hahn	61
24.	Der Blinde. (Trauriger Zustand des in sinnliche Lüste versunkenen Menschen) Chr. Niemeyer.	64
25.	Blüthe und Frucht. (Sey reich an guten Thaten vor Gott!) Petersen	66
26.	Der Knabe am Bache. (Höhere Abkunft des menschlichen Geistes) Besseld. . . .	67
27.	Alcides auf dem Scheidewege. (Die Alles entscheidende Wahl) Stoys Bilder-Akademie .	69
28.	Das Saamen-Korn. (Wirksamkeit für das Gute) Bildungsblätter von Dolz	73
29.	Die königliche Sagopalme. (Strebe nach wahrer Größe!) Karl Hahn	75
30.	Die Haus-Freunde. (Erwirb dir wahre Verdienste!) Karl Hahn	77
31.	Der Weinstock. (Verzage nicht, Verlassener!) Herders zerstr. Blätter	79
32.	Euphemion. (Die Unterlassung des Guten) Engel	80
33.	Der König, der Fluß, die Handvoll Erde. (Suche bey Allem die Quelle der ersten Entstehung auf!) Liebeskind Palmblätter	83
34.	Die Birke. (Selbstvertrauen aus Unkenntniß) Karl Hahn	85
35.	Das Schneeglöckchen. (Die glückliche Verborgenheit) Neumann	86

Nro. Seite

36. Der Vogel-Heerd. (Traurige Folgen böser Beyspiele) Neumann 88
37. Die Schutzwehre (der Unschuld). Herders zerstreute Blätter. 92
38. Die ewige Bürde. (Der große Gerichts-Tag) Liebeskind Palmblätter 93
39. Die Stimme des Sterbenden. (Die unvergänglichen Freuden) Herders zerstr. Blätter . 95
40. Haleb. (Die Lehr-Stunde der Freude) Ludwig Giseke 96
41. Die ausgearteten Nelken. (Nur der Gute sey dein Freund!) Karl Hahn 101
42. Die Blumen-Lese. (Etwas zur Naturgeschichte des menschlichen Herzens) Krummacher . 103
43. Die wüste Insel. (Vorbereitung auf jenes Leben durch weise Thätigkeit) Liebeskind Palmblätter 107
44. Der Apfel. (Auf das Innere richte dein Auge!) Krummacher 112
45. Das Wölkchen. (Hoffnung — des Lebens Trösterin) Rechens Philalethia 113
46. Der Träumer (Die vergeblichen Sorgen. Lerne dich in deinen Erwartungen beschränken!) Jugend-Zeitung von Dolz 115
47. Sadi der Weise. (Warnung vor Mißmuth und Unthätigkeit) Anekdoten aus dem Oriente . 117
48. Die neuen Kleider. (Anwendung der Geistesgaben) Hahns Stoff rc. 120
49. Das Finken-Pärchen. (Entwicklung der Geistes-Kräfte) Hahns Stoff rc. 122
50. Das Gewitter. (Verstandes- und Herzens-Bildung in schöner Harmonie) Karl Hahn. . 126
51. Der Baum. (Achte nicht auf die Rede des Unverständigen!) Bildungsblätter von Dolz . 129
52. Die Blumen. (Das Nützliche und Schöne) Hahns Stoff rc. 133
53. Die Nachahmung. (Schicklichkeits-Gefühl) Hahns Stoff 136
54. Das Giftkraut und das Veilchen. (Veredlung unter Leiden) 138

Nro.		Seite
55.	Die Schöpfung der Blumen. (Die belehrende Natur) Karl Hahn	139
56.	Die Eichel. (Folge der Natur zum Gutes thun!) Krummacher	140
57.	Die Erde und ihre Kinder. (Weisheit und Güte Gottes in der Einrichtung der Natur) Mistreß Barbault	144
58.	Die Lieblingsblumen. (Freude an Gottes Schöpfung) Krummacher	147
59.	Die Rosen-Knospe. (Die Natur — Hinleiterin auf Gott) Krummacher	150
60.	Der Engel der Unschuld. (Das Gebet) Karl Hahn	152
61.	Die Eichen im Thale. (Die äussere Gottes-Verehrung) Karl Hahn	156
62.	Das gehorsame Kind. (Probierstein des wahren Gehorsams gegen Gott) Hahns Stoff ꝛc.	159
63.	Das Saamen-Körnchen. (Der durch Liebe thätige Glaube) Neumann	162
64.	Die beyden Söhne. (Liebe und Furcht) K. Hahn.	165
65.	Hussein und Ali. (Liebe Gott über Alles!) .	168
66.	Der Arzt und die Kranken. (Vertrauen und Folgsamkeit — Pflicht des Christen) v. Cölln .	169
67.	Der neue Sohn des Hauses. (Freude und Dankgefühl des Christen) J. M. Sailer ,	170
68.	Der gefahrvolle Steg. (Bekehre dich noch heute!) Stoy's Bilder-Akademie	172
69.	Die Arbeiter. (Gott verlangt nur Treue) Tobler	174
70.	Rabi Akiba. (Bekenntniß des Namens Gottes aus Liebe zu ihm) Moses Mendelssohn .	177
71.	Das Kind am Rhein-Strome. (Die Geheimnisse der Religion sind unerforschlich) . .	179
72.	Das Gefäß. (Wiederherstellung des Menschen-Geschlechtes durch Christum) J. M. Sailer .	179
73.	Die Königs-Schrift. (Gottes Wohlgefallen an der Menschheit durch Christus) J. L. Ewald.	181
74.	Polykarpus. (Herrliche Entwickelung des Reiches Gottes) Krummacher	182

Nro. Seite
75. Die drey Engel. (Sanfte göttliche Tröstungen) Neumann 184
76. Hanna und Sulamith. (Schöner Tod) Krummacher 186
77. Die beyden Engel. (Tod und Schlaf) Krummacher 188
78. Das einstürzende Haus. (Todes-Erinnerung) Stoy's Bilder-Akademie 190
79. Betrachtungen bey einem Kramets-Vogel, der sich in einer Schlinge gefangen hatte. (Fleuch die Sünde!) Anton Niemeyer . 191
80. Die sinkende Sonne. (Fortdauernde Seelen-Verbindung mit unsern vorangegangenen Entschlafenen) Hahns Stoff ꝛc 193
81. Der Tod des Christen. J. C. Lavater . 197
82. Der sterbende Greis. (Beseligender Lohn der Menschen-Liebe) Tiegde 198
83. Hiob und Jael. (Zartgefühl des Gebers) Pfeffel 204
84. Die alte Schuld. (Schöner Zug kindlicher Dankbarkeit) Manuscript von einem Freunde . 205
85. Der gerettete Jüngling. (Wirkungen eines zuvorkommenden liebevollen Betragens) Herders zerstreute Blätter 213
86. Des Vaters Segen. (Erziehung zur Religion). 215
87. Louise. (Freude der Eltern an guten Kindern) 218
88. Die häuslichen Freuden. Gleims Halladat. 220
89. Der Greis und seine Söhne. (Eintracht), nach Lafontaine von Catel 223
90. Die Ameise. (Aufruf zum Wirken für Menschenwohl) Herders zerstr. Blätter . . . 225
91. Ruhe nach der Arbeit. Wieland's deutscher Merkur 226
92. Tullus. (Lohn der Barmherzigkeit) Anton Niemeyer 227
93. Der Jüngling. (Sey beharrlich im Guten!) Gellert 230
94. Die Freundschaft 232
95. Leander und Selin. (Höchste Freundschafts-Probe) v. Kleist 233

Nro. Seite

96. Der Wanderer. (Vorsicht bey der Wahl der Freunde) Pfranger 235
97. Der Wasser-Tropfe. (Demuth) Conz Apologen. 237
98. Die Raupe und der Schmetterling. (Trägheit des Willens) Krummacher . . 237
99. Die Cedern auf Libanon. (Erhabener Zweck der wahren Geistes-Größe) Krummacher . 238
100. Das Garten-Beet. (Kurzsichtigkeit des Menschen) Karl Hahn 240
101. Der Sturmvogel und die Schiffenden. (Achte auf die Stimme der Warnung!) Krummacher. 244
102. Sophron. (Weisheit und Tugend) Schwabe. 245
103. Der edle Baum. (Religion) Trautscholdt. 253
104. Die Vorsehung 254
105. Die wiedergefundenen Söhne. (Die Göttliche Vorsehung) Herders zerstr. Blätter . . 260
106. Der Greis Pietro. (Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut) Rosenhein 264
107. Irin. (Religion und Tugend erhöhen die Freuden, und erleichtern die Leiden des Lebens) v. Kleist 267
108. Werner und David. (Wiedersehen in bessern Welten) Klamer Schmidt . . . 270
109. Der fromme Einsiedler. (Der Fromme im Tode) Butenschön 272
110. Der himmlische Garten. (Das Band der Liebe zwischen diesem und jenem Leben) Herders zerstr. Blätter 274

Anhang.

1. Die erwachsenen Kinder. (Eitles Forschen) v. G. Salomon 276
2. Der Blick gen Himmel. (Ewige Dauer der Religion) Salomon 278
3. Der Schiffer. (Belehrung und Erfahrung) . 280
4. Hillel und Maimon. (Hoher Werth des Gebets) Krummacher 282
5. Nathanael und Sacharja. (Weises Benehmen bey Belehrung Anderer) v. Günzburg . 284

Nro. Seite

6. Das Ackerwerk Gottes. (Veredlung in der Schule der Leiden) Krummacher . . 286
7. Die Sonnenstäubchen. (Ermunterung, stets offen zu handeln) von Günzburg . . . 287
8. Rabbi Josua und der Kaiser. (Die Größe und Unbegreiflichkeit Gottes) 288
9. Der Gärtner. (Kraft des gemeinsamen Wirkens für das Gute) von Marianne v. Neumann. 290
10. Die Himmelsleiter. (Unschätzbar hoher Werth der heil. Schrift und rechter Gebrauch derselben) v. Günzburg 293
11. Die Giftpflanze. (Warnung vor Verführung) von Günzburg 296
12. Der Turmalin. (Nöthige Kenntniß, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden) von Günzburg 298
13. Theobald. (Kindliche Liebe und Dankbarkeit) v. Prömmel 300
14. Die untergehende Sonne. (Glaube, Liebe, Hoffnung) aus Bahnmayers Cäcilia . 303
15. Der Abschied. (Stetes Wandeln vor Gott) von Günzburg 306
16. Die Schaf-Milch. (Großer Nachtheil einseitiger Verstandes-Bildung, wenn das Herz dabey leer ausgeht) 308
17. Die Insel. (Trachte nach unvergänglichen Freuden!) aus Hillmers Zeitschrift . . . 313
18. Die Ohnmacht menschlicher Größe. (Palmblätter 4ter Theil 315
19. Das Vertrauen auf die Vorsehung. . . 316
20. Die Wollust und der Giftbaum. (Fliehe die Wollust als das größte Verderben) . . 317
21. Die Laube. (Lerne dich selbst kennen!) . . 318
22. Der unvergängliche Schatz, von Salomon. 321
23. Simron und sein Sohn Aminadab. (Mäßigkeit im Genusse) Günzburg . . . 322
24. Der Schall des Hiebes. (Ernste Lehre an Verführer der Jugend und Unschuld) Günzburg 323
25. Das Mayblümchen. (Achtung der durch Würde und Verdienst ausgezeichneten Personen) Günzburg 324
26. Das Feigenbäumchen und die Eiche. (Trau, schau wem!) Prömmel 327
27. Die Ankunft des Hausherrn. (Lohn der Treue und Untreue) v. Conz 328
28. Gottes Wort. Aus der Cäcilia . . . 329
29. Der Sternseher. (Dem Demüthigen schenkt Gott Gnade) Krug v. Nidda 330

Erklärung fremder Ausdrücke.

Allah, unter diesem Namen verstehen die Muhamedaner die höchste Gottheit.

Asper, eine kleine türkische Münze, deren 120 einen türkischen Piaster ausmachen, demnach nicht völlig einen halben Kreuzer am Werthe (1 Piaster zu 2 fl. 30 kr. Rheinisch).

Atlas, ein großes Gebirge in Nord=Afrika.

Barke, ein kleines Last=Schiff.

Balkon, ein offener Erker eines Hauses mit Gitterwerk, oder eine Gallerie vor einem Fenster, aus der man heraustreten kann.

Braminen oder **Brahmen** heißt der erste unter den vier Hauptstämmen (Kasten) der eigentlichen Indier oder Hindus. Unter ihnen waren schon in den ältesten Zeiten die weisesten und gelehrtesten Männer, und jetzt sind sie die Aufbewahrer der Indischen Gelehrsamk... Sie führen ein einfaches Leben, und zeichnen sich durch Frömmigkeit aus. Aus ihrem Stamme werden die Priester erwählt, desgleichen können sie an der Verwaltung der Regierung Theil nehmen. **Brama** oder **Brimha**, ist der Name der Gottheit unter den Indiern. Dieß Wort heißt soviel als das Große oder die göttliche Weisheit. Die Braminen haben eine gewiße Zärtlichkeit für die Pflanzen, als ob sie empfindsame Wesen wären, auch beobachten sie auf eine strenge Art das Gesetz, kein lebendiges Geschöpf zu tödten (welches sich auf die von ihnen angenommene Seelenwanderung gründet).

Caucasus, ein hohes Gebirge in Asien, das sich durch die Rußische Provinz Georgien bis an die Meerenge von

Circassien hinzieht, und einen Theil des großen Taurus-Gebirges ausmacht.

Cherub (Cherubim), Benennung einer Klasse von Engeln oder höhern Geistern, die vor Gottes Throne stehen.

Delphin, ein sogenanntes Meerpferd. Gattung großer See-Fische.

Diadem, überhaupt eine Binde; besonders aber eine weiße, zum Theil mit kostbaren Steinen besetzte Stirn-Binde, welche, ehe die Kronen aufkamen, das Zeichen der königlichen Würde war.

Eiland, oder Insel.

Emir, der Name kleiner Arabischer Fürsten.

Eremit, ein Jeder, der abgesondert wohnt, besonders aber der allein an einem einsamen Orte lebt, und gewöhnlich nur die einfachsten Nahrungsmittel zu sich nimmt; ein Waldbruder oder Einsiedler.

Flora hieß bey den alten Heiden die Göttin der Blumen und der Blüthen.

Hafen (Seehafen), ein kleiner Theil des Meeres, der sich ins feste Land hinein zieht, und worin sich die Schiffe vermittelst künstlicher Einrichtungen sicher vor Anker legen können.

Kiel, der unterste, lange Grundbalken eines Schiffes, welcher von dessen Hintertheile bis nach dem Vordertheile gehet, und worauf sodann das ganze Gebäude des Schiffes befestiget wird.

Mausoleum, ein Grabmal, gewöhnlich mit vieler Pracht aufgeführt. Es hat seinen Namen von dem kostbaren Grabmal, welches Artemisia, Königin von Carien in Klein-Asien, ihrem Gemahl Mausolus zu Ehren bauen ließ, und das mit unter die Zahl der 7 Wunderwerke der Welt gerechnet wurde.

Meer-Strudel, Ort im Meere, wo sich das Wasser mit einem Geräusche in einem Kreise drehet, um sich in den Abgrund zu stürzen, und der daher, besonders für kleinere Schiffe, sehr gefährlich ist.

Monument, ein Ehren-Denkmal, Grabmal.
Nil, bekannter großer Fluß in Afrika (Egypten).
Opal, ein milchfarbiger, glasartiger Stein, welcher unter die Halbedelsteine gerechnet wird.
Orakel, 1) der Ort, wo die alten Heiden in zweifelhaften Fällen von ihren Götzen eine Antwort holten; daher uneigentlich eine Person, bey welcher sich Viele Raths erholen, Orakel genannt wird. 2) Die gemeiniglich räthselhafte Antwort der Götter durch die Priester; (richtiger ein Orakel-Spruch).
Orkan, ein fürchterliches Ungewitter, ein heftiger Sturm, besonders zur See und auf Inseln.
Ozean, das große Welt-Meer, das die ganze Erde umgibt.
Phantom, eine Trug-Gestalt, Blendwerk, täuschende Erscheinung.
Porphyr, eine wegen ihrer Schönheit und ausnehmenden Härte sehr geschätzte Stein-Art von rothbrauner Farbe der Grundmasse nach, die sich besonders in Arabien und einigen benachbarten Ländern findet. Sie ist vorzüglich bey Errichtung der erhabenen Denkmäler (Pyramiden) in Egypten gebraucht worden.
Rabbi, ein Jüdischer Gesetz-Lehrer oder Geistlicher.
Reusen sind aus Weiden geflochtene Körbe, die statt der Netze dienen, um die Fische darin zu fangen.
Seckel, eine jüdische Münze, zu Christi Zeiten etwa einen Gulden betragend.
Strand, das See- oder Meer-Ufer.
Verdeck, der Boden eines Schiffes, der dasselbe horizontal (d. h. wasserrecht) in zwey Räume abtheilt.
Vezier (Wessyr), eigentlich die Stütze eines Fürsten; bey den Türken Name der Minister oder Staatsräthe und der obersten Hof-Bedienten.
Zone, die Gegend der Welt, Erdstrich.

1.

Die Erndte.

Mit Wonnegefühl sah der weise Johanny zur Zeit der Erndte das frohe Regen und Weben, Mähen und Sammeln auf Salems gesegneten Fluren, und sprach zu seinen Jüngern: „Die Erndte ist gleich einem festlichen Mahle, welches ein Hausvater seinen Kindern bereitete. Und an dem Tage des festlichen Mahles gab er einigen seiner Kinder mannigfaltige Gaben, und gab ihnen so reichlich, so freundlich und liebevoll, daß ihnen die Thräne des Dankes und der Freude in's Auge trat. Aber einige unter ihnen entließ er ohne Gabe. Da traten die Armen zurück, und ihren Augen entfloß auch eine Thräne, aber es war nicht die Thräne der Freude, sondern die, welche der Schmerz auspreßt." — Innig gerührt, sahen dieß ihre beglückteren Brüder, und — „Nein! Nein!" — sprachen sie mit Einem Munde, „nein, das kann nicht der Wille unsers guten Vaters seyn, daß ihr trauern solltet an dem Tage, an welchem wir uns seiner Güte freuen. Und wie könnten wir uns auch selbst freuen, so lange wir euch trauern sehen? — Nein, kommt und empfanget auch ihr euern Theil von dem Segen, den der gute Vater uns gegeben hat!" — Also sprachen sie, und gaben mit milder Hand; und heiter wurde das Angesicht derer, die empfangen, noch heiterer derer, die gegeben hatten. Da

blickte der Vater mit Wohlgefallen auf sie alle, und sprach: „Seyd mir gesegnet, meine Kinder! — ihr habt meinen Sinn errathen, und nach meinem Herzen gehandelt. Glaubet nicht, daß ich irgend einen unter euch vergessen hätte. Wie könnt' ich das? — ihr seyd ja alle meine Kinder. Aber absichtlich vertheilte ich meine Gaben so, daß das Band der Bruderliebe durch Geben und Empfangen unter euch fester geknüpft, und der Eine durch Mildthätigkeit, der Andere durch Dankbarkeit veredelt werde. Ihr habt meinen Sinn errathen, und nach meinem Herzen gehandelt; darum seyd mir gesegnet, meine Kinder!"—

2.

Der Fest-Tag.

Die Sonne färbte kaum mit ihren ersten Strahlen die Hügel, von grünen Weinreben umkränzt; die Vögel giengen in Schaaren aus dem Laube hervor, und zerstreuten sich nach allen Seiten. Die Schwalbe suchte schon das Futter für ihre Jungen, bald sah man sie in der Luft kreisen, bald die Oberfläche des Wassers streifen, dann zu ihrem Neste zurückkehren, von dem sie sich noch verirrte. Die zornigen Sperlinge zankten sich auf den mit Stroh bedeckten Dächern, und die Lerche sang in den Lüften. Die Heerden irrten auf den Weiden, die jungen Lämmer umhüpften ihre Mütter, und die Echo's wiederholten das Brüllen der zahllosen Heerde, welche langsam fortschritt, von einem stolzen Stiere geführt. Die junge Lidia wandelte schon durch den Schmelz der Blumenwiese. Die Freude strahlte auf ihrem Ge-

sichte, die Luft erhallte von ihrer melodischen Stimme. Sie hörte auf zu singen, und eilte, ihre Schürze mit Blumen zu füllen. „Gestern," — sagte sie — „war ich unempfindlich für all' die Schönheiten der Natur, nur die grausame Trennung von meiner zärtlichen Mutter beschäftigte meine Seele. Ich lief beständig in unsern Wald, auf unsere Hügel, an den Rand der Bäche, wo wir zu wandeln pflegten: ich suchte sie, ob ich gleich wußte, daß sie nicht da war, und wenn ich zu müde wurde, setzte ich mich nieder und weinte. Aber endlich ist sie zurück, ich habe sie umarmt, ich habe sie an mein Herz gedrückt. Dieser Tag feiert dieses Fest; mich dünkt, ich habe nie den Morgen so schön gesehen. O meine Mutter! während der Schlummer noch deine Augen gefeßelt hält, will ich diese Blumen auf deinen Busen streuen, und schweigend dein Erwachen erwarten. Du wirst diese Augen öffnen, in welchen so viel Weisheit und Milde glänzt, du wirst sie auf deine Tochter werfen, du wirst sie in deine Arme schließen. O meine Mutter, wie glücklich bin ich, deine Tochter zu seyn, von dir geliebt zu werden, dich immer zu sehen, immer an deiner Seite zu seyn!" — Lidie vergoß Thränen der Rührung; sie lächelte, da sie auf die Flur hinausblickte, und sang wieder. Bald kehrt sie zur Hütte zurück. Sie geht leise hinein, ihre Mutter schlummerte noch. Lidia streute sachte Blumen auf ihr Bette, und betrachtete sie mit Lächeln der Wonne; ihr Herz wurde weich, sie fiel neben dem Bette auf ihre Kniee. „O Gott!" — betete sie leise — „könnte ich doch diese gute Mutter auf ihr ganzes Leben

glücklich machen! — Könnte ich so von ihr geliebt seyn, als ich sie liebe! — könnte ich mich doch der Ehre würdig machen, ihre Tochter zu heißen! — Mache sie glücklich, sie ist so gut; bewahre ihr die Gesundheit, welche sie genießt, entferne die Dornen von ihrem Lebenswege, und laß ihr nur die Rosen!" — Plötzlich fand sich Lidia in den Armen ihrer Mutter. Die Mutter war aufgewacht, und hatte das Gebet ihrer Tochter gehört. Sie umarmte sie mit Zärtlichkeit, und Lidia, die glückliche Lidia, fühlte über ihre Wangen die köstlichsten Thränen, die Thränen mütterlicher Zärtlichkeit rinnen. Süsse Erstlingsgefühle der Natur! ihr, die ihr die wahre Glückseligkeit unter dem halboffenen Dache einer Stroh-Hütte, wie unter dem vergoldeten Getäfel gewährt, wehe dem, der euch nicht kennt! Wehe dem, der seine Mutter betrachten kann, ohne im Innersten seines Herzens die süßen Bewegungen der Dankbarkeit und Liebe zu fühlen! — Man wird ihn verachten, und bald wird er sich selbst hassen, er wird der falschen Ergötzlichkelten müde werden, und die Leere seines Herzens wrid ihn peinigen!

3.

Der Diamant.

Der Diamant war schon lange den Menschen bekannt; allein er überstrahlte noch nicht die andern Edelsteine. Zwar vermutheten die Menschen etwas köstliches in ihm; sie glaubten, aus seinem Innern würde der Lichtstrahl noch herrlicher hervorbrechen, wenn er nur geschliffen wäre, wie die Rubine und

Smaragde; aber Niemand vermochte noch den seltenen Stein zu schleifen: denn er ist zu hart, und widersteht allen fremden Körpern, die seine Theile ihm entreissen wollen. Es sann aber ein Mann schon zehen Jahre lang nach, wie er dem Diamant die rauhen Flächen nehmen, und ihn nach der Kunst ebnen, und zur Spiegelglätte bringen könnte. Und sein Verstand erschöpfte sich fast, und seine Kräfte ermüdeten schon; denn der Diamant widerstand jeder Reibung, und selbst die Feile, welche den Stahl zerstört, verletzte ihn nicht. Endlich zermalmte der denkende Mann kleine Diamanten zu Staube, und versuchte mit diesem Staube den größern Edelstein zu schleifen. Und siehe, es entstand eine Glätte ohne gleichen auf der Erde, und aus dem Innern des Steines blitzte ein Licht hervor, unvergleichbar mit irgend einem Glanze auf der Erde. Da freuete sich der Erfinder seines gelungenen Werkes, und er konnte sich nicht genug ergötzen an dem Anblicke des prächtigen Steines. Darin fand er den Lohn seiner zehnjährigen Anstrengung. — So findet der Mensch in dem Gelingen der großen That seinen Lohn, in der Veredlung des Herzens seine Wonne, in der Ausschmückung des Geistes seine Zufriedenheit, und in der errungenen Weisheit seinen Frieden. — Aber der Diamantschleifer ließ den Edelstein in Gold fassen zu einem Ringe, und stellte ihn aus zum Beschauen. Da strömten die Menschen herbey, und staunten und bewunderten den Diamant, und seinen eigenthümlichen Glanz, den sie auch in der Folge den Diamantblick genannt haben. Es dachte aber Niemand der Mühe des großen Meisters, der

den innern Glanz durch Ebnung der Seiten hervorbrechen ließ, und dem Diamante die Vollendung gab. Da trat ein alter Weiser hinzu, und sprach: „Wohl möget ihr den seltenen Stein anstaunen, denn er ist ein Wunder der Natur! — Aber könntet ihr euch an seinem Anblicke ergötzen, wenn nicht der verständige Meister gewesen wäre? — Preiset auch den seltenen Mann, und denket seiner Anstrengung und unverdrossenen Mühe! — Er ist es, der den Diamant zum ersten der Edelsteine erhob!" — Die hohe Bildung eurer Kräfte macht euch zu vorzüglichen Menschen. Aber wenn ihr einst Ruhm einerndtet durch eure Kräfte, so vergeßt nicht des Lehrers, der mühevoll Vieles versuchte für eure Vollendung. — Doch die Welt denkt anders. — Leider vergißt sie bey dem Lobe des Kindes, den Mann, der dasselbe bildete; aber den Tadel wirft sie gern auf den Erzieher zurück.

4.

Hellor.

„So recht!" — sprach Johanny zu einem Landmanne, welcher mit Hülfe seiner Kinder Steine aus seinem Acker grub, diese hinab in einen Sumpf, und aus dem Sumpfe schlammige Erde auf den steinigen Acker hinauf führte — „so recht! — auf diese Weise, durch Fleiß und Nachdenken, herrscht der Mensch würdig über die Erde, und macht sie schöner und fruchtbarer. Gott segne das Werk deiner Hände!" — Freundlich dankte der Landmann, trocknete sich den Schweiß von Stirn

und Wange, und erzählte mit gutmüthiger Zutraulichkeit: „Schon seit Jahren merkte ich, wo es meinem Acker fehle, allein es fehlte mir an Zeit, Muth und Kraft, die mühevolle Arbeit zu unternehmen. Nun aber, da Gott mir Mitarbeiter in meinen Kindern gegeben hat, ist es über alle meine Erwartung gut gegangen. Ich bin mit meinem Acker wenigstens um eine Woche früher fertig geworden, als ich es hoffte. Darum hielt ich's für billig, mit der gewonnenen Zeit meinem Nachbar zu dienen. Der gute Nachbar wollte die Arbeit selbst thun, aber Krankheit hinderte ihn, von welcher er jetzt erst zu genesen anfängt. Da geht mir's nun so zu Glück, daß ich ganz im Stillen für ihn thun kann, was er selbst in diesem Jahre nicht thun konnte, weil die Zeit der Aussaat heran naht." — „Wie?" — fragte Johanny — „dein Nachbar weiß nicht, daß du für ihn arbeitest?" — „Kein Wort" antwortete Hellor, so hieß der Landmann. „Dann aber" — sprach der weise Johanny, wird er dich vielleicht nicht so belohnen, wie du es verdient hast." — „Belohnen!" — entgegnete Hellor — wer will denn Lohn für einen solchen Dienst der Liebe? — Mein Nachbar hätte dasselbe für mich gethan, wenn ich krank geworden wäre. Die freudige Ueberraschung, wenn er zum erstenmal seinen Acker wiedersieht, die — die wird mein Lohn seyn." Da glänzte Johanny's Auge; mit beyden Händen ergriff er Hellors Rechte, drückte sie fest an die Brust, und sprach mit beseelten Worten: „Sey mir gesegnet! — Mann, mit dem Himmel im Herzen, sey mir gesegnet! — Der Ewiggute, der die Frommen

liebt wie die zärtlichsten Mütter ihre Jüngstgebornen, Er, Er segne dich, und deine Kinder, und alle deine Nachkommen!" —

5.

Phanuel.

Salomo saß auf dem Stuhle seines Vaters Davids, und hatte dem Herrn ein Haus gebauet, und es eingeweihet im Angesichte von ganz Israel. Zu diesem Feste war auch Phanuel, ein Jüngling, der mit seiner Mutter im Thale Achor wohnte, hinaufgezogen gen Jerusalem, und hatte daselbst angebetet sieben Tage lang. Als er nun wieder heimkehrte nach seiner Hütte, überfiel ihn der Abend in dem Haine bey Jericho, und er setzte sich, von der Hitze des Tages und der Mattigkeit erschöpft, unter einen Palmbaum, der am Fußwege stand. Er dachte an seine Mutter, und an den Mangel, der unter ihrem Dache wohnte, und sprach bey sich selbst: „Gold und Silber ist in Jerusalem so gemein als die Steine auf den Gassen; Ueberfluß und Wohlleben herrschen in deinen Mauern, und ich und meine Mutter vergehen im Elende." — So dachte der Jüngling, und eine stille Thräne glitt über seine bräunliche Wange. Er seufzte, und ein wohlthätiger Schlummer drückte seine feuchten Augenlieder zu, indeß der kühle Abendwind mit seinen schwarzen Locken spielte. So lag er bis um die dritte Nachtwache, und schlief sanfter auf der rauhen Erde, als Salomo auf seinen Matten von Tyrus. Als er seine Augen wieder aufschlug, siehe, da stand vor ihm

ein hoher Mann, der mit freundlichen Blicken ihn grüßte. Goldgelbe Locken floßen wie Sonnenstrahlen von seiner Scheitel; seine Augen waren wie Adlers-Augen, und sein Gewand war lichtblau und glänzend wie der mitternächtliche Blitz. „Wer bist du mein Sohn?" — fragte der Fremde. — „Herr! — ich bin ein armer Waise, der noch keinen Tag müssig gieng, und dennoch für sich und seine Mutter selten Brod hat auf den folgenden Abend." — So antwortete Phanuel, indem er sich aufrichtete, und vor der ehrwürdigen Gestalt sich neigte. „Werde mein Diener" — erwiederte der Fremde — „so sollst du Brodes die Fülle haben, und köstlichen Wein und Kleider von Seide." — Phanuel antwortete, und sprach: „Ach Herr! — wie kann ich die Mutter verlassen, die mich geboren und gesäuget hat, und die nun bloß von der Arbeit meiner Hände lebet! — Willst du wohlthun deinem Knechte, so gib mir ein Almosen, auf daß ich ihr ein Labsal mitbringe von meiner Reise." — Der Mann lächelte, und sprach: „Ich habe kein Geld, das die Hand des Künstlers geprägt hat: aber nimm diese Kiesel, und trage sie in die Königs-Stadt, und frage daselbst nach Korah, dem Hüter des Schatzes, der wird sie dir abkaufen." — So sprach der Glänzende, und legte sechs Kiesel in Phanuels rechte Hand — und entschlüpfte in das Dickicht, ohne daß der Jüngling wußte, wo er hinschwand. Phanuel aber ergriff seinen Stab, und kehrte zurück nach Jerusalem, und fragte nach dem Hause Korah's, des Hüters des königlichen Schatzes. Als nun Korah ihn vor sich kommen ließ, sprach er zu ihm: „Herr, man hat

mir gesagt, daß du diese Steine von mir kaufen würdest, und ich bin gekommen, sie dir anzubieten. Korah betrachtete diese Steine, und erkannte, daß es rohe Opale wären, so groß wie er noch keine gesehen hatte. Da ergrimmte er im Geiste, und rief: „Diese Steine sind mehr als tausend Seckel werth, wem hast du sie entwendet?“ — Phanuel antwortete mit Thränen: „So wahr der Herr lebet, ein Unbekannter hat sie mir geschenkt, als ich bey Jericho unter einem Palmbaume ruhete.“ — Korah ließ den Jüngling binden, und setzte ihn in einen Kerker, und gieng mit den Steinen zu Salomo, und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Da ließ der König den Gefangenen vor sich bringen, und befragte ihn über Alles, was ihm begegnet war, und erkannte aus seiner Rede, daß der Unsterblichen einer ihm erschienen seyn müsse, um seine Armuth von ihm wegzunehmen. „Binde ihn los“ — sprach der König zum Schatzmeister — „und zahle ihm tausend Seckel, und besetze mit diesen Steinen die Krone meines Hauptes. Der Herr hat mich durch diesen Jüngling erinnert, daß ich aufsuchen soll die Armen in Israel, und ihre Thänen abwischen von ihren Augen.“ — Und Salomo befahl allen seinen Amtleuten, daß sie aufzeichneten die Nothleidenden in seinem Reiche, und er ließ ihnen Arbeit und Brod austheilen, und ein großes Haus bauen für die Siechen und Greise. An dem Tage nun, da der Grund dazu gelegt ward, erschien der Engel des Herrn Salomo im Traume, und redete also zu ihm: „So spricht der Herr: du hast mir einen Tempel erbauet, wie die Welt noch keinen gesehen hat;

aber das Haus, das du den Elenden widmest, ist noch schöner in meinen Augen, als das Allerheiligste mit den goldenen Wänden, darein du die Lade meines Bundes gesetzet hast. Und siehe, ich bin der Fremde, der vor drey Monden einem armen Knaben erschien, um dich an die Trübsal deiner Brüder zu erinnern." — Da sandte der König seine Knechte aus in das Thal Achor, und ließ Phanuel zu sich rufen, und sprach zu ihm: „Lieber! bleibe bey mir in meinem Hause, denn der Gott Israels hat dich außersehen, um durch deinen Mund mit mir zu reden." — Da beugte der Jüngling sein Antlitz zur Erde, und antwortete: „Herr König! — laß deinen Knecht fürder wohnen im Thale Achor! Dort habe ich von dem Golde, das du mir gegeben hast, Aecker, Wiesen und Weinberge gekaufet, und lasse sie bauen durch meine armen Nachbarn, und theile mit ihnen die Früchte ihrer Arbeit." — Da befahl der König, dem Jüngling ein Feyerkleid anzulegen, und ließ ihn von sich, und sprach zu den Gewaltigen, die um seinen Thron standen: „Phanuel ist weiser als ich, sein frommes Herz hat ihm eingegeben, was der Herr durch einen Engel mir befehlen mußte."

6.

Der Mann auf Karmel.

In einem kleinen Dorfe am Berge Karmel lebte ein weiser Mann, dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und der Heilung verliehen. Er gieng in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darnie-

der lag, und heilete ihn von seinem Uebel, oder tröstete und erquickte den Sterbenden mit holdseliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. — Denn er kannte die Kräfte der heilenden Kräuter, und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war näher dem Jüngling. Deßhalb liebten ihn alle Menschen, und baten ihn einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte seinen Namen weit umher. — Aber siehe! — es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Karmel und in die Gegend umher, und die Menschen erkrankten, und viele starben. Denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker darnieder lag, sendete man zu ihm, daß er heilen und trösten möchte, bey Tag und bey Nacht.

Da ermattete sein Leib, und seine Seele ward betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war denn die Kraft der heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes blühendes Leben. Denn die Wiederkehr des Mißlingens erzeuget in dem Herzen des emporstrebenden Mannes leichtlich den Mißmuth. — Da führte ihn sein Geist hinaus auf das Gebirge Karmel, und er zweifelte in sich selbst, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte, den Siechen zum Trost und zur Labung. — So gieng er hinaus, und sagte: „Die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin; sie soll auch jetzt mich unterweisen!" — Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüthe sich erhob denn Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Da sprach er: „Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft sich

selber, und öffnet ihren Kelch dem Strahle der Sonne und dem sanften Winde, der vom Abend her über das Meer kommt. Was mag der Mensch mehr thun, als sich in sich selbst vollenden? — Ich will auf Karmel bleiben, und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziele, unmerkbar und sanft, wie die Blume verwelke." — Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. — Er aber schauete ihn an, und sprach: „Nein du lehrest mich ein anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und in die Hütten der Dürftigen will ich eilen, um da von meiner Weisheit süße Früchte der Freuden zu erndten! So wie über dem herrlichen Blumenkelche der Schmetterling, so soll über meiner Kunst mein Leben sich ausbreiten!" — So sprach er, und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Sie hatte, beladen mit dem zarten Blüthenstaub, mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. — Er sah es, und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Thierchens — und der Purpur der Schaamröthe erfüllte seine Wangen. „Großer Schöpfer der Natur" — rief er — „verzeihe meinem Unmuthe und meiner Thorheit! — Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre, ein treuer Zögling, zu Dir und meinem heiligen Berufe zurück!" — Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges, und kehrte mit heiterem Antlitze in das Dörflein, und in die Hütten der Leidenden.

7.

Die beyden Eichen.

Zwey Jünglinge, Freunde wie einst Damon und Pythias, wandelten an einem Frühlings-Tage Arm in Arm in einem Walde. „Laß uns hier“ — sprach einer zu dem andern — „ein Bild unserer Freundschaft suchen! — Findet doch der Mensch so gerne sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!“ —

„Siehe dort“ — sagte Damon — „den Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! — Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, geschmückt mit dem Epheukranze. Der zarte Epheu umschlingt ihn, als ob er Eins mit ihm zu werden strebte. Ohne die Eiche läg' er im Staube!“ — Die Jünglinge sahen sich an, und sprachen: „Schön ist das Bild, und lieblich schmückt der frische Epheu den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt das Starke, durch Liebe sich selbst veredelnd, das Zarte und Schwache. Schöner freundlicher Bund! — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht! —

Siehe, dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! — Ein kluger Verein! — Das Feste trägt das Geschmeidige und Nützliche, um dem Menschen die schönste Frucht zu bereiten. So füllet ihr uns den Becher mit Freuden! — Seyd auch ihr uns dankbar gesegnet im nützlichen Bunde! — Aber ist es nicht ein Bund von Menschenhand gestiftet?“ — sagten die Jünglinge — „Gewinn ist sein Ziel.“ Kann nicht auch leicht der Weinstock, mit Trauben beladen, die Zweige des stützenden Bau-

mes zerreissen, und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken? — Schön ist das Bild — es ist des Vereines menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht.

„Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche!“ — riefen die Jünglinge. — Sie standen in dem vereinten Schatten zweyer jungen Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. „Welch' ein herrliches Gewächs!“ — sprachen sie. — „Ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter streben in gleicher Höhe zum Himmel empor! — Beyde zum Himmel emporstrebende Eichen, widerstehen sie gemeinsam dem Sturme, und überwältiget er sie, so können sie nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unserer Freundschaft?“ — Und statt der Antwort umarmten sie sich im Schatten der jungen Eichen.

8.

David und Jonathan.

Als von Sorgen seines Reiches und von Kummer über seine Kinder verzehret, der Sohn Isai auf seinem Sterbelager entschlief; siehe da kam im dunkeln Thale des Todes der Freund seiner Jugend, Jonathan, ihm zuerst entgegen: „Unser Bund ist ewig,“ — sprach er zur Gestalt des alten Königes — „aber ich kann dir meine Rechte nicht reichen; denn du bist mit Blut befleckt, mit dem Blute aus meinem väterlichen Hause, und selbst mit

Seufzern meines Sohnes beladen. Folge mir nach!" — Und David folgete dem himmlischen Jünglinge. „Ach," — sprach er bey sich selbst — „ein harter Stand ist das Leben des Menschen, und ein härterer noch das Leben der Könige. Wäre ich wie du gefallen, o Jonathan, mit unschuldigem Herzen, im Lenze meiner Jahre; oder wäre ich ein singender Hirt auf Bethlehems Flur geblieben! — Ein schönes Leben hast du indeß im Paradiese gelebt; warum bin ich nicht mit dir gestorben!" — „Murre nicht" — sprach Jonathan — „gegen den, der dir die Krone deines Volkes gab, und dich zum Vater eines ewigen Königreiches machte. Ich sah deine Arbeit und deine Leiden; und habe dich hier erwartet." — Damit führete er ihn zu einem Strome im Paradiese. „Trinke," — sprach er — „aus dieser Quelle, und alle deine Sorgen werden vergessen seyn: wasche dich in diesem Strome, und du wirst jung und schöner werden, als du in deiner Jugend warst, da ich dich lieb gewann, und wir einander den Bund der Treue schwuren. Aber tauche tief in denselben: er fließt wie Silber, und muß dich wie Feuer läutern." — David trank aus der heiligen Quelle, und wusch sich im krystallenen Strome: der Trank entnahm ihm alle Sorgen der Erde; aber die Welle des Stroms durchdrang ihn tief: wie Feuer glühete sie in seinem Innern, bis er entsündigt dastand, seinem himmlischen Freunde gleich. Dem neuen Jünglinge reichte Jonathan jetzt die Harfe, und süßer als hienieden sang er unter dem Baume des Lebens. „David und Jonathan, lieblich im Leben, sind auch im Tode nicht geschieden.

leichter denn die Adler, munterer wie die Rehe auf den Hügeln. Ihr Töchter Israels, weinet um uns nicht mehr; wir sind gekleidet in unserer Jugend Schmuck. Ich freue mich an dir, mein Bruder Jonathan; ich hatte dort unten an dir Freud' und Wonne; doch hier ist deine Liebe mir mehr als unserer Jugend Liebe." — Sie küsseten einander und beschwuren, untrennbar jetzt, den Bund der Treue auf ewig.

9.

Der König und sein Feldherr.

Ein König von Persien hatte unter seinem Kriegsheere einen Feldherrn von ungewöhnlichen Eigenschaften, aber auch von rascher Empfindlichkeit; von den Soldaten wurde er nur der rechte Arm des Königes genannt, denn er hatte ihm lange gedienet und sich durch seine Thaten ein unumschränktes Ansehen beym Heere erworben. Einst fand er sich vom Könige beleidigt, und die Beleidigung kränkte ihn so sehr, daß er einen heimlichen Aufruhr bey der Armee zu erregen suchte. Als der König seinen Vorsatz erfuhr, so sprach er bey sich selbst: Wenn dieser Ehrgeitzige, den die Soldaten wie ihren Abgott verehren, die Fahne der Empörung gegen mich aufsteckt: so weiß ich nicht, welchen andern ich ihm entgegen setzen könnte; aber ich will meine Veziere darüber befragen." — Er zog sie zu Rathe, und alle kamen darin überein: der König müsse diesen mächtigen Verräther unverzüglich in Ketten legen. Der König stellte sich, als ob er ihrem Rathe folgen wolle, und ließ den mißvergnügten Feldherrn sogleich zu

sich kommen; statt der Ketten aber überhäufte er ihn mit neuen Wohlthaten, mit neuer Ehre. Er bat ihm seine Beleidigung ab, rühmte seine Verdienste, und versicherte ihn seiner Gnade. Dieß Zutrauen und diese Großmuth des Königes rührten den stolzen Mann so, daß er sein Vorhaben nicht nur aufgab, sondern dem Könige auch mit einer Treue ergeben war, als er ihm früher nie gewesen. „Sehet" — sprach der König zu seinen Vezieren — „ich bin eurem Rathe gefolgt, ich habe meinen Feldherrn mit den stärksten Banden gefesselt. Für Hände und Füße braucht man viele Ketten, und sie sind grausam und trüglich. Für das Herz braucht man nur Eine, und bey edeln Menschen dauert sie ewig." —

10.

Emir Hassan und seine Freunde.

Der Emir Hassan saß zur Tafel mit seinen Freunden. Das Gespräch kam auf den Adel der Seele und den edelsten Menschen. Da sprach Abderaman, einer der Gäste: „Zu Bagdad wohnte Hussein, den man el Adem (den Gerechten) nannte. Er war geehrt von seinen Mitbürgern, geschätzt seiner Kenntnisse wegen, und wohlhabend durch seinen Fleiß. Aber er hatte einen mächtigen Feind, welcher ihn zu verderben suchte: denn die Wahrheit gleichet dem Feldherrn, der für das Wohl des Vaterlandes kämpft; er hat erbitterte Feinde gegen sich. Leicht hätte sich Hussein vor der Verfolgung schützen können, wenn er hingegangen wäre, um sich vor dem Mächtigen zu demüthigen. Doch welcher Edle wird sich nie-

derwerfen vor dem Unedeln!" — Hussein sprach: „Der Mensch darf nichts thun, dessen er sich vor dem verborgensten Gedanken seiner Seele schämen müßte, sollte er auch untergehen! — „So lange er es vermochte, suchte er sich durch eigene Kräfte zu schützen — endlich unterlag er dem feindseligen Bestreben des Mächtigen. In's Elend hinaus gestoßen, doch nicht seiner Ehre beraubt, verwiesen aus der Stadt, doch nicht aus dem Herzen der Guten; zog er von Bagdad; und seine jammernden Kinder folgten ihm mit ihrer Mutter. Er sprach zu ihnen: „Klaget nicht, meine Lieben! — Die Erde ist überall des Herrn. Wo die Ameise in einsamer Gegend ihre Vorrathskammer zum Hügel aufwirft, da blicket auch das Auge des Schöpfers auf sie herab. Fallen wir aus der Menschen Gunst: so fallen wir doch nicht aus Gottes Huld!" — So tröstete Hussein die Seinen, und kein Wort des Fluches über seine Feinde entfiel seinen Lippen; denn er sprach: „den Feinden nicht vergeben heißt die Thore den Leidenschaften öffnen, und Schande über die edle Menschen-Natur bringen, wie der giftige Hauch schädlicher Lüfte die Rosenblüthen verwüstet." — „Sprich Hassan, war el Adem nicht edel?" — Hassan erwiederte: „Fürwahr, er hatte edle Gesinnungen. Aber wenn er die Macht gehabt hätte, sich zu rächen? — Oft weichen des Menschen edle Gesinnungen, wenn die Gelegenheit da stehet in lockender Gestalt, und die Hand bietet zu entgegengesetzten Handlungen, und die Leidenschaft erwacht." — Abderaman antwortete: „Hussein el Adem wanderte auf beschwerlichen Wegen

nach Damaskus. Hier fand er sein Glück: denn das verdunkelte Verdienst gleichet der Sonne, vor welche der Mond tritt. Sie scheint uns verfinstert. Doch die dunkle Gestalt ist nur die Schatten-Seite des Mondes, welche uns den freundlichen Sonnenstrahl entzieht. Bald wandelt der Mond vorüber, und die Sonne stehet da in ihrem Glanze, nur desto gefeyerter, je mehr wir ihren Verlust fühlten. Husseins Weisheit wurde zu Damaskus bekannt, der Ruf seiner Gerechtigkeit gieng vor ihm her. Der Pascha bediente sich seiner in wichtigen Angelegenheiten, lernte ihn immer mehr hochschätzen, und erhob ihn endlich zum Divan-Effendi (Kanzler des Rathes). — Als Hussein eines Tages auf der Terrasse seines Gartens lustwandelte, sahe er einen elenden, gebeugten Menschen auf der Straße daherkommen. Er schien ihm die Züge seines Feindes in Bagdad zu haben, darum ließ er ihn zu sich rufen. — Der Elende erschien, erkannte den verfolgten Hussein, erbebte, und fiel bestürzt zu den Füssen des Divan-Effendi. Aber Hussein sprach: „stehe auf! — Ich ließ dich nicht zu mir rufen, um dich zu beschämen: denn dem Herzen des Menschen kann es keine Freude seyn, wenn der Feind gedemüthigt zu den Füssen liegt. Ob ich dir nützlich seyn könnte? — wollte ich wissen. Deine Verfolgungen waren durch Gottes Allmacht nur Segnungen für mich, und der rauhe Weg durch die Wüsten war der Weg der Prüfung vor dem Allwissenden." — Der Elende rief aus: „strafest du doch härter, als Abderaman zu Aleppo, der die Einwohner in die Hacken warf." — Doch Hussein erwiederte: „ich vergebe und seg-

ne! — Und mein Herz erhebt sich vor Freude, daß Gott mir die Kraft gegeben hat, Andern wohlthun zu können. Ist dir meine Hülfe Strafe, so siehe dieß an für Gottes Gerechtigkeit, und demüthige dich vor dem Allmächtigen!" — Darauf entließ er den gebeugten Feind mit Geschenken, und bat ihn, in der Noth Hülfe bey ihm zu suchen. „Fürwahr," — sprach Hassan — „der Divan-Effendi stehet da als ein edler Mann; aber es ist so süß, den Feind zu segnen, wenn man nichts mehr von ihm zu fürchten hat. Wie aber wenn Hussein noch arm und unterdrückt gewesen wäre, und sich durch die Rache an dem Feinde hätte erheben können?" — Abderaman antwortete: „du störest das Wohlgefallen an edeln Handlungen durch Zweifel. Wer sich ergötzen will an schönen menschlichen Thaten, darf nicht denken wie Selim zu Merdin. Wenn dieser die prächtigste Rose sahe, sprach er: aber sie würde nicht prächtig blühen, wenn Mehlthau gefallen wäre, wenn Würmer die Knospe zerstochen hätten, wenn der Sturm den Stiel verdrehet hätte! — Ich denke, wer so edel handelte wie Hussein, wird sich unter allen Umständen gleich bleiben." — Jetzt erhob sich Abdul, ein anderer der Gäste, und sprach: „Da du gern den Menschen auffinden möchtest, der in den verwickeltsten Umständen edel handelt, so will ich dir ein Beyspiel erzählen. „Kerim zu Mossul war ein wohlhabender Mann. Er wurde arm durch seine Freunde, denen er sein Geld geliehen hatte. Sie verloren ihre Güter durch Unglücksfälle, und Kerim tröstete sie, wenn sie klagten. Um sich und seine Kinder zu ernähren, diente

er jetzt als Wegweiser, und führte die Karavanen von Mossul nach Merdin und Aleppo. Als er einst eine Karavane von Aleppo zurückgebracht hatte, sahe man plötzlich eine Veränderung seiner Umstände. Sechs Kameele hatte er bald in der Folge der Zeit gekauft; er trieb wichtigen Handel von Aleppo nach Bagdad, und häufte Waaren in seiner Wohnung auf; aber in seinem Hauswesen veränderte er nichts; die Dürftigkeit wohnte bey ihm, und die Armuth bereitete seine Speisen. Er diente ferner als Wegweiser, indeß seine Kameele von besoldeten Treibern geleitet wurden. Nach mehreren Jahren erschien ein Christ vor dem Kadi zu Mossul, und klagte über Kerim. „Ich habe" — sprach er — „vor mehreren Jahren eine Reise nach Persien und Indien von Mossul über Bagdad angetreten. Der alte Kerim führte die Karavane von Aleppo nach Mossul und bewies mir so viel uneigennützige Treue, und die andern ehrten ihn so sehr als den Gerechtesten, daß ich ihm einen Theil meines Vermögens anvertraute. Jetzt, da ich komme und dasselbe wieder fordere, stellt mir Kerim sechs Kameele vor, zeigt mir eine Menge Waaren, und übergibt mir Säcke voll Geld. „Das ist dein!" — spricht er — „und noch mehr sind dir die Kaufleute schuldig. Dein Geld sollte nicht todt und nutzlos bey mir liegen. Ich habe damit Handel getrieben, und siehe, das hat dir Gott gesegnet!" — Doch wie sollte ich annehmen, was nicht mein ist, was der Fleiß des treuen Kerim erworben hat. Befiehl du ihm, daß er mir das Meinige nur gebe, und das übrige behalte. Ich kann ihn zu nichts bewegen." — Der

erstaunte Kadi ließ den alten Kerim rufen, und befahl ihm, wie der Fremde gebeten hatte. Doch Kerim sprach: „Wie konnte ich das kindliche Vertrauen eines Fremden anders belohnen, als durch die treueste Verwaltung des anvertrauten Gutes? — Was ich gewonnen habe, hat Gott gesegnet, nicht mir, sondern dem, für welchen ich gewinnen wollte. Daß ich wider Willen des Fremden sein Geld angewendet habe, kann ihn nicht entrüsten, denn er empfängt es zurück aus treuer Hand mit tausendfältigen Zinsen. Wie aber, wenn ich den Gewinn für mich behalten wollte? — Könnte der Eigenthümer nicht vor dir klagen: Kerim hat sich meines Geldes bemächtigt, das er nur aufbewahren sollte; hat tausendfältig gewonnen, und läßt mich nicht Theil nehmen an dem Gewinne! — Handle ich anders als gerecht?" — „Du handelst gerecht," — antwortete ihm der Kadi — „und ich weiß nicht, welcher von euch beyden edler ist, du oder der Christ! — Aber ich befehle dir, daß du den Gewinn als Geschenk von dem Christen annehmest." — „Nicht einen Asper!" — erwiederte Kerim — „auf daß mich zu keiner Stunde meines übrigen Lebens eine Stimme in mir oder ausser mir frage: hast du vielleicht des Lohnes wegen also gehandelt? — Ich habe meinen Lohn dahin: denn ich kann mein Haupt sanft niederlegen, und sagen; Kerim, du bist bey allen Versuchungen doch treu gewesen einem arglosen Herzen, treu deinen bessern Gefühlen!" — Kerim entfernte sich, und der Kadi bewunderte die Seelen-Größe des Mannes so innig, daß er sich selbst gering achtete, und alles anwendete, um Kerim an

seiner Statt das Kadi-Amt verwalten zu lassen." „Nun! Hassan," — fuhr Abdul fort — „hier hast du ein Beyspiel von drey edeln Menschen! — Wirst du Bedenklichkeit haben, den alten Kerim unter die Edelsten zu stellen?" — „Fürwahr" — erwiederte Hassan — „einer der edelsten war Kerim: denn ich halte es für leichter, den Haß aufzugeben, und Böses mit Gutem vergelten, als in Treue und Liebe zu beharren, wie Kerim. Nur möchte ich ihn tadeln, daß er nichts von dem Geschenke nahm: denn er hatte Pflichten gegen die Seinigen, und vernichtete die Dankbarkeit des Freundes." — „Weil wir vielleicht uns unfähig fühlen, so streng zu handeln, tadeln wir Kerim," — sprach Abdul — „doch wer erkennt nicht in der höchsten Strenge gegen seinen sittlichen Werth den edelsten Menschen? Der Freund war beruhiget genug, die Dankbarkeit ernstlich bewiesen zu haben, und drang nicht weiter in Kerim, um den großen, stillen Gang des edlen Mannes nicht mehr zu beunruhigen — und Kerim wird auch gewußt haben, gewissenhaft gegen die Seinigen zu handeln." —

11.

Alexis und Menalkas.

Ein Greis war Menalkas, achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seinem Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten des schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends

sitzt, der Gottheit dankt, und so den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage Gott und der Ruhe heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer in dem Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen gegeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den guten Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könnte, und das läßt der gute Gott nicht ungesegnet. Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlgepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes; oder er hielt den Vorübergehenden mit Freundlichkeit auf, und hörte die Geschichten der Nachbarschaft, und von dem Fremdlinge die Gebräuche und Sitten fremder Länder. Seine Kindes-Kinder, sein süßester Zeitvertreib, gaukelten dann um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig seyn und nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischte er immer süßtreffenden Unterricht. Er selbst machte ihnen ihre Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen: „Mach uns dieß, und mach uns das!" — und wenn's fertig war, küßten sie ihn, und hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrte er sie Flöten machen und Hirten-Pfeifen, und blies ihnen vor, wie man den Schafen und den Ziegen zur Weide bläst. Er lehrte sie viele Lieder; die Kleinen mußten sie singen, die Größern sie mit der Flöte begleiten. Oder er erzählte

ihnen lehrreiche Geschichtchen; dann saßen sie aufmerksam an der Erde oder auf der Thürschwelle um ihn her. Einst saß er so im Vorhause an der Sonne, und Alexis, sein Engel, stund allein bey ihm. Ein schöner Jüngling, jetzt hatt' er dreyzehn Frühlinge gesehen; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldnen Locken wallte sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, Andern Gutes zu thun, und dem, der in der Noth ist, beyzustehen; und daß kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat: „Die schön aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsere Busen vor Vergnügen; aber süßer, mein Sohn! ist jene Freude noch!“ — Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter; mit Entzücken sah es der Greis: „Du weinest, mein Sohn!“ — so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm in's Gesicht! — „aber gewiß, meine Reden allein vermögen nicht dieß, in deinem Busen muß etwas seyn, das ihnen diese Stärke gibt.“ — Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. „Ach“ — sagte er — ich fühle es, ich fühle es ganz: Nichts ist süßer, als Andern Gutes thun.“ — Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände, und sprach: „Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ich's, dich rührt etwas mehr, als ich dir sagte.“ — Betroffen blickte der Jüngling seitwärts: „Sind“ — so sprach er — „deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?“ — „Ich sehe, mein Sohn,“

sagte Menalkas — „ich sehe, daß du mir etwas verhehlst zum erstenmale vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sitzt.“ — Alexis weinte und sprach: „O, so will ich dir alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrest du uns, drum wollt' ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mir's so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freude unseres Lebens ist. Eins unserer Schafe hatte sich verirrt, ich sucht' es in dem Gebirge; und ich hörte im Gebirge eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stund da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter, und legte sie auf den Boden hin. „Weiter“ — so sprach er — „vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen, und kein Baum und keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß ich mich erquicke. Ach Gott! — um mich her seh ich nur Wildniß; keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter können meine schwankenden Kniee nicht. Doch, guter Gott! — ich murre nicht; denn immer hast Du mir geholfen!“ — So sagte er, und kraftlos legte er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehen, lief ich da, so schnell ich konnte, zu unserer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine größeste Flasche voll Milch, und so schnell ich konnte, lief ich in's Gebirge zu-

rück, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise, leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn, und die Flasche voll Milch; und still schlich ich in's Gebüsche zurück. Aber bald, da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin, und sprach: „Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! — Nun will ich's versuchen, dich weiter zu schleppen, hast du doch so sanft mir zum Pfühle gedient. Gewiß hat Gott meinen Schritt geleitet, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach nimmt,“ — Jetzt wollte er die Bürde auf die Schulter heben, da erblickte er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. „Gott! — was seh' ich?“ — so rief er. „Ach! — mir Hungrigen träumet von Speise, und wenn ich erwache, ist's nicht wahr. Doch nein, o Gott! — ich wache, ich wache! — Jetzt langt er nach den Früchten. Ich wache! — O welch' ein guter Gott thut dieses Wunder? — Das erste aus dieser Flasche gieße ich Dir aus, und diese beyden, die größesten dieser Früchte, reiche ich Dir. Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt!“ — So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er sein Mahl. Erquickt stund er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. „Oder“ — so sagte er — „hat vielleicht Gott einen gutthätigen Sterblichen hergeführt, o, warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? — Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? — Segne

ihn, guter Gott! — Segne den Redlichen, die Seinen segne, o segne Alles, was ihm zugehört! — Satt bin ich, und diese Früchte nehm' ich mit: mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Wohlthäter segnen." — Jetzt gieng er: O ich weinte vor Freude! — aber ich lief durch's Gebüsche den Weg ihm vor, und setzte mich an einen engen Weg hin, wo er vorbey mußte: „Höre, mein Sohn! — sage, hast du Niemand auf diesem Gebüsche gesehen, der eine Flasche trug, und einen Korb voll Früchte?" — „Nein, Niemand hab' ich in diesem Gebüsche gesehen, der eine Flasche trug, und einen Korb voll Früchte." — „Aber sage mir," — so fragt' ich — „wie kömmst du in diese Wildniß? Ohne Zweifel hast du dich verirrt, denn es führt keine Straße hieher. — „Uebel," — so erwiederte er — „übel hab' ich mich verirrt: mein Sohn, denn hätte nicht ein Sterblicher, den Gott dafür segnen wolle, mich gerettet, so wäre ich vor Hunger und vor Durst im Gebirge gestorben." — „So laß mich nun den Weg dir weisen, gib deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter." — Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir, und so führte ich ihn auf die Straße. Und sieh', das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen läßt. Geringe und mühelos war, was ich that, und doch macht es mich vergnügt, wenn's mir zu Sinne kommt, wie sanfter Sonnenschein. O, wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!" — Und der Greis umarmte den guten Knaben voll der süßesten Freude. „O," — so sprach er — „froh

und ruhig geh' ich in's Grab, laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück." —

12.

Miras und Hadi.

„Hilf Allah Taala*), was soll ich thun? — Was ist aus mir geworden! — Wie arm bin ich, kaum weiß ich den Hunger zu stillen, kaum die Blöße zu decken. Und Hadi so reich, so glücklich? — Wie wunderbar spielt das Schicksal mit den Sterblichen! — Miras trachtete nach Schätzen, und verlor sein Hab' und Gut; Hadi bat Allah um Weisheit und Mäßigung, und ward mit Gütern gesegnet. — Das will ich thun, aufmachen will ich mich, will zu Hadi gehen, und — ihm als Sklave dienen." — So sprach Miras, der Verzweiflung nahe, in seinem wogenden Herzen. — Hadi und Miras waren zwey Brüder, und theilten nach dem Tode des Vaters das hinterlassene kleine Erbgut in gleiche Theile; vieles entschieden sie durch's Loos. Miras, voll unsättlicher Habsucht, wähnte sich vom redlichen Hadi betrogen, und dachte auf Rache. Einst in einer sternhellen Nacht erschien er mit einem Dolche bewaffnet in Hadis Gemache; den schlafenden Bruder zu ermorden. Doch Allah ließ den Redlichen nicht ohne Rettung. Den strafenden Händen der Gerechtigkeit entflohen, wohnte nun Miras zu Aden, kaufte sich etliche Sklaven und Kameele, und trieb in der Gegend des arabischen Meerbusens

---

*) Allah Taala, so nennen die Araber das höchste Wesen.

Handel. Da er aber nicht thätig und aufmerksam genug war, und aus Gold-Durst zu viel wagte, gerieth er in Armuth und Elend. So aufs äußerste gebracht, schien für ihn nichts übrig zu seyn, als der Bettel-Stab oder das Räubergewerbe. Seine Zuflucht zum Bruder zu nehmen, der, wie er durch Kaufleute erfahren hatte, in glänzenden Umständen lebte, war ihm anfangs bedenklich, es fehlte ihm an Zutrauen, auch schämte er sich vor ihm des vorgehabten Verbrechens wegen. Miras kämpfte lange mit sich selbst, doch endlich siegte der gute Genius in ihm, und er entschloß sich, wofern er's nicht weiter bringen könnte, Hadis Sklave zu werden. Miras setzte sich zu Schiffe, um die Reise nach Edda am rothen Meere, wo sein Bruder wohnte, schneller zu vollenden. Wie sehr wunderte sich Miras, als er vom Steuermanne hörte, das Schiff, welches ihn trug, und mit Gold, theurem Holze, Edelsteinen, Perlen und allerley Spezereyen so reich beladen war, gehöre dem großen Kaufmann Hadi zu Edda, seinem Bruder. Aber noch höher, bis zum Erstaunen stieg seine Verwunderung, als er zur Stadt Edda kam, und den prächtigen Pallast sahe, in welchem Hadi wohnte, als er vor demselben das Gewühl der Sklaven erblickte, und die Menge der Kameele und Maul-Esel. Kaum wagte er es, sein Auge empor zu richten. Voll Schaam stand er da in seiner Niedrigkeit, heftete den starren Blick, wie vom strahlenden Glanze des brüderlichen Glückes geblendet, zur Erde, und konnte sich nicht entschließen, einen Schritt voran zu gehen; als Hadi, der in dem Verzeichnisse der auf seinem Schiffe

angekommenen Fremden des Bruders Namen gefunden hatte, auf Miras zueilte, ihn erkannte, und mit den Worten: „Miras, mein wiedergefundener Bruder!" — ihn an sein klopfendes Herz drückte. Miras entwand sich seiner Umarmung, knieete nieder, blickte voll Schaam und Reue auf Hadi, und — „Bruder!" — sprach er — „vergib mir! — schwer habe ich gegen Allah und dich gesündiget, auf dich strömt nun Allah's Segensfülle, und mich trifft strafend die Macht seiner Hand." — „Sey getrost mein Bruder! — und stehe auf, dir ist Alles vergeben! — Allah hat das Böse zum Guten gelenket, und wer sich bessert, der wird nicht auf immer verstoßen." — So sprach Hadi, führte den Bruder zur glänzenden Wohnung, ließ ihm ein warmes Bad bereiten und neue Kleider geben; und lud seine Freunde und Bekannten zu einem festlichen Mahle ein. „Sehet hier," — sprach er voll Freude zu den versammelten Gästen — „dieses ist mein Bruder! — er war verloren, und ist nun wieder gefunden." — Alle nahmen Theil an Hadi's Freude, und genossen vom Weine und köstlichen Mahle. — „Hadi, welch' ein Glanz umgibt dich!" — rief Miras einmal über das andere aus, als die frohen Gäste geschieden waren. Er konnte nicht begreifen, wie ein Mensch von geringem Vermögen in so kurzer Zeit durch Handelschaft so viel erwerben könne, und fragte voll Verwunderung: „Sage mir nur, Bruder, wie und auf was Art bist du so reich geworden?" — Miras fragte vergebens. Hadi schien auf die Frage nicht zu achten, und sprach vom Glücke brüderlicher Eintracht, oder von den Neuig-

keiten der Stadt, oder von den Vergnügungen des morgenden Tages. Miras that allerley Fragen an Hadi, und erhielt befriedigende Antworten; so oft er aber nach der Art und Weise fragte, wie der Bruder zu seinen großen Schätzen gelangt seye, so oft blieb Hadi die Antwort schuldig, und hub an von andern Dingen zu reden. „Vielleicht kannst du morgen über diesen Punkt Licht bekommen,“ — dachte Miras; und fragte nach seiner Schlafstätte. Hadi führte ihn über einen großen Saal, und wieß ihm an der Seite desselben sein Schlafgemach selbst an. Er konnte nicht sogleich einschlafen, und hörte, daß der Bruder alle seine Diener vom obersten bis zum untersten auf dem großen Saale vor sich kommen ließ, sie über die Geschäfte des verlaufenen Tages befragte, und über den nächstfolgenden sprach. Einige seiner Hausgenossen ermunterte er, so fortzufahren und lobte sie, andere tadelte er, und ermahnte sie zum Besserwerden und Bessermachen. Nur dann erst, als alle andere im Hause ruhten, schlich auch Hadi zu seinem Schlafzimmer. „Fürwahr eine gute Sitte,“ — sprach Miras zu sich selbst — „hättest du auch täglich von deinen Sklaven Rechenschaft gefordert, du wärest nicht so häufig hintergangen worden.“ — Er hatte eine schlaflose Nacht. Der mancherley Speisen und Weine, die er Tags vorher genossen hatte, war er seit langer Zeit her nicht mehr gewohnt. Darum erhub sich Miras von seinem Lager, als kaum der Tag zu dämmern anfieng, und erstaunte, da er so früh schon die Stimme seines Bruders vernahm. Dieser gieng von einem Schlafgemache zu dem andern, pochte

dreymal an die Thüre, öffnete sie dann, und rief laut: „Die Morgenstunde hat Gold im Munde!“ — Durch diesen Zuruf versammelte Hadi seine Hausgenossen auf dem großen Saale, und nach einem kurzen Gebete, das er in Aller Namen aussprach, vertheilte er die Geschäfte des Tages, und ermunterte einen jeden, Treue und Fleiß zu beweisen. Miras, der dieß alles aufmerksam angehört hatte, konnte sich länger nicht halten. Er kleidete sich schnell an, eilte zu Hadi auf den Saal: — „Bruder!“ — sprach er — „du antwortest auf oft wiederholte Fragen kräftig durch Thaten. Nun begreife ich's ganz, wie du in kurzer Zeit so reich wurdest. Hätte ich nur deine häuslichen Sitten früher gekannt, ich wäre gewiß nicht in Dürftigkeit gerathen.“ — „Früher,“ — erwiederte Hadi — „hätten sie vielleicht diesen Eindruck auf dich nicht gemacht.“ — „Das kann seyn,“ — sprach Miras — „jetzt aber wirkt mit Macht dein Exempel auf mich, und ich kann, weil es zu spät ist, es nicht benützen.“ — „Warum zu spät?“ — sprach Hadi, und that dem Bruder ohne Handschrift beträchtlichen Vorschuß. Mit Rührung und Dank nahm Miras den Vorschuß an, zog nach Aden zurück, und weil er das Exempel des Bruders mit Weisheit befolgte, so wurde er nicht nur ein reicher Kaufmann, sondern auch ein veredelter Mensch.

13.

Die drey Greise.

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten den nicht auch die Menschen ehren? — Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupt ist graues Haar eine schöne Krone. — Drey Greise feyerten zusammen ihr Jubel-Fest, und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden. Der Eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausgieng, die Länge des Weges: nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg, und hob die Hände auf wie zum Segen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden.“ — Der andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie hab' ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenket.“ — Der dritte, ein Richter des Volks, sagte: „Nie nahm ich Geschenke; nie bestand ich starr auf meinem Sinn: im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet.“ — Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen hervor, küsseten ihre Hände, und kränzten sie mit Blumen. Und die Väter segneten sie, und sprachen: „Wie eure Jugend, sey auch euer Alter! — Eure Kinder seyen euch, was ihr uns seyd: auf unserm Greisen-Haar eine blühende Rosenkrone!“ —

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

14.

Joel und Heman.

Es begab sich zu der Zeit, da Ehud Richter in Israel war, daß der kleine Joel, der Sohn Hemans, des Sohnes Jareds, mit der Sonne aufstand, um am Fuße des Tabors heilsame Kräuter zu suchen, für seinen Vater, der krank lag an der zehrenden Seuche. Heman war fromm und arm; eine Wasserfluth hatte ihm seine Heerde ersäuft, bis auf eine einzige Ziege, die ihn ernährte, indeß sein Sohn von den Wurzeln des Feldes lebte. Da nun der Knabe, ehe der Morgenthau fiel, seine Kräuter sammelte; hörte er plötzlich ein Geräusch über seinem Haupte, und als er seine Augen aufhub, sah er einen Habicht, der eine Ringel-Taube verfolgte, die halb todt herunter stürzte zu seinen Füßen. Joel haschte sie, und sagte bey sich selbst: „Diesen Vogel will ich meinem Vater zum Mahl zubereiten, auf daß er esse und sich labe, ehe denn er sterbe." — Die Ringel-Taube aber sah den Knaben traurig an, und schien ihm zu sagen: „Wie, auch du willst mich tödten?" — Da jammerte der arme Vogel den Knaben, und er sprach zu ihm: „Nein, dein Retter, und nicht dein Mörder will ich seyn. Der Herr, der unsere Väter mit Wachteln speißte in der Wüste, wird auch meinen Vater er-

quicken. Der Knabe ließ die Ringel-Taube los, und als sie empor flog aus seiner Hand, siehe! — da schwebte ein lieblicher Jüngling vor ihm, schön wie Adam, als er hervorgieng aus der Hand seines Erschaffers. Sein Antlitz glänzte wie die Sonne, sein Gewand war weiß wie der Schnee, und ein goldener Gürtel umzingelte seine Lenden. „Heil dir!“ — sprach er zum Knaben — „daß du Barmherzigkeit gethan hast an dem Vogel. Ich bin einer von den sieben Geistern, die vor dem Throne Gottes stehen, und wurde herabgesandt, dein Herz zu prüfen. Zeuch hin im Frieden; ein schöner Lohn wartet auf dich.“ — Joel fiel auf seine Kniee und betete an, aber der Geist verschwand vor seinen Augen. Da machte der Knabe sich auf, und hüpfte fröhlich, mit einem Bund Kräuter in der Hand, nach der väterlichen Hütte. Als er aber den Hügel hinabstieg, auf den die Hütte gebauet war, siehe da kam ihm sein Vater mit rüstigen Schritten entgegen, und sprach zu ihm: „Freue dich mit mir, mein Sohn, denn ich habe Gnade gefunden vor dem Herrn, und er hat seinen Engel gesandt, daß er mich gesund machte. Um die zweyte Stunde saß ich auf meinem Lager, und lechzte nach Odem. Da trat ein fremder Wanderer in meine Hütte. Sein Bart reichte bis an seinen Gürtel, und hundert Winter schienen auf seinem grauen Scheitel zu ruhen. Aber sein Auge blitzte wie der Morgen-Stern, und seine Stirne gleich einer marmornen Tafel, auf der geschrieben stand: Friede. „Sey mir gegrüßt,“ — sprach er zu mir, und reichte mir seine Rechte. „Kannst du mir keine Labung rei-

chen?" — Mein letzter Becher mit Milch stand neben meinem Lager, ich gab ihm den Becher, und sprach: „Hier, Vater, nimm hin und trinke, der Gott Israels weiß, daß ich dir sonst nichts geben kann." — Da nahm er den Becher aus meiner Hand, und zog aus seinem Busen ein Fläschlein von lauterem Golde, und goß daraus sieben Tropfen wohlriechend wie Balsam aus Gilead in den Becher: „Trinke du," — sprach er, indem er den Becher mir reichte — „mich dürstet nicht mehr, dein guter Wille hat mich gelabet, trinke mein Sohn, im Namen dessen, der Leben gibt seinen Geschöpfen." — Ich gehorchte seinem Befehle, und indem ich trank, ward es mir dunkel vor den Augen, und ich fühlte, daß ich zurück sank auf mein Lager. Als ich wieder aufwachte aus meinem Schlummer, sah ich den Alten nicht mehr, aber ich spürte ein sanftes Feuer in meinen Adern, und eine neue Kraft in meinen Gebeinen. Verjüngt stand ich auf, und eilte dir entgegen, um dir zu erzählen, welche große Dinge der Herr an mir gethan hat." — Indem Heman so redete, siehe da trat der Geist zwischen Vater und Sohn. In Hemans Augen war es ein hundertjähriger Greis, in Joels Auge der glänzende Jüngling. — „Der Herr hat sich eurer erbarmet, weil ihr euch seiner Geschöpfe erbarmet habt. Gehe hin, Heman, und grabe eine Grube unter dem steinernen Troge, woraus du sonst deine Heerde tränkest. Da wirst du hundert Seckel Silbers finden, die dein Vater Jared, als du noch ein Kind warest, an dieser Stelle verbarg, ehe er in den Streit zog gegen die Moabiter, die ihn erschlugen." — Nun ver-

schwand der Geist, und hinterließ einen Duft lieblich wie die Blüthe des Weinstocks, und Heman und Joel eilten zum Wasser-Troge, und fanden das Silber, und zerschlugen den Trog, und baueten aus den Steinen dem Herrn einen Altar, auf dem sie ihre Ziege zum Dank-Opfer schlachteten.

15.

Timotheus.

Der junge Timotheus, in der Hütte eines Tagelöhners aufgewachsen, war in Allem, was er sprach und that, das rechte Bild der Wahrhaftigkeit und Treue, das Bild des Gehorsams und des Fleißes, das Bild der Gesundheit und der Freude — schön und lieblich wie eine Mayen-Rose, und unschuldig wie ein Engel Gottes. Wer ihn sah, freute sich sein, und wer ihn betrachtete, hatte Achtung für ihn. Er wollte lieber hungrig zu Bette gehen, als von einer Speise essen, die nicht sein war; lieber sich zu Tode schlagen lassen, als eine Lüge sagen; lieber alles Vergnügens entbehren, als einen Wink des Mutter-Auges unbefolgt lassen. Und wenn er ein Wort von Gott hörte, so war er ganz Ohr und Herz. Timotheus verlor seinen Vater am Tage seiner Geburt. Die Mutter erzog ihn, und ihr ganzer Unterricht bestand darin: „Dein Vater, liebes Kind! — ist schon lange gestorben, ist aber bey Gott. Gott ist unser Vater; er ernähret mich und dich. Sein Auge sieht uns, sein Herz liebet uns, seine Hand beschützet uns, sein Geist lehret uns, sein Himmel nimmt uns einst zu sich. Unser Beruf

auf der Erde ist: diesen unsern und aller Menschen Vater anbeten und lieben, seinen Willen erforschen und erfüllen, und vor ihm fromm und in Ihm selig seyn, gern arbeiten und willig leiden, Ihm leben und Ihm sterben. Ihn werden wir einst schauen von Angesicht zu Angesicht. Sein Sohn Jesus, einst ein Knabe wie du, hat uns dieß alles auf's beste gelehrt, und unser frommer Pfarrer, der immer an etwas ewiges denkt, und so fromm aussieht, wie einst Timotheus, dessen Namen du trägst, wird dir das Wort Jesu deutlicher verkünden, als ich es kann. Immer bete du nur, wie Jesus; arbeite wie Er, und thue nie Böses. Nur keine Lüge, mein Sohn! — Nur keine Untreue, nur keine Sünde! lieber sterben sollst du, als einen fremden Heller nehmen, als ein falsches Wort sagen." — Dieß sagte sie ihm Tag und Nacht vor, so oder anders, mehr mit Beyspielen als mit Worten; aber auch mit Worten. Lesen konnte sie selbst nicht, darum ward ihr Leben das Buch des jungen Timotheus. Ein guter Nachbar lehrte ihn zwar nachher auch lesen, schreiben, rechnen, die Erde und sein Vaterland kennen ꝛc. Aber was die Mutter sagte, war ihm doch das Liebste, sie sagte es ihm so in das Herz hinein, und darin blieb es denn auch. Einst, als der Apfelbaum, den der Vater kurz vor seinem Tode gepflanzt hatte, die ersten drey Aepfel brachte, so roth und schön wie die Gesundheit, und so gesund wie Timotheus, ließ die Mutter durch den Nachbarn auf den ersten Apfel schreiben: fromm; auf den zweyten: fleißig; auf den dritten: fröhlich. Diese drey Aepfel schenkte sie ihrem Timotheus zu

seinem Geburtstage. — „Das seyen deine drey Bücher," — sagte sie — „die stelle auf deinen Haus-Altar, damit sie dir stets in's Auge fallen. Denk' Tag und Nacht an die drey F. fromm, fleißig, fröhlich." — Timotheus bildete sich ganz nach diesen drey Aepfeln, die seine Haus-Lehrer wurden, und nach dem Vorbilde der Mutter, die über die drey F. allerley schöne Anmerkungen machte. Da seine Bibliothek mürbe zu werden anfieng, sagte die Mutter zu ihm: „Nun darfst du deine drey Aepfel schon essen; sie sind ja in deinem Herzen geschrieben." — Aber der Knabe hatte zu viel Hochachtung und Dankgefühl für die drey Aepfel, weil sie seine Lehrer gewesen waren, und auf seinem Altare gestanden hatten, und schenkte sie der Tochter seines Nachbars, die zwey Jahre jünger war als er. Die Wittwe hatte noch neben den drey Aepfeln zwey andere Haus-Lehrer, die man auch Hofmeister nennen möchte, die Einfachheit und Genügsamkeit. Brod, Obst und Kartoffeln waren die Leckerbissen des Knaben, die ihm die Mutter darreichte, wenn er seine auferlegte Arbeit verrichtet hatte. Da ward der Knabe so gesund wie das Leben, und so froh wie die Liebe, und so fleißig wie seine Mutter. Denn die Mutter-Treue bildete ihn, und die Mutter-Liebe wachte über seinem Sinn und Herz.

16.

Die Seite gegen Mitternacht.

Im Lande der Teutschen wohnte ein Mann, der hieß Norbert. Derselbe war verständig und got-

tesfürchtig, und wandelte schlicht und recht, nach der Weise seiner Väter. Und Norbert hatte einen Sohn, mit Namen Teutobald, den liebte er wie seine Seele; denn gut und fromm war dieser Sohn, und reich an Gefühl für das Schöne, und immer geschäftig zu lernen, daheim und in den Schulen. Darum sprach Norbert oft zu seinen Freunden: „Werd' ich doch einst mit Frieden hinab in die Grube fahren, denn mein Sohn will mir wohl gerathen." — Der Sohn aber ward ein Jüngling, und erlernte mit Fleiß die Kunst, schöne Gebilde und Säulen zu machen aus feinem Gesteine, und zierliches Schnitzwerk aus köstlichem Holze. Als er es nun darin bald seinen Meistern wohl gar zuvorthat, da sprach zu ihm der Vater: „Mache dich auf, mein Sohn, und reise nach Welschland. Daselbst ist die Kunst der Bildner zu ihrer Reife gediehen; dein Auge weidet sich dort im Anschauen lieblicher Gestalten, und diese schweben hernach, wie Geister, mit reichem Leben vor deinem innern Sinne, und leiten deine Hand. Zeuch hin, mein Sohn! — der Gott deiner Väter wird mit dir seyn auf der Reise und in fernen Landen. Wandle vor ihm unsträflich, und gedenke meiner Liebe; dann kehrest du einst zurück in die Heimath, nicht mehr ein Knabe oder Jüngling, sondern ein Mann, geschmückt mit den Gaben des Auslandes, und rein und fromm, wie zuvor. Gott wird mein Gebet erhören, daß meine Augen dein Angesicht wieder sehen." — Und die Seele des Sohnes kämpfte mit sich selbst. Angezogen von der Liebe des Vaters, und von der Liebe zur Kunst, fragte sie ängstlich: „was soll ich thun?" — und

sie wußte, was zu thun sey, wenn ein schönes Gebilde sie begeisterte, und sie wußte, daß etwas anderes zu thun sey, wenn der freundliche Vater dastand mit silberweißem Haare. Da sprach Norbert: „Ich sehe deine Seele kämpfen, und mein Herz ist innigst bewegt von deiner Treue. Aber die Treue wird erprobt durch Entfernung von dem Geliebten.“ — Und Teutobald ließ ihn nicht weiter reden. Feurig rief er: „O mein Vater, ich werde die Probe bestehen.“ — Als er nun von dannen zog, da geleitete ihn der Alte auf den Weg; denn dieser konnte den Sohn seines Herzens nicht lassen, er habe ihn denn zuvor noch ernstlich ermahnet, sich allenthalben eines reinen Wandels zu befleissigen, beydes vor Gott und den Menschen. Viel sprach er von der Kunst, das Schöne nicht nur ausser sich, sondern auch in sich hinein zu bilden, und von den weisen Griechen, die das Schöne mit dem Guten zusammenzogen in ein sinnvolles Wort, und von der unvergänglichen Wonne, die der Redliche noch findet in seinem Herzen, wenn längst schon der Blick seines Auges zu schwach ist für die Reitze der Welt. Und Teutobald horchte auf die Reden des Vaters, und jegliches Wort dünkte ihm eine Stimme von oben. — Also wandelten sie fort. Und siehe, es erhob sich ein scharfer Wind aus Mitternacht, der da verwehete manches fromme Wort aus dem Munde des Alten. Schweigend mußten die Wanderer dahingehen, bis sie gelangten in die Obhut eines hohen Eichenwaldes. Hier blieb Norbert stehen. Die Wipfel rauschten, aber still war sein Inneres. Gewohnt, an die Veränderungen in der

Natur Gedanken zu knüpfen, und die Wahrheit aufzusuchen in der Erscheinung, mahnte der Sturm ihn an die Gefahren, die des geliebten Sohnes harrten. Seine Seele arbeitete, und suchte sich emporzuringen über die Last der Sorgen. Da schaute er zur Seite hin, wo der Stolz des Waldes sich kund that in den kräftigen Eichen. Lange stand er also, und redete nicht, so, daß es den Sohn sehr verwunderte. „Was siehest du?“ — fragte dieser — „und was ist's, daß mein Vater alsobald verstummte?“ — Und Norbert antwortete: „Der Sturm brauset, und es rauscht in den Wipfeln der Eichen, aber sie stehen! — O mein lieber Sohn! — Du gehest in's ferne Land und unter unbekannte Menschen. Im Schooße des Schicksals wird vielleicht auch für dich zuweilen ein Sturm bereitet seyn, wie diesen Eichen des Waldes!“ — Teutobald sprach: „Vater, ich fürchte mich nicht.“ — Und freudig erwiederte der Vater: „Das ist der große Vorzug Aller, die da lieben das Gute, und den ewigen Freund des Guten in der Höhe des Himmels. Furcht ist nicht in der Liebe. — Siehest du nicht da über der Erde hervorragen den Stamm der abgehauenen Eiche?“ — „Ich sehe ihn“ — antwortete der Sohn. „Komm, daß du ihn näher schauest,“ — sprach der Vater. Und sie giengen hinzu, und standen an des Stammes Wurzel und schaueten. „Siehest du auch den Unterschied der Rinde an dieser Seite des Stammes?“ — fragte der Alte. „Ich sehe ihn,“ — sprach Teutobald. „An dieser Seite des Stammes ist die Rinde dicker und scheinet fester, als an der andern.“ — „Das

ist die Seite gegen Mitternacht, mein Sohn," — erwiederte Norbert — „und also ist es bey allen Bäumen. An dieser Seite muß wohl die Rinde stärker seyn, damit der Baum die rauhen Winde, die da von Mitternacht kommen, ertragen könne. Sonst würde er bald verlieren Wachsthum und Gedeihen. Also sorget der Schöpfer für die Geschöpfe, daß sie nicht umkommen möchten zur Zeit der Gefahr." — Und mit bewegtem Herzen setzte er nun hinzu: „Siehe, mein Sohn, das ist der Bäume starke Schutzwehr gegen den gefährlichen Odem aus Mitternacht. Aber auch dir ward eine Schutzwehr gegeben in dir selbst, und du bedarfst ihrer von nun an mehr denn je zuvor, da ich dir noch nahe seyn konnte mit Rath und Hülfe. Ich freue mich deiner, mein Teutobald. Du hast sie bis dahin belohnt, meine väterlichen Sorgen für dich; du bist fromm und gut, darum fürchtest du dich nicht. Erhebe sich auch ein Sturm aus Mitternacht, dein Herz hat, gleich wie der Baum, eine stärkere Rinde, die du ihm entgegenhalten kannst. In deinem Glauben an die Nähe eines unsichtbaren, mächtigen Freundes, findest du einen Schirm in der Noth. Aber es gibt auch Gefahren, mein Sohn, die du noch nicht kennest, nicht ahnest, und dein Herz hat, wie der Baum, auch seine schwächere Seite. Mancherley Menschen werden dir begegnen, gute und böse, und die Bösen verführen gern auch die Guten zum Bösen, auf daß jeder in dem andern Entschuldigung und Hülfe finde. Vielleicht künsteln sie sich selbst und alles, was um sie her ist, um anzukörnen in dir die eitle Lust der Sinne. Vielleicht geberden sie

sich, wie die Weisen, um aufzublasen deinen Stolz, und dich zu bewegen, daß du mit ihnen wegwerfest den Glauben und die Tugend. O mein Geliebter, hüte dich! — Das Gerede des Verführers ist gleich einem gefährlichen Odem aus Mitternacht. Hüte dich, daß du ihm nicht aussetzest die schwächere Seite deines Herzens! — Oft zwar wird es dir scheinen, als seye es nicht so gefährlich. Rauh und scharf ist die Stimme aus Norden, und sanft und schmeichelnd die Stimme des Verführers. Aber die Natur ist die Tochter der ewigen Wahrheit, sie verstellet sich nicht wie der sündige Mensch. Darum ist es unter den sündigen Menschen so nöthig zu wachen und zu beten, und überall ihnen entgegen zu halten des Herzens festere Seite. Dir fehlet sie nicht, mein Teutobald, und es hat sie ein Jeder, der da, gerüstet mit Erkenntniß des Guten, empfinden lernte die unüberwindliche Kraft seines Willens. Bewahre sie, und, wo du auch seyst, beweise, daß du sie hast! — Du kannst nichts Böses thun, wenn du nicht willst, und nur das Wollen des Bösen ist das Böse in dir. Wo brauset der Sturm, der deinen guten Willen beugen und brechen könnte?" — Heiliges Feuer entglühte den Augen des ehrwürdigen Norbert. Da stand er, gleich den hochbejahrten Eichen umher, wie fest gewurzelt, vor seines Sohnes tief angeregtem Selbst-Gefühle. Einige Augenblicke schaute er hinauf nach den Wipfeln. Dann erhub er auf's neue seine Stimme, ernst und feyerlich, und sprach: „O mein Sohn, ich beschwöre dich bey dem großen Geiste, der diese be-

laubten Riesengestalten empor zog aus der Erde, sie kräftig machte gegen die Macht des Sturmes — wanke nicht im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung! — Durchlaufe deine Bahn vor Gott, gerecht und stark, und kehre dann wieder, gebildet und bildend, ein edler Mensch, ein nützlicher Bürger, ein treuer Sohn!" — In den letzten Worten zitterte der weiche Ton wehmuthsvoller Liebe; denn sie war gekommen, die Stunde der Trennung von dem Geliebten. Da warf Teutobald sich an des Vaters Brust, und gelobte, treu zu seyn bis in den Tod. Und sie weineten beyde, Vater und Sohn, bis sie von einander schieden. Und der Sohn blickte noch lange zurück zu dem Walde. Ihm erschien er wie ein heiliger Hain, in welchem sich sammelten die biedern Urväter der Deutschen, um zu schwören vor ihren dunkeln Altären den Eid des Bundes. Wohl nahte sich ihm auch manche Versuchung; aber dann trat des Vaters Bild wie ein himmlischer Bote vor seine Seele, und sprach: „Das ist ein Sturm aus Mitternacht! — Hier bedarfst du der stärkern Rinde." — Und die starke Seite seines Herzens nahm immer zu an Stärke, und er ward fester in allem Guten, jemehr er versucht wurde.

17.

Das Gartenbeet.

Ein Knabe hatte ein großes Gartenbeet zur Bearbeitung und Pflege von seinen Eltern zugetheilt bekommen. Er war fleissig in seiner Arbeit und unverdrossen bey seiner Mühe. Dafür genoß er Freu-

de, als die Saaten aufgiengen, als die Pflanzen sich hoben, die Blumen Knospen trieben, und sich zu prangenden Blumen entfalteten. Er sahe auf des Nachbars Gartenbeeten Unkraut wuchern, und die edeln Pflanzen ersticken, und sprach: „Wie könnte ich mein Beet so vernachläßigen!" — In Wahrheit, er zog unausgesetzt das Unkraut aus, und befreyte sein Beet von schädlichen oder unnützen Gewächsen. Aber er hatte ein niederes Pflänzlein nicht geachtet, welches unter dem Schutze hingesäeter Cyanen aus der Erde wuchs, und Gauchheil genannt wird. Es kriecht mit langen, zarten Stengeln und Blättchen, gleich dem Eisen des Speeres, auf der Erde hin, und bringet tausendfältigen Samen. Der Knabe war sicher gemacht, daß sein Beet rein vom Unkraute wäre und nicht verwildern würde; er achtete das geringe Pflänzchen nicht.

Des Menschen größter Feind ist die Sicherheit, denn sie befreyet den Geist von der nöthigen Aufmerksamkeit auf sich und die Umstände, und läßt ihn in Sorglosigkeit einschlummern.

Aber das Pflänzchen breitete sich im Verborgenen aus, und der Wind zerstreute den Samen, — Als das folgende Jahr der Frühling die Gärtner wieder in den Garten rief, um die Kräfte der Erde zum Nutzen der Menschen zu leiten, wie auch bey den Menschen selbst einer des andern Kräfte zum Nutzen des Ganzen leitet, — da gieng der Knabe zu seinem Beete, und grub dasselbe mühsam sorgfältig um; aber der Same des Unkrautes zerstreute sich dadurch mehr, drang tiefer in die lockere Erde, und trieb bald neben den edeln Pflanzenkei-

men seine zarten Stengelchen vor, wenig noch unterschieden von andern Keimen. Als aber nach warmen Regen im Monate May die Pflanzen sich hoben und schnell wuchsen, sahe der Knabe mit Thränen in den Augen sein Beet mit Unkraute überlaufen. Er klagte seinem Vater: „ich habe im vergangenen Sommer mein Beet so rein gehalten, und jetzt ist doch alles voll von Unkraut!" — Der Vater sprach: „Du hast wahrscheinlich eine kleine Pflanze übersehen, oder dieselbe für eine Kleinigkeit gehalten; diese ist der Ursprung des Unkrautes gewesen." —

Ursprünglich ist jedes Böse ein kleines Uebel, das Laster ein kleines Versehen, und die Leidenschaft ein schwacher Trieb. — Der Mensch übersehe die Kleinigkeit nicht. Die Größe eines Verbrechens, die volle Abscheulichkeit des Lasters schrecket zurück, — die Kleinigkeit wagt man zu dulden, man vergibt sich — und der erste Schritt zum Laster ist gethan.

18.

Die Reise nach Eleutheria.

Die Elohiten lebten als Fremdlinge zu Aretz, und erduldeten schweren Druck unter der Regierung Mammon-Aseb's. Da kam ein Bote aus fernem Lande und sprach: „Königin Eleutheria, die Weise, Gerechte und Milde, und treue Verehrerin des Einigen Gottes, den auch ihr verehret, läßt euch einladen, an dem Segen Theil zu nehmen, dessen sich alle Bürger ihres Reiches zu er-

freuen haben. Ich will euch den Weg bezeichnen, damit ihr Gefahren entgeht, und die Gränzen des Volkes vermeidet, welches in gesetzloser Wildheit das Schwert zum Verderben führet. Zwar ist es eine beschwerliche Reise; manchen steilen Berg werdet ihr übersteigen, durch manche Dornen euch durchwinden müssen; doch Muth! — es geht nach Eleutheria, aus dem Lande der Knechtschaft zum Lande der Freyheit!" — „Ja, Ja!" — antworteten die Elohiten — „wir folgen dem Rufe." — Planmäßig vorbereitet unternahmen sie die Reise, mit wohlüberlegten Verabredungen, unter welchen auch diese war: von Zeit zu Zeit an vorher festgesetzten Orten einen Ruhepunkt zu feyern, wo dann irgend einer unter ihnen als warnender und rathgebender Freund sie an ihre gegenseitigen Pflichten erinnern, und sie zu muthvoller Fortsetzung der Reise ermuntern sollte.

Einst, an einem solchen Ruhepunkte, trat der warnende und rathgebende Freund unter ihnen auf, um den ihm gewordenen Auftrag zu erfüllen, und redete die Versammelten also an:

„Meine Brüder!

„So haben wir denn wieder einen beträchtlichen Theil des Weges, auf welchem wir vereinigt einem und demselben Ziele entgegen gehen, zurückgelegt, und sind um viele Tagereisen dem Ziele näher gekommen. Blicket heiter mit mir auf den zurückgelegten Weg, freuet euch des gemachten Fortschrittes, der besiegten Hindernisse und Schwierigkeiten, und dieses erreichten Ruhepunktes!"

„Es ist wahr, wir hatten manche Hindernisse zu bekämpfen, aber sie sind ja bis hieher besiegt; und dieß erhöht unsern Muth für die Zukunft. Wir mußten manchen sauern Tritt thun, manche Mühe ertragen; aber es ist überstanden, und erfreulich ist der Rückblick auf wohl vollbrachte Arbeit und überstandene Mühe. Labender war uns der Feyerabend nach solchen Tagen, an welchen wir einen sehr beschwerlichen und vielleicht gefahrvollen Theil des Weges zurück gelegt hatten. Machten wir zuweilen eine Tagreise unter Sturm und Ungewitter, so erinnert euch, wie dann, wann der Sturm nun schwieg, die Wolken sich verzogen und die Sonne am blauen Himmel wieder hervorstrahlte — ja erinnert euch, wie froh wir unsere Reise fortsetzten, mit welchem Wonnegefühl wir uns und Alles um uns herum ermuntert, belebt, erquickt und gestärkt fanden; wie des Baumes und der Wiese Grün dem Auge zwiefach wohlthat; wie die Blume schöner blühte, süßer duftete, die Sänger der Luft uns Freude in's Herz sangen, und die ganze Natur uns holder und freundlicher entgegen lächelte!“

„Sehet, Freunde, so war das Angenehme mit dem Unangenehmen gemischt, so entkeimte aus dem, was uns übel schien, oft ein größeres Gut, so war es der vorhergegangene trübe Tag, der den heitern erzeugte; und was noch wichtiger ist, der uns für den Genuß des heitern Tages empfänglicher machte; so war die vorhergegangene Mühe und Arbeit nicht nur die Bedingung, Segen zu erlangen, sondern auch des erlangten Segens froh zu werden. Und wie groß war die Summe des Guten; wie mannig-

faltig die Freuden, die er uns zu Theil werden ließ, unter dessen Schutz und Aufsicht wir reisen! — Wir sind Gottesverehrer; danket ihm, unserm Gott, mit mir, der es so wohl mit uns gemacht, und so väterlich uns geleitet hat!" —

Also sprach er, und alle stimmten mit gerührtem Herzen und himmelan sich erhebender Andacht in ein Danklied ein, nach dessen Beendigung der warnende und zum Guten ermunternde Freund fortfuhr zu reden:

„Wir haben uns, meine Brüder, durch das gemeinschaftlich gesungene Danklied zu einer Pflicht ermuntert, die dem Herzen wohlthut. Ich sage absichtlich: wir haben uns dazu ermuntert, denn ihr wißt, daß wahre Dankbarkeit weniger in Worten, als in Gesinnungen und Handlungen besteht. Wollen wir wahrhaft-dankbar gegen den Gott seyn, der uns bisher so väterlich geleitet hat, so müssen wir uns entschließen, seinem Willen gemäß, jedes Unrecht zu meiden, jedes Gute immer williger und eifriger zu vollbringen. Sey dies doch Aller Entschluß, die zur Feyer dieses Ruhepunktes auf unserer Reise hier versammelt sind: Aller, die jetzt noch hier versammelt sind — denn Manche, die den letzten Ruhepunkt noch mit uns feyerten, sind jetzt nicht mehr in unserm Kreise. Einige fanden auf dieser Reise ihr Grab. Wir weinten ihnen die Thräne der Liebe und Freundschaft; aber wir weinten nicht trostlos: denn die beseeligende Hoffnung richtete uns auf, in einem bessern Lande ohne Trennung wieder mit ihnen vereinigt zu werden. Aber wir vermissen Andere, deren Andenken uns — da

wir sie liebten, da wir sie gern mit uns glücklich sehen wollten — eine weit schmerzlichere Thräne kostet. Sie scheueten die Mühe des Weges, und blieben zurück: zwar versprachen sie, mit verstärkten Schritten uns nachzueilen; allein bis jetzt haben wir sie vergebens erwartet. Möge es ihnen nicht an Ermunterung, nicht an Muth und Kraft fehlen, das Ziel noch mit uns zu erreichen! — Aber ach, es ist schwer, sehr schwer, schon an Ruhe und Trägheit gewöhnt, nun mit einemmale durch verstärkte Fortschritte und größere Anstrengung das Versäumte nachzuholen.

„Andere verließen den richtigen Weg, ungeachtet sie ihn selbst für den richtigen erkannten, und betraten einen Nebenweg, auf welchem ihnen mehr Blumen entgegen blüheten. Möge es ihnen nicht an einem treuen Freunde fehlen, der sie von dem Abwege auf den rechten Weg zurückführe, und möge es ihnen weder an gutem Willen, noch an Kraft mangeln, dem Freunde zu folgen — und früh zu folgen, ehe ihnen, zu weit entfernt, die Rückkehr zu schwer und vielleicht unmöglich werden dürfte!“

„Wir aber, Brüder, die wir — alle Merkmale überzeugen uns auf das sicherste davon — noch auf dem rechten Wege sind, laßt uns muthvoll fortschreiten, durch gegenseitige freundschaftliche Unterstützung uns die Mühe des Weges erleichtern, zum Guten uns ermuntern, zum Guten stärken, und dann auf Gott vertrauen, der uns ferner mit Vater-Huld leiten und segnen wolle!“ —

So sprach er, und fester vereinigt, und mit neuem Muthe beseelt, setzten sie ihre Reise fort,

erreichten das Ziel, und fanden ihre Hoffnungen übertroffen.

19.

Der Sperling.

In einem Winter kam einst ein Sperling in das Zimmer geflogen, in welchem Wilhelm saß. Wilhelm, ein heranwachsender, denkender Knabe, hatte ein zartes Gefühl, und schloß sich mit Liebe an die Thiere, als an die Geschöpfe des himmlischen Vaters an, der auch dem Raben seine Speise bereitet hat, und den Wurm im Safte des Baumes erfreuende Nahrung finden läßt. Wilhelm zerstreute oft sein Morgen-Brod in Bröckchen, zur Sättigung der hungernden Vögel in des Winters Kälte. Als er den Sperling einwandern sahe, sprach er freudig zu seinem Vater, der auch im Zimmer sich beschäftigte: „Ist es nicht so, lieber Vater, als ob das Vögelein Schutz bey uns suchte?" — Der Vater antwortete: „Es scheint bald so! — und es wäre hart von uns, wenn wir das Vögelein nicht duldeten, und dasselbe nicht gastfreundlich aufnähmen, so lange es ihm bey uns gefällt." — „Aber wir müssen ihm wohl die Flügel beschneiden!" — sprach Wilhelm — „es möchte sich leicht den Kopf an der Decke zerstoßen." — „Wenn wir nur nicht dadurch ein größeres Uebel veranlassen," — erwiederte der Vater. „Wir zwingen das Vögelchen bey uns zu bleiben, indem wir ihm seine Freyheit nehmen, die wir ihm nicht so leicht wieder ersetzen können. Und das ist nicht gastfreundlich. Und wenn es uns einmal entschlüpfte: so würde es

ein Raub entweder der gierigen Katze, oder der muthwilligen Knaben, die ihm aus ungezügelter Lust den Kopf eindrückten." — Wilhelm sprach darauf: „Aber es ist doch auch nicht gastfreundlich von uns, daß wir ihn der Gefahr aussetzen, sich in unserm Zimmer den Kopf einzustoßen. Der Vogel hat ja keinen Verstand. Wir können es verhüten, und ich dächte, wir sollten es auch!" — Der Vater erwiederte: „Ein Sperling fliegt vorsichtig, und stößet sich nicht leicht den Kopf ein. Geschiehet es aber; so tragen wir nicht die Schuld; das läge in seiner Natur und in dem Gange seines Daseyns. Wenn er aber mit beschnittenen Flügeln zu Schaden käme, da fiele die Schuld allein auf uns zurück. — Oder wir müssen ihn jetzt aus dem Zimmer treiben, und ihm die Gastfreundschaft versagen." — Da sprach Wilhelm: „Vater, ich sehe es schon, der Sperling stößet sich nicht den Kopf ein! — er hält sich von der Decke entfernt." — Der Sperling stieß sich auch den Kopf nicht ein; er wurde bald bekannt, und hüpfte so traulich in dem Zimmer umher, und suchte so dreist die Bröcklein unter dem Speise-Tische auf, daß es schien, als ob er schon unter Menschen gewesen wäre. Es wurde aber immer kälter, und der Winter zeigte sich streng. Die Krähen und Raben flüchteten von der kahlen Flur zu den Menschen, und auf der Straße suchten Hänflinge und andere Vögelchen, hungernd, nach der schlechtesten Nahrung. Aber einmal schien die Sonne recht heiter auf den blendenden Schnee, und in dem Zimmer hatte es das Ansehen, als ob Frühlings-Lüfte draußen weheten. — Da flog der Sper-

ling ängstlich an dem Fenster umher, und klammerte sich an die Rahmen, und schrie hinaus zu den übrigen, die auf den beschienten Aesten saßen, und sich des Sonnenstrahls erfreueten. Da sprach Wilhelm zu seinem Vater: „Willst du denn dem Sperlinge seine Freyheit nicht einmal wiedergeben." — Und der Vater sprach: „Einmal zu seiner Zeit!" — Aber Wilhelm sagte weiter: „Jetzt ist ihm unsere Gastfreundschaft nicht mehr angenehm; er verschmäht den schönen Hafer, und die Brocken der weißen Semmel, und sehnet sich nur hinaus in's Freye, und zu seines Gleichen!" — Aber der Vater sprach: „Entziehung der Freyheit ist öfters Wohlthat! — Mag er sich doch thöricht nach der Freyheit sehnen, jetzt erhält er sie nicht; denn er weiß nicht, wornach er sich eigentlich sehnt." — „Nach der Freyheit," — sagte Wilhelm. „Ja," erwiederte der Vater — „aber auch nach seinem Verderben. An die Wärme des Zimmers gewohnt, würde er sterben, wenn er sich auf einmal in die strenge Kälte versetzte." — Allein Wilhelm entgegnete noch: „Du hast ihm nicht die Flügel beschnitten, damit du ihm die Freyheit nicht raubtest, da er sich doch bey seiner Bewegung den Kopf zerstoßen konnte; und jetzt bist du wieder so bedenklich, und hältst ihn wieder zurück. Du hast beyde Male recht gehabt; aber wie soll ich das vereinen?" — „Sehr leicht" — sprach der Vater. „Ein anderes ist, Freyheit rauben, ein anderes ist, Freyheit vorenthalten. Hätte ich dem Sperlinge die Flügel beschnitten: so hätte ich ihm seine Freyheit so leicht nicht wiedergeben können. Ich hätte zwar einer Gefahr vorgebeugt, aber das Bö-

gelein einer größeren dadurch ausgesetzt, und da mußte ich dasselbe seinem Schicksale überlassen. Jetzt aber muß ich ihm die Freyheit noch vorenthalten, weil sie ihm schädlich seyn würde. — Sind doch die Söhne oft auch dem Sperlinge gleich," — fuhr der Vater fort. „Was sie entbehren, gefällt ihnen mehr, als das, was sie haben; durch die Fenster des Vaterhauses hat die Aussen-Welt für sie einen lieblichen Schein, und sie möchten gern hinaus in das Freye, um nicht mehr eingeschränkt zu seyn von sorgenden Eltern. Und sie verachten die gegenwärtige Wohlthat, wie der Sperling die gastfreundliche Bewirthung, und sind dadurch undankbar gegen ihre Wohlthäter. Aber die verständigen Eltern meynen es wohl mit ihnen, und schränken ihre Freyheit ein, weil sie wissen, daß diese Freyheit zum Verderben führt." — Da sprach Wilhelm: „Anton Voll sehnet sich auch in die Entfernung von seinen Eltern, und findet sein Vater-Haus lästig, und spricht oft: wenn ich nur schon fort wäre, und thun könnte, was ich wollte, daß mich die Mutter nicht mehr fragte: wo willst du hingehen? — und der Vater nicht mehr spräche: wo bist du gewesen?" — Aber der Vater antwortete: „Wenn nur Antons Wunsch nicht so thöricht ist, wie das Sehnen des Sperlings!" —

20.

Die Schiffer.

Die Kinder dieser Welt sind Menschen gleich, die über's Meer fuhren und ein fremdes Land suchten.

Da sie mitten im Meere waren, erhob sich ein Sturm, der trieb sie an eine Insel. Auf der Insel standen Bäume voll lieblicher Früchte, da flossen Quellen mit hellem Wasser, da sangen Vögel, da lockten Schatten, da blinkte Gold. Alles war da lieblich und schön. Nun hört, wie machten es die Reisenden! — Sie betrugen sich auf fünferley Weise. Einige stiegen nicht aus. Sie sagten zu einander: „Vielleicht wird auf einmal der Wind stark, das Schiff geht ab, und wir bleiben zurück.“ Andere giengen heraus, besahen die Insel, kosteten die Früchte, erquickten sich, und kamen zurück in's Schiff. Diese fanden ihre bequemen Stellen wieder, der Ausgang auf die Insel hatte ihnen nicht geschadet. Andere blieben länger auf der Insel, aber nicht weit vom Ufer. Da erhob sich der Wind, die Schiffer riefen, sie kamen eilig und voll Furcht zurück, und mußten mit schlechten Plätzen vorlieb nehmen. Die besten waren vergeben und besetzt. Die von der vierten Klasse hatten sich weiter verloren. Sie brachen Blumen, aßen Früchte, sammelten Gold und besahen die Insel. Man hörte die Trompete und die Schiffer rufen. Sie aber sprachen: „Laßt die Trompete tönen und die Schiffer rufen, noch fahren sie nicht, es weht noch kein Seegel.“ — Das Seegel wehete bald, das Schiff gieng — da liefen sie eilig zum Ufer, stürzten sich in's Meer, und schwammen mit Lebensgefahr an's Schiff. Sie waren matt, naß und erschrocken, und bekamen die schlechtesten Plätze. Die übrigen kamen gar nicht zurück. Sie blieben auf der angenehmen Insel, aßen, tranken und belustigten sich an den Gesängen der

Vögel, dem Geruche der Blumen, dem Glanze des Goldes, und dachten nicht mehr an das Schiff. Schnell kam nun der Winter, die Blätter der Bäume fielen ab, die Blumen waren abgewelkt, die Früchte waren dahin. Ohne Speise, ohne Dach, ohne Kleidung wurden sie heulend und weinend dem Hunger, den wilden Thieren und der grimmigen Kälte zur Beute, und sahen nie mehr ihr Vaterland.

21.

Die beyden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens stand einst in seiner Schule und lehrete, und die Söhne und Töchter des Dorfes saßen um ihn her, und hörten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen, und von der leisen Stimme des Herzens. Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: „Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?“ — Da trat ein Knabe auf, und sagte: „Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht seyn wird?“ — „Erzähle du nur nach deiner Weise!“ — antwortete der Lehrer, und der Knabe begann: „Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweyen Wegen, die ich einst gemacht habe. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörfein zogen, da hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, da weinte und jammerte die Mutter, und wir alle, und sie sendete

mich nach der Stadt, den Vater zu erfragen. Ich gieng, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden. Es war eine dunkle Herbst-Nacht. Der Wind brausete und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrieen die Nacht-Raben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wunderlich in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bey mir, also möge wohl dem Menschen um's Herz seyn, der mit einem bösen Gewissen wandelt." — „Kinder," — sagte darauf der Lehrer — „möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrey der Raubthiere ertönete?" — „Ach nein!" — riefen die Kinder allzumal, und schauderten. Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: „Ein andermal gieng ich des nehmlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerley Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Bächleins am Wege vernahm, und rings umher im Gebüsche sangen die Nachtigallen. Wir beyde aber wandelten Hand

in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dachte ich bey mir selbst: also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat." — Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthiglich „Ja! — wir wollen auch gute Menschen werden!" —

22.

Der Sieg.

Ein Feldherr hatte den Feind in einer blutigen Schlacht überwunden, und das Land desselben zur Hälfte der Gewalt der Waffen unterworfen. Der Ruf des Sieges verbreitete sich schnell, und des Feldherrn Mutter war vor Freude ganz entzückt. Bald erhielt sie aber von ihrem eigenen Sohne die Nachricht, daß er die Güter ihres Familien-Feindes auch in seine Gewalt gebracht, dieselben plündern und zerstören lassen, und auf diese Art die beleidigte Familie gerächt habe. Da schrieb die Mutter an ihren Sohn: „Ich freue mich nicht deines Sieges in der Schlacht, weil du der Ueberwundene bist. Feinde kannst du schlagen, aber dich nicht besiegen. Sich selbst überwinden, das ist der wahre Sieg!" —

23.

Das verwüstete Gebüsch.

Abdullah, der Greis, trat in einen Garten, um den Herrn des Gartens zu besuchen. Er sahe

ein blühendes Gebüsch verwüstet, und umherstehende Blumentöpfe zerschlagen. „Hast du nicht verhüten können, daß ein wildes Thier in den Garten eingebrochen ist?“ — fragte Abdullah den Gärtner. Der Gärtner erwiederte: „Es war ein vernünftiger Mensch — mein Herr selbst.“ — „Und warum hat er dieses gethan?“ — fragte Abdullah. „Frage du den Herrn,“ — entgegnete der Gärtner — „mir kommt es nicht zu, über ihn zu urtheilen.“— Abdullah suchte Selim, den Herrn des Gartens, auf, und leitete sogleich das Gespräch auf den zerstörten Schmuck des Gartens. „Ich that es im Anfalle der Hitze,“ — sprach Selim — „und es reuet mich sehr.“ — „Hat dich zum erstenmale in deinem Leben die Hitze überfallen?“ — fragte Abdullah. — „Ach nein,“ — erwiederte Selim — „das war mein Fehler von Jugend auf. Ich kann mich selbst nicht erkennen, so ausgelassen wird meine Hitze.“ — „Und diesen Fehler trägst du mit dir umher, ohne ihn von dir zu entfernen, da du doch selbst ihn hintennach bereuest,“ — sprach Abdullah. „Kann ich denn meine Hitze ablegen?“ — erwiederte Selim. „Alle Vorsätze bewirken nichts: denn wenn mich die Hitze überfällt, bin ich ohne Herrschaft meiner selbst, und die Vorsätze haben mich verlassen.“ — „Der Mensch kann, was er soll!“ — entgegnete Abdullah — „und wenn er spricht: ich kann nicht, so will er nicht ernstlich. Wenn der Samum in der Wüste wehet, tödtet er alles Lebende durch den Strom seiner glühenden Luft plötzlich; aber die Menschen haben ein Rettungs-Mittel gefunden, aufmerksam auf die Bewegung ihrer Ka-

meele: die den Kopf zur Erde halten und gerettet sind. Sie werfen sich schnell zur Erde, und warten die Zeit ab, bis der Sturm des Windes vorüber ist. Sollte der Mensch nicht auch Mittel finden, dem Anfalle der Leidenschaften zu entgehen? — Blicke in dich, du wirst eine Kraft in dir finden, die den Leidenschaften widerstreitet. Sollte das Gemüth des Menschen wilder und unbändiger seyn, als der angeborne Grimm des Löwen, der doch gebändiget wird, und mit Kindern spielen lernt? — Und der Mensch sollte der Stimme seiner Vernunft weniger gehorchen, als der Hund, wenn er den neckenden Wanderer anfällt, der Stimme des Herrn gehorcht? — Erwacht die Leidenschaft: so hemme ihren Ausbruch, indem du aufhörst zu handeln! In der größten Gefahr erhält der Mensch noch die Besinnung zur Flucht. Damit sie aber nie erwache, mußt du dich vorbereiten und üben. Wer wollte Heilmittel zur Abwendung einer Krankheit erst dann gebrauchen, wenn sie ausgebrochen ist? — Mit Vorsätzen bewaffnet, stelle dich dahin, wo die Leidenschaft ihr feindliches Haupt erheben könnte, streite nach deinen Kräften, und ziehe dich weise zurück, wenn du den Sieg nicht erlangen kannst. Doch je öfter du in den Streit gehest, je tapferer wirst du kämpfen, und zuletzt siegen. Nur durch Ueberlegung und Uebung können wir den Leidenschaften den Sieg abgewinnen." — Selim versprach dem Greise, sich in der Bekämpfung der Leidenschaft zu üben, und brachte es wirklich in der Herrschaft seiner selbst so weit, wie jener Weise, der die Hand gegen seinen frechen Sklaven aufhob, und sanft da-

rauf sprach: „Ich würde dich schlagen, wenn du mich nicht erzürnet hättest.“ —

24.

Der Blinde.

Zwey Brüder, Antonio und Ruperto, lebten zu Messina in Sicilien, und trieben dort Handelschaft. Ihre Schiffe segelten nach fernen Ländern, und holten von dort seidene und andere Stoffe, Spezereyen und eingezuckerte Früchte. Antonio war ein mäßiger, vorsichtiger, edler Mann von reinem Herzen. Ruperto hatte eine Zeitlang auch rechtschaffen gelebt, war aber nachher durch zu große Ergötzlichkeiten der Sinne von seiner ruhmvollen Bahn merklich und immer merklicher abgezogen worden. Sein Reichthum hatte ihm Gesellschafter herbeygelockt, welche durch süße Reden, durch blendendliebliche Beschreibungen, durch veranstaltete reitzende Feste ihn allgemach zur Schwelgerey und zum Genusse jeder unreinen, verderblichen Lust verleiteten, so daß Ruperto sichtbar Gefahr lief, Körper und Seele zu Grunde zurichten. Antonio, der zärtliche, tiefbekümmerte Bruder, machte ihm deßhalb manche Vorstellungen; aber vergeblich! — Ruperto antwortete immer: „Die Sache sey nicht so schlimm, wie er aus zu großer Zärtlichkeit gegen ihn und zugleich aus zu weniger Kenntniß der Ergötzlichkeiten einer gebildeten Welt sich dieselben vorstelle. Er solle nur unbekümmert seyn.“ — Antonio aber ließ nicht nach, jede Gelegenheit zu benützen, wo er seinen unglück-

lichen Bruder auf die Verderblichkeit seiner neuen Lebensweise aufmerksam machen konnte. So traf es sich denn auch eines Tages, daß beyde Brüder am Strande des Hafens mit einander auf und ab wandelten, als mit einem Male eine Barke anlandete, und dem Antonio die Nachricht brachte: das Schiff, welches er von Frankreich zurück erwarte, sey im Strudel der Charibdis verunglückt. „Darüber verwundere ich mich nicht, Antonio!“ — sagte Ruperto. „Wie konntest du aber einem so unbesonnenen Steuermanne, als Gonello ist, dein Schiff anvertrauen?“ — „Und du“ — antwortete Antonio — „vertrauest dein ganzes Lebenglück der blinden Begierde, der eigenen, wie der fremden an. Ich verlor mein Schiff; du — ach! — wirst dich selbst verlieren!“ — An einem andern Tage führte Ruperto seinen guten Bruder auf eine Insel, die er in einem Lust-Gehölze seiner Gärten künstlich angelegt hatte. Antonio wußte, daß diese versteckte Insel der Lieblings-Ort Ruperto's und seiner verderblichen Genossen war, wenn sie sich ihrer Lust hingaben. Im Schlamme des stehenden Gewässers, welches die Insel umschloß, hatte ein zahlloses Gezücht von Unken und Kröten seinen Wohnort aufgeschlagen. Sie trieben gerade an diesem Tage ein unaufhörliches, höchst widerliches Geschrey und Spiel im gelben stinkenden Wasser ihres Lustbezirks. — „Es ist mir doch unbegreiflich“ — rief Ruperto aus — „wie diese Thiere sich an einem so eckelhaftem Orte so trefflich wohl befinden können!“ — „Und du, Ruperto,“ — antwortete Antonio — „du wunderst dich darüber, der du selbst gerade hier im Schlamme

der Lüfte von unreinen Menschen, wie von stinkenden Gewässern, umgeben, dich — ach! — so sehr vergnügen kannst!"

25.

Blüthe und Frucht.

„O! — sieh doch," — sprach Karl, der Enkel des alten Timotheus, wie viel tausend Blüthen sind an diesem Baume! — Da werden wir kaum Platz haben, alle die schönen Aepfel aufzubewahren, die dieser einzige Baum dieß Jahr tragen wird."

Timoth. „Du glaubst also wohl, daß aus jeglicher Blüthe eine Frucht sich bilden, und zur völligen Reife gelangen werde? — Da irrst du dich, mein Sohn. Wenn auch nur der zehnte Theil der Blüthen geräth, daß vollkommene Früchte daraus hervorwachsen, so werden wir einen reichen Segen einerndten."

Karl „Wozu denn aber so viele Blüthen, wenn doch der größte Theil verloren geht?"

T. „Viele gehen durch die Nacht-Kälte verloren, viele vertrocknen durch die scharfen Winde, oder werden durch Gewürm und andere kleine Thierchen zernagt. Dieß konnte nach der Einrichtung der Natur nicht anders seyn. Aber darum ließ Gott, der weise Urheber derselben, eine so große Menge dieser Blüthen entstehen, damit, wenn auch viele umkämen, dennoch die Zahl derer, die gerathen und Früchte bringen, nicht zu geringe seyn möchte. — So bewunderungswürdig ist die Weisheit des Schö-

pfers in allen Einrichtungen der Natur! — Seht" — fuhr Timotheus fort, indem er sich an seine umherstehenden jungen Freunde wandte — „gerade so verhält es sich mit dem Menschen. Er ist in der Welt wie ein Baum in dem großen Garten Gottes. Die Früchte, die er bringen soll, sind die guten Thaten. Auch diese erwachsen aus Blüthen, die vorhergehen — ich meyne, aus guten Gedanken und Entschließungen. Nicht alle werden erhalten, daß vollkommene Frucht daraus erwächst. Viele kommen um, und welken und verdorren in des Lebens Frost und Sturm. Aber Segen über dich, wenn du gleichwohl reich an guten Werken, Gedanken und Vorsätzen bist — und dieser schönen Blüthen viele tausende trägst! — Dann wirst du auch nicht entblößt seyn von köstlicher Frucht; dein Leben wird nicht arm an guten Thaten seyn vor Gott." —

26.

Der Knabe am Bache.

„Warum eilt ihr denn so, ihr schönen, glänzenden Wellen! — ruht doch ein wenig aus, und laßt den vollen Mond in eurem Schooße sich spiegeln; seht doch, wie die Blumen euch zuwinken, zu verweilen! — eilt doch nicht so rasch, ihr habt ja doch nichts zu versäumen," — So sprach Allwin zu dem Bache, in einer hellen Mond-Nacht. Aber die Wellen eilten unaufhaltsam rastlos fort, und der Knabe konnte das Bild des Mondes nicht ruhig im Bache schauen, denn es schwankte immer hin und her in der Fluthen Bewegung. Da ward der

Knabe traurig, und sagte: „Ihr seyd lieblos und neidisch, weil ihr das schöne Bild immer mit euch fortreißet und meinen Augen entziehet.“ — Ein Greis trat zu ihm und fragte: „Warum bist du so traurig, lieber Knabe?“ — und Allwin erzählte ihm seinen Kummer. Da lächelte der Greis, und sagte: „Der Bach mit seinen flüchtigen Wellen ist das Leben mit seinen Freuden, Schmerzen und Kämpfen. Der Mond ist unser Geist, der immer klar, ungetrübt und fest das Flüchtige verklären soll. Freuden und Leiden vergehen wie die Wellen des Baches, aber der Geist dauert über alles hinaus. Sieh, mein Sohn, wie mannigfaltig der Strahl durch die Fluth gebrochen wird, aber immer ist es dasselbe Licht, nur in anderer Gestalt; nie wird es ganz verdunkelt. So muß der Mensch auch vieles erfahren, dulden und tragen, aber er darf nicht dem Schmerz, nicht der Freude unterliegen, denn das alles ist flüchtig; und nur das Himmlische, die Reinheit des Gewissens, das unbefleckte Gemüth wird beharren, und ihm treu bleiben. Verliere Alles, nur nicht deine Unschuld!“ —

Wellen rauschen, Wellen fliehen,
Stunden kommen, Stunden ziehen,
Schmerz und Freuden geh'n dahin,
Nur bewahre reinen Sinn!

Siehe! — wie des Mondes Strahlen
Hell und klar die Wellen mahlen;
So erhalte dein Gemüth,
Wenn die Sünde lockend zieht!

Ueber alle trüben Wogen
Wirst du einst hinaufgezogen,
Wo Vergänglichkeit entflieht,
Und das Dauernde nur blüht.

27.

Alcides am Scheidewege.

Als Alcides aus der Kindheit in's mannbare Alter getreten war, wo die Jünglinge ihre eigenen Herren werden, und nun zeigen, ob sie in ihrem Leben den Weg der Tugend oder den des Lasters einschlagen wollen, gieng er hinaus in die Einsamkeit und setzte sich nieder, ungewiß, welchen von beyden Wegen er wählen wollte. Da sah er zwey große weibliche Gestalten auf sich zukommen, die Eine mit einem anständigen freyen Wesen; ihr Körper war geschmückt mit Reinheit, in ihrem Auge war Schaam, in ihrer Stellung und Geberden Bescheidenheit; sie wandelte in einem weißen Gewande einher. Die Andere, wohlgenährt und zärtlich, war geschminkt, um weißer und röther zu scheinen, als sie war; ihr steifes Wesen sollte sie gerader darstellen, als die Natur sie gebildet hatte, ihr Auge schweifte umher; sie erschien in einem leichten Kleide. Dabey besah sie sich einmal über das andere, ob etwa Jemand sie bemerkte, auch blickte sie oft nach ihrem eigenen Schatten. Als sich beyde dem Alcides näherten, blieb die zuerst genannte bey ihrem Gange; die andere aber wollte ihr zuvor eilen, lief auf den Alcides zu, und sagte: „Ich sehe dich, Alcides, zweifelhaft, welchen Weg des Lebens du

einschlagen willst. Wenn du mich zur Freundin wähleſt, so werde ich dich auf den angenehmsten und bequemsten Weg leiten, wo dir kein Vergnügen entgehen und keine Beschwerde begegnen soll. Denn da werden dich weder Krieg noch lästige Geschäfte bekümmern, sondern du sollst nur darauf denken, was du Gutes essen und trinken mögest, was dein Gesicht und Gehör ergötzen, und deinen Geruch und dein Gefühl reitzen könne, wie du am bequemsten schlafen, und wie du dieß alles ohne Arbeit erlangen möchtest. Wenn dir je der Argwohn eines Mangels einfallen sollte, wo das herzunehmen wäre, so fürchte dich nicht, daß ich deinem Körper oder Geist Arbeit und Mühe ansinnen werde, dieß anzuschaffen, sondern was andere erworben haben, das sollst du genießen, ohne dich dessen je zu enthalten, was du erbeuten kannst. Denn ich gebe meinen Freunden die Macht, Alles zu benützen." — Alcides, der dieß vernahm, erwiederte: „Weib, wie heißt dein Name?" — Sie antwortete: „Meine Freunde nennen mich Glückseligkeit, meine Hasser aber, die mich verläumden, nennen mich Laster." Unterdessen hatte sich auch die andere weibliche Gestalt genähert, und sprach: „Auch ich komme zu dir, Alcides, weil ich deine Eltern kenne, und von zarter Kindheit an deine Neigung erforscht habe. Daher hoffe ich, wenn du meinen Weg wählst, daß du der Welt große und rühmliche Thaten zeigen wirst, die auch dich viel geehrter machen, und bey allen Edeln noch mehr verherrlichen werden. Ich will dich aber durch keine Lockgesänge von Wollust bethören, sondern dir Alles, so wie es die Götter ge-

ordnet haben, der Wahrheit gemäß darstellen. Denn die Götter schenken den Menschen nichts Gutes und Schönes ohne Arbeit und Mühe, sondern wenn du gnädige Götter haben willst, so mußt du ihnen dienen. Willst du von deinen Freunden geliebt seyn, so mußt du dich um sie verdient machen. Soll der der Staat dir Ehre erweisen, so mußt du ihm nützlich werden; soll dein Feld dir reiche Erndte geben, so mußt du es bauen; soll dich die Viehzucht bereichern, so mußt du dein Vieh gut warten; wünschest du Leibesstärke zu besitzen, so mußt du deinen Körper gewöhnen, der Vernunft zu gehorchen, und ihn üben, schwere Arbeit und Schweiß zu ertragen." — Hier fiel ihr das Laster in die Rede: „Hörst du, Alcides, welch' einen beschwerlichen nnd langen Weg dich dieses Weib zu Vergnügungen führt, da ich, im Gegentheile, dich auf einem bequemen und kurzen Wege zur Glückseligkeit führen will." — Die Tugend antwortete: „O! — Elende! was hast du denn Gutes? — Kennst du auch das geringste Vergnügen, wofür du etwas thun wolltest? — Du, die niemals das Verlangen darnach erwartet, sondern sich mit allem überfüllt, ehe sich die Lust dazu einfindet! — Du issest, ehe dich hungert; bevor dich dürstet, trinkest du; damit dir das Essen schmeke, strebst du erst mühsam nach künstlichen Köchen, und damit du dir Lust zum Trinken machest, schaffst du kostbare Weine an, und verlangst im Sommer noch Schnee und Eis. Um gut zu schlafen, suchst du weiche Betten, und breitest Teppiche unter die Bettstellen. Denn dich verlangt nach dem Schlafe, nicht, weil du gearbeitet, sondern weil du nichts

zu thun hast. Du bist zwar unsterblich, aber die Götter stoßen dich aus, und die guten Menschen verachten dich. Die schönste Musik, dein eigenes Lob, bekommst du nie zu hören, und das Angenehmste, was man sehen kann, nimmst du nicht wahr. Denn noch nie hast du ein rühmliches Werk deiner Hände gesehen. Wer glaubt deinen Worten? — Wer mag dir etwas geben, wenn du durstig bist? — Welcher Edeldenkende scheuet nicht deinen Umgang? — Deine Jünglinge sind kraftlos, deine Alten schwach am Verstande. Ohne Arbeit haben sie sich durch die Jugend hindurch geschwelgt, mit Mühe und Noth aber schleppen sie sich in großer Armuth durch's Alter hin. Sie schämen sich vollbrachter Thaten, und erliegen unter der Last der gegenwärtigen Arbeit. Die Jugend verfloß ihnen schnell im Wohlleben; das Böse haben sie für das Alter aufgespart. Ich hingegen wohne bey den Göttern, und gehe mit den besten Menschen um. Ohne mich kommt kein schönes Werk, es sey göttlich oder menschlich, zu Stande. Götter und Menschen ehren mich hoch. Die Künstler lieben mich als ihre Gehülfin, die Hausväter als die Beschützerin ihrer Häuser, das Gesinde als ihren gefälligen Beystand; ich bin die beste Theilnehmerin an den Geschäften des Friedens, die standhafteste Gefährtin bey kriegerischen Unternehmungen, und die beste Genossin der Freundschaft. Meinen Freunden ist der Genuß ihrer Speisen und Getränke weder unangenehm, noch mühevoll. Denn sie warten, bis sich die Lust dazu einfindet. Ihr Schlaf ist ihnen viel süßer als den Trägen; sie verlassen ihn ohne Mißmuth, und ver-

schieben auch um seinetwillen keine Verrichtung. Meine Jünglinge freuen sich über die Lobsprüche der Alten, und die Greise über die Ehrenbezeugungen der Jünglinge. Sie erinnern sich mit Vergnügen ihrer vollbrachten Thaten, das Gegenwärtige verschafft ihnen Lust, weil sie die Götter durch mich zu Freunden haben; sich von ihren Freunden geliebt, und vom Vaterlande geehrt sehen. Kommt endlich das bestimmte Ziel, so begräbt man sie nicht verächtlich in die Vergessenheit, sondern ihr Andenken lebt in unsterblichen Lobliedern. — Willst du also ein gleiches thun, Alcides, Sohn tapferer Eltern, so darfst du des Besitzes der vollkommensten Glückseligkeit gewiß seyn!"

28.

Das Saamenkorn.

An einem schönen Morgen gieng ein Vater hinaus mit seinem Sohne, den Acker zu besehen, den er von seinen Vätern ererbet hatte, und sorglich bauete. Und er trat hin vor das reichwallende Aehrenfeld, und betrachtete es lange mit frommer Freude, und sprach: „Welch' ein wunderbarliches Wirken des lieben Gottes in dem kleinen Körnlein! — Da reget es sich, und strebet und dränget sich hinauf zum Lichte des Tages, und ruht nicht eher, bis es die Aehre erreicht hat, und die Fruchtkörner schaffet, daß alles Fleisch davon esse und satt werde!" — Und er sah mit gerührten Blicken sein Kind, und sprach: „Bist du nicht auch eine Pflanze in dem Garten Gottes, und wächsest auf und blühest, gepflanzet von Gott

in das Leben? — und wurden dir nicht auch Kräfte gegeben, hervorzubringen die Frucht des Guten und Schönen? — O so strebe auch du auf, du mein liebes Kind, und raste nicht eher, bis du Früchte bringest, und der Stelle werth bist, auf die dich Gott gestellt hat, und der Welt ein Segen werdest!“ — Da schmiegte sich der Knabe weinend an den Vater, und sein Herz gelobete, wofür sein Mund keine Worte fand, und es regten sich heilige Entschlüsse in dem bewegten Gemüthe, und er schmiegte sich enger an ihn. Sie standen aber da, und hielten sich enge umfaßt, und schwiegen lange. Denn die sterbliche Sprache vermag nicht auszusprechen das Göttliche, so sich in heiligen Stunden im gerührten Herzen reget. Da öffnete der Knabe seinen Mund, und sprach leise: „Aber es thut mir so weh, daß das Saamenkörnlein sein anderes Kind, die Wurzel, so verstößet, und hinabdringt in die finstere Erde, und es zwinget, daß es niemals das freundliche Licht sehen, noch den Menschen irgend Gutes thun kann, denn es ist gar zu niedrig!“ — Du irrest, mein Kind,“ — antwortete der Vater. „Die Wurzel ist nicht hinab in die Erde geschickt, daß sie verstoßen sey, und unthätig und nichts Gutes schaffen könne. Möchte wohl der Halm emporwachsen und die reiche Aehre gewinnen, dafern nicht die Wurzel unten in der Tiefe Kräfte sammle, um sie hinaufzusenden, daß die Frucht geboren werde? — und möchte wohl eines ohne das andere seyn? — Siehe, gleichermaßen ist es auch im Leben der Menschen. Es wohnen etliche auf den Höhen des Lebens und Glückes, und streben empor, so daß sie kaum der Erde ent-

sprossen, und mit dem Niedern keine Gemeinschaft zu haben scheinen. Deßgleichen leben etliche im Dunkel, und es ist nichts Großes noch Herrliches an ihnen zu schauen; auch dünket es dem blinden Auge, als vermöchten sie nichts für das allgemeine Wohl, und ihr Wirken und ihr Schicksal scheint uns fast elend. Aber hüte dich, daß du glaubest, sie seyen entbehrlich zum Wohle des Ganzen, und siehe, wie das Große und Erhabene nicht seyn, noch das helleuchtende Gute wirken könnte, ohne das Niedere und Unterwürfige, und wie man auch in dem niedrigsten Stande, gleichsam in den Tiefen des Lebens, des Guten viel und mancherley thun kann! — Darum verachte Keinen, den Gott niedriger gestellet hat, so du etwa höher und an dem Sonnen-Lichte des Glückes lebst. Denn mancherley sind der Gaben; aber es ist ein Geist, der sie alle zu einem Ziele führt: und in einem dergleichen sollen sie erzeugen die Gaben des Geistes zu gemeinem Nutzen, auf daß alle durch Gutesthun Gott preisen."

29.

Die königliche Kokos-Palme.

Der junge Al Walid, Sohn des Khalifen Abdalmalek, spielte mit Knaben seines Alters, welche nicht achteten, daß er der Sohn des mächtigen Khalifen wäre. Es entstand unter ihnen ein Streit über die Feldherrn-Stelle. Al Walid wollte Anführer seyn; aber die andern widersprachen ihm, und hielten den kleinen Abdulka, eines Lastträgers Sohn, für würdiger. Erzürnt drohete der Fürsten-

Sohn mit zukünftiger Macht, und betheuerte Rache zu nehmen als Khalif. Doch ein verständiger Knabe sprach: „Wenn du Khalif bist, sind wir auch Männer!" — Vorüber gieng Ali Chatan, ein Freund des Khalifen. Er hörte alles, und rief den jungen Al Walid zu sich. „Höre mich, mein Sohn," — sprach er — „ich will dir erzählen, was einst Palmen mit einander sprachen: Von der königlichen Kokospalme war ein Sprößling unter junge Dattelpalmen gepflanzt. Er wuchs empor zugleich mit den andern jungen Pflanzen der Palmen. Eingedenk seines königlichen Ursprungs, forderte das Pflänzchen Ehrerbietung von den Dattelpalmen, und wollte, daß sie ihre Gipfel nicht zur Sonne richteten, sondern sich zu ihm neigten. Aber die Dattelpalmen erhoben ihr Haupt ferner zum Himmel: und sprachen: In die Höhe sollen wir wachsen am Sonnenlichte? Bist du doch nicht höher als wir, und trägst noch keine Früchte, welche dir Vorzug geben. Erhebe dich über uns, bringe dann Früchte, welche die unsern übertreffen, und werde dadurch unser König!" — Die junge Kokospalme schwieg beschämt; doch still wuchs sie mit den Jahren empor. Als ihre Blüthenkolben unter den Blättern hervorbrachen, überschaute schon der Gipfel die höchsten Dattelpalmen, und als die Früchte sich bildeten, und die harte Schaale den milchreichen Kern umschloß, riefen die Dattelpalmen einstimmig: Jetzt bist du unser König! — Kannst du diese Palmen mit dem Menschen vergleichen?" — So schloß Ali Chatan. Al Walid schwieg beschämt, und gab seinem Freunde die Hand. Ali

Chatan ergriff sie herzlich, und führte den Knaben auf die Höhen von Damaskus. Die Sonne neigte sich, und geröthet lag die Stadt vor den Anhöhen — ein prächtiges Schauspiel. Ali Chatan ließ den Knaben die Schönheit der Gegend betrachten, und erinnerte ihn oft, daß der Khalif Herr dieser Schönheit wäre. „Aber" — fuhr er fort — „dort unter den Cypressen sind die Gräber; viele sind schon verfallen, andere sind neu errichtet und werden verfallen. Die Herrlichkeit der Erde, undd er Mensch, der sich zum Herrn der Herrlichkeit macht, sind vergänglich. Wie das gefallene Laub neben den Gräbern, kehret der Mensch vom Glanze zum Staube zurück. Wehe ihm, wenn er diesen Glanz für bleibend werth seines Daseyns gehalten hat! — Doch blicke in die untergehende Sonne. Morgen erscheint sie im neuen Glanze! — Es gibt einen Glanz, der nie verlischt, und eine Hoheit, die nie erniedrigt werden kann. Willst du vor dem Grabe Herzen beherrschen, und nach der Einsenkung in's Grab noch dein Andenken in die Herzen gesenkt wissen: so erhebe dich über die Andern durch wahre unvergängliche Größe!"

30.

Die Haus-Freunde.

Zwey Männer kamen oft in das Haus eines Vaters von drey Kindern; sie waren Haus-Freunde, und gute, biedere Menschen. Ein jeder suchte die Zuneigung der Kinder sich zu erwerben. Einer brachte den Kleinen stets Geschenke mit, die ihrer Sinnlichkeit schmeichelten oder kindisches Vergnügen gewähr-

ten, bald Süßigkeiten zur Reitzung des Gaumens, bald niedliche Spielsachen und mancherley Tändeleyen. Er hoffte, die Kinder würden ihn sehr lieb gewinnen. — So schien es auch. Die Kinder sprangen ihm jubelnd entgegen, sobald sie seinen Tritt vor der Thüre vernahmen, fielen ihm um die Kniee, und ließen sich von ihm in die Höhe heben, um ihn zu küssen. Doch fragten sie stets: „hast du nichts mitgebracht?“ — Der zweyte Haus-Freund beschenkte die Kinder nie mit Süßigkeiten, nie mit Tand. Auch war er nie mißgünstig, daß die Kinder anfangs ihm nicht so schmeichelnd entgegen sprangen, wie dem freundlichen Geber der Lock-Speisen. — Doch vertheilte er bald unter die Kleinen liebliche Gaben. Mit Wohlwollen rief er sie zu sich, und erzählte ihnen Geschichtchen, die zwar nur den kindlichen Geist zu belustigen schienen, allein unbemerkt die edlern Kräfte durch weise Uebung bildeten. Da hiengen die Kinder an ihm, so lange er da war; von jenem Haus-Freunde wendeten sie sich weg, sobald sie die süßen Gaben empfangen hatten. Sie wuchsen mit den fortschreitenden Jahren heran, und hatten keinen Gefallen mehr an Spielsachen, und Eckel empfanden sie vor Süßigkeiten. Da war auch jener Vertheiler des Tandes und Zuckerwerkes von ihnen verlassen; aber dem Manne, der ihrem Geiste wohlthat, wurden sie ergebener, jemehr sie an Erkenntniß des Wahren und Guten zunahmen. Sie liebten ihn zärtlich und mit seltener Treue bis an seinen Tod.

Wer das Wohlwollen der Menschen erlangt durch Mittel, welche den andern nur der Zeit und

den Umständen nach schmeicheln, der verlieret dasselbe, wenn die Zeiten sich ändern, und die Umstände weichen. Unwandelbares Wohlwollen bleibt dem, der sich wahre Verdienste um die Menschheit erwirbt. Der gute Mensch wird seinen Wohlthäter nie vergessen, und das Andenken des Verdienstvollen bleibet im Segen.

31.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Daseyn. „Mich hat der Herr gepflanzt,“ — sprach die erhabene Ceder — „Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt.“ — „Jehovah's Güte hat mich zum Segen gesetzt“ — sprach der umschattende Palmbaum — „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet.“ — Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes.“ — Und die Myrthe sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen.“ — So rühmten alle, der Oehl- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tannen rühmten. Der einzige Weinstock schwieg, und sank zu Boden. „Mir“ — sprach er zu sich selbst — „scheint Alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten.“ — Er sank darnieder, und seine Zweige weinten. Nicht lange wartete und weinte er: siehe da trat die Gottheit

der Erde, der freundliche Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank, und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf, und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Glut der Sonne durchdrang seine harten grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den labenden Trank für Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt: denn viele standen entfruchtet da; er aber freuete sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, und seiner ausharrenden Demuth. Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz, hebt empor den niedergesunkenen Muth, und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus! — Im unansehlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebieret den erquickendsten Trank der Erde.

32.

Euphemion.

Es war der letzte Tag des Jahres, als Euphemion, ein gutgearteter, aber auf seine Tugend stolzer Jüngling, den Hügel verließ. Bey jenem fernen blätterlosen Haine war nun die Sonne untergegangen, und um diese Sonne, die letzte so mancher schon von ihm durchlebten Jahre sinken zu sehen,

hatte er den Hügel bestiegen. Jetzt sah er auch ihren schwächsten Schimmer am Horizonte nicht mehr; es dämmerte, als er vom Hügel herabstieg. „Die Nacht" — sprach er — „verhüllt jetzt das Jahr, das nicht wieder zurückkehrt." — Mit diesem Gedanken beschäftigt, setzte er am Fuße des Hügels sich an einen bemoosten Baum. Ein plötzlicher Schlummer ergriff sein Auge, und durch die unsichtbare Macht seines Schutzgeistes sank er in einen tiefen Schlaf. Sogleich sah er sich in eine weite Grotte von seinem Schutzgeiste geführt. Viele große Tafeln und auf denselben eine ungeheure Menge Bücher erblickte er daselbst. „Woher diese Bücher?" — fragte er seinen Schutzgeist. „Du siehest hier" — antwortete dieser — „die Bücher, in welchen der Schutzgeist eines jeden Menschen dessen Handlungen zeichnet, die einst vor einem strengen Gerichte nach dem Tode des Menschen geprüft werden sollen. Auf der einen Seite sind die guten, auf der andern die bösen verzeichnet. Am Ende des Jahres wird die Rechnung zusammengezogen." — Voll Neugierde sprach der Jüngling zu seinem Genius: „Ist denn auch mein Buch hier verwahrt?" — „Dort steht es," — erwiederte dieser. „Und darfst du mir es zeigen?" — fuhr der Jüngling fort, ihn mit heiterem Gesichte zu fragen. — „Wenn du es wünschest," — war die Antwort, „ich darf es. Aber willst du deine Ruhe stören?" — „Ich, meine Ruhe stören?" — sprach der Jüngling mit selbstzufried'ner Miene — dieß hoffe ich nicht. Ehe die Sonne untergieng, erwog ich auf der Spitze des Hügels meine Handlungen im verflossenen Jahre. Ich war mit dem Wachsthum meines

Geistes und Herzens und mit den Neigungen desselben zufrieden. Ich hatte, meiner Rechnung nach, erfüllt, was mir oblag, und erinnerte mich keiner sträflichen Handlung. Oeffne mir das Buch!" — „Du willst es?" — „Ich will es." — Der Genius öffnete das Buch, und schlug die Blätter des verflossenen Jahres auf. Sie waren noch nicht gegen die Mitte des Buches gekommen. Der Jüngling las die Ueberschrift der einen Seite, mit großen Buchstaben geschrieben: „Edle Handlungen." Die Seite war halb angefüllt. Sie hätte aber völlig beschrieben werden müßen. Er wendete um, und las die Ueberschrift der folgenden Seite: „Böse Handlungen." Unbeschreiblich war die Freude, als er diese Seite ganz weiß erblickte; er machte seinem Schutzgeiste Vorwürfe wegen der Furcht, die er ihm habe einjagen wollen. „Siehest du," — sprach er zu ihm — „daß ich ein strenger Richter über mich selbst bin, und mich keiner strafbaren Handlung bey'm Sonnenuntergange erinnerte?" — „Es ist wahr," — erwiederte dieser — „du bist von Lastern frey, aber freue dich nicht." — Jetzt hob er ein verdecktes Blatt auf. Der Jüngling las die Ueberschrift: „Unterlassenes Gutes." Ach! — das Blatt war bis untenan beschrieben: Bekümmert sah Euphemion zu, und las, und bemerkte dann, wie sein Schutzgeist tausend Gelegenheiten bezeichnet hatte, wo er hätte Gutes thun können, wenn nicht Trägheit und andere Hindernisse ihn abgehalten hätten. Bekümmert verließ nun der Jüngling diesen Büchersaal sogleich. „Letzte Sonne des Jahres," — so sprach er — „mit mehrerer Wehmuth hätte ich dich untersinken gesehen, hätte mein Genius mir eher dieses Blatt gezeigt. Aber erste

Morgen-Sonne des neuen Jahres, du sollst zu neuen Entschlüssen mich wecken, und dessen letzte Abend-Sonne soll jenes Blatt mit der Ueberschrift: „Unterlassenes Gutes" nur bis zur Hälfte beschrieben sehen; weiß wird es wohl nie seyn." — Solche edle Entschlüsse regten sich in des Jünglings Seele, und sein Schutzgeist, der diese Entschlüsse hatte wecken wollen, lösete jetzt den Schlummer von des Jünglings Augen. Schon war es Mitternacht, der Mond schien am Himmel, und beyde Jahre trennten sich, als der Jüngling in seine Wohnung gieng.

33.

Der König, der Fluß, die Handvoll Erde.

Ein König, der in einem Lande nach langen blutigen Kämpfen zum Regenten gewählt wurde, faßte den Entschluß, mit so viel Klugheit und Geschicklichkeit den Scepter zu führen, daß dadurch jeder Keim der Uneinigkeit auf immer erstickt würde. Unfern von seinem Hoflager lebte ein alter Eremit, das Orakel der ganzen Gegend. Der Monarch suchte ihn in Person auf, und zog ihn zu Rathe, wie er es anzufangen hätte, um sein, an Unabhängigkeit nur zu gewohntes Volk, das ihm so eben die Krone aufgesetzt hatte, ohne Unfall zu beherrschen. „Mein Sohn," — versetzte der Greis — „ich schätze dein Anliegen. Wenige Könige haben hier noch den nöthigen Beystand gesucht. Deine Mühe wird nicht unbelohnt bleiben. Nimm hier diese Erde, und geh'

damit den Fluß, dessen Ufer du von hier aus siehst, aufwärts, bis du mit dieser Handvoll Erde seinen Lauf hemmen kannst. Dort wirst du auf einem Steine den Rath eingehauen finden, dessen du bedarfst. Nimm aber ein gutes Pferd, du hast einen Weg von vier Tagen zurück zu legen." — Mit diesen Worten verschloß sich der alte Eremit wieder in seine Zelle. Der Monarch machte sich mit seinem Päckchen Erde, voll Hoffnung und Muth, auf den Weg. Er war kein Mann von ausserordentlichen Gaben, aber er hatte das Herz am rechten Orte, und besaß Verstand. Zuerst gieng er den geradesten Weg an das Gestade. „Wie kann ich" — sagte er bestürzt, als er den Fluß hier erblickte, zu sich selbst — „diesen Strom mit einer Handvoll Thon dämmen? — Leichter ließe sich ja der Kaukasus oder Atlas mit einer Axt spalten!" — Indessen ließ sich der gute König nicht irre machen, und folgte der Vorschrift des Eremiten. Am dritten Morgen immer am Gestade des Flusses aufwärts reitend, faßte er schon Hoffnung eines guten Erfolges, denn hier trug der Fluß kein Fahrzeug mehr. Am vierten Tage erreichte er den Fuß eines der höchsten Felsen, aus welchem die kleine Quelle dieses Flusses, den in seinem Laufe tausend Bäche mit ihrem Wasser füllten, hervorschlüpfte. Hier that das Päckchen Erde sattsam seine Wirkung, und der gute König betrachtete mit Muße das Monument.

Es enthielt die Lehre: „Kehre in allen Dingen an die Quelle zurück. Jede Unordnung läßt sich, wie jeder Fluß, an der Quelle dämmen"

34.

Die Birke.

Ein Lehrer gieng mit seinen zwey Zöglingen, Eginhard und Benno, die in das Jünglings-Alter traten, hinaus in das Freye. — Vor ihnen lag ein ebener, sonniger Platz, auf welchem einige Birken stark und schlank aufgewachsen waren. Mehrere Knaben versuchten an dem glättsten Stamme emporzuklimmen: denn wenn man seine Kraft üben will, darf man nicht das Leichte wählen. Ungeachtet der Anstrengung und des Wetteifers gelang es keinem Knaben, die Höhe der Aeste zu gewinnen. Eginhard tadelte die Ungeschicktheit der Knaben, und nannte es ein leichtes, die Birke zu erklimmen. Benno hingegen hielt diese Uebung für schwer, und trauete sich nicht die nöthige Fertigkeit zu. Eginhard tadelte jetzt seinen Freund, daß er so wenig Zutrauen zu seinen Kräften hätte, und keine Körper-Fertigkeit besäße, wenn er nicht einmal einen Baum erklimmen könne. Der Lehrer endete den Anfang des Streites durch den Vorschlag, die Erfahrung an der Birke selbst zu machen. „Das will ich gleich zeigen, wie leicht es mir ist!" — sprach Eginhard. Benno sprach: „ich will es auch versuchen; doch zweifle ich, ob es mir gelingt." — Als man den Birken sich näherte, und ein Knabe von dem glatten Stamme der Birke wieder abglitt, lachte Eginhard laut. Mit gekränkter Miene sahe ihn der Knabe an. Doch jetzt begann der übermüthige Jüngling selbst die Birke mit Händen und Füßen zu umschlingen, hob sich empor, glitt zurück, und gelangte nach allen

Versuchen nicht höher als der Knabe. Beschämt stand er vor dem Knaben, vor seinem Lehrer und Mitschüler, und fühlte die dringende Wahrheit der Lehre; daß der Mensch nicht eher seinen Kräften sicher vertrauen solle, als bis er ihr Vermögen kennen gelernt habe. Doch sein Führer setzte noch hinzu: „Tief sinkt der Mensch, der sich selbst verkennt und über andere erhebt. Kenntniß der eigenen Schwäche erhebt zur wahren Größe der Seele, weil wir dann wissen, was uns noch fehlt und zu thun übrig ist."

35.

Das Schneeglöckchen.

Als der Engel, der die Blumen erwecket und kleidet, auch dem einsamen Vor-Frühlinge ein Kindlein geben wollte, daß er etwas hätte, das er lieben und pflegen, und dessen er sich freuen könnte: so sprach er leise sein Schöpfungswort, und es hoben sich schüchtern empor aus der noch leicht verhüllten Erde etliche Blättchen, gekleidet in freudiges Grün, und aus ihrem Herzen erwuchs an schwankendem Stengel ein sinniges Blümchen in des winterlichen Schnees glänzender Farbe. Und die Kinder der Menschen nannten es ein Schneeglöckchen, und freueten sich sein, denn es stand da bescheiden in sich gebückt, und duftete. Der Engel aber schauete es mit liebenden Augen an, und segnete es und sprach: „O blühe schön, du jungfräuliches Blümchen, du süßes Bild menschlicher Unschuld! — dich liebe ein jegliches Kind, das, wie du, im Vor-Frühlinge der Jugend blühet; und der Betagte, welcher im Winter des Lebens wan-

delt, müsse sich ergötzen an der stillen Reinheit deines Kelches und an den Verheißungen deines grünenden Saumes; denn du bist beyden ein Bild seines Lebens, und ein Bürge seiner Ahnungen diesseits und jenseits. Denn so wie in dem glänzenden Weiß jegliche Farben schlafen, so ruhet auch vor der Jugend, wie vor dem Alter, das buntfarbige Leben in Einem Farbentone, und beyde haben kein köstlicheres Gut, denn Reinheit, weil sie der Bürge ihrer Hoffnungen ist. Darum kleiden die Menschen die stille Jugend ihrer erblühenden Kleinen in ein weißes Gewand, daß es ihnen sey ein Sinnbild der Lilie der Unschuld und der leichten Morgenträume der Jugend, o wie der verschlossenen Zukunft des vielfarbigen Lebens; und die verblühete Mutter wählet dasselbe, als ein Vorbild des einfarbigen ruhigen Alters und des Sterbekleides. Als aber das Blümchen aufthauete, und den rings umhergebreiteten Schleier glänzend-weißen Schnees gewahrte, vor welchem es kaum gesehen werden konnte, so sehnete es sich höher zu stehen, und zu blühen in einer andern Farbe, damit es ausgezeichnet sey und bemerkt werde. Da warnte selbiges der Engel wehmüthig und sprach: „o dränge dich nicht herauf, die rauhen Stürme möchten deine zarte Gestalt antasten und schänden, und die wilde Begier eines lüsternen Menschen möchte dich frühe brechen, und, schnell gesättigt, verachten und wegwerfen!"

Gleichermaßen dränge auch du dich nicht heraus, o Kind, aus dem stillen Kreise deiner unschuldigen Jugend, und geitze nicht nach dem irren Leben der Erwachsenen und nach ihren stürmischen Freuden, daß

du bemerkt werdest von den Erwachsenen und in ihre Reihen tretest, damit nicht die zarte Farbe der Unschuld deines Herzens verletzet werde und vermischet mit den dunkeln Schatten der Leidenschaften, und die Blüthe deiner Jugend frühe gebrochen werde und sterbe.

36.

Der Vogelheerd.

„Mag es auch möglich seyn, sich verführen zu lassen zum Bösen? — Ist doch das Gute dem Herzen so natürlich daß ein Leben ausser dem Guten keines zu seyn scheint, und ist das Böse doch in sich so häßlich und unnatürlich, daß sich das Herz sträuben muß es aufzunehmen, so wie sich sträubet die Zunge vor dem bitteren Wermuth." — Also sprach ein schuldloses Kind zu dem Lehrer seiner Jugend, und glaubte nicht seinen Worten, da derselbe gesagt hatte: es seye ein Leichtes dem unschuldigen Herzen, verführt zu werden. Der weise Lehrer aber lächelte und sprach: „Komm, auf daß du es sehest, und gewarnt werdest!" — Da flehete das Kind und sprach: „O nein! — mir ist bange, zu schauen das Böse von nahem, und ich würde erröthen, wenn der Verführer ahnet, daß ich wisse, wie er so böse ist." — Der Lehrer nöthigte es aber, und sprach: „Dem verständigen Sinne mahlet sich das Thun und Treiben der Welt im Bilde der Natur, und Jeglicher ist ihm ein Prophet, der ihm verkündiget die Geschichte seines Handelns und Lebens und Schicksals, wenn er wandelt auf ähnlichen Wegen; dafern er nur Augen hat

zu sehen, und Ohren zu hören. Du sollst nicht sehen das Böse in seiner rohen Un-Natur, und nicht schauen die Verführung in ihrer harten Mißgestalt.“ — Das Kind folgte mit heimlichem Grauen, und sie giengen hinaus in einen lustigen Wald, in dem ragten allerley Bäume gesellig neben einander empor, und schlangen in einander ihre Aeste, und schmückten einer den andern mit seinen erbleichenden Blättern. Denn es hatte begonnen der Herbst, welcher mit leiser Hand, gleich dem Tode, die müden Blätter ablöset von den schwankenden Zweigen, auf daß er Raum schaffe einem kräftigern und schönern Geschlechte. Darum schlüpften auch die Vögel stumm und traurig durch die einsamen Zweige: denn die Zeit ihres Gesanges war vorüber, und sie schickten sich an zu ziehen unter einen freundlichern Himmel. In des Waldes Mitte erhob sich ein Hügel, der war bewachsen mit niederem Gesträuche, und auf seiner Höhe ruhete eine Hütte, die war bedeckt mit immergrünen Zweigen der himmelanstrebenden Tanne, also daß sie einer Laube ähnlich war. Als sie nun hervortraten in des Hügels lichten Umkreis, da stand das Kind überrascht still. Denn es jubelten die Vögel mit tausendstimmigem Gesange, als jauchzten sie entgegen dem sangreichen Frühlinge, und als hätte sich die Erde schon verjüngt, die sich erst bereitete zur müden Ruhe. Und das Kind trat verwundernd näher, und wußte nicht zu deuten, was es sah. Denn siehe, es standen vor der Hütte hohe Bäume umher im Kreise, die waren dürre, und hatten weder viele weitarmige Aeste, noch freueten sie sich wirthlichen Laubes; es standen auch an ihrer Seite andere, etliche gleicher-

maßen gestaltet, etliche aber grün und freundlich anzusehen, und an ihrem Stamme hiengen Vögel von mancherley Art in zwey bedeckten Käfichen, und sangen. In der Bäume Mitte aber grüneten dicht neben einander niedere Gesträuche, behänget mit tausend lockenden Beeren, und bestreuet mit mancherley Körnchen, also daß sie in der Armuth und Verödung des Herbstes einen gastlichen und lieblichen Aufenthalt darboten den umherirrenden Vögelein. Und ringsherum hüpften an dem Boden Vögel, die waren angebunden mit dünnen Schnüren an einem Reiflein, und flatterten umher, als wären sie frey, und aßen von den Körnchen und zwitscherten. Sie aber, so wie das Gebüsch, waren umkreiset von einem weiten Netze, das verrätherisch am Boden lag, enge zusammengewickelt, als bedeute es nichts. Das Kind trat mit dem Lehrer ein zu dem Manne, deß die Hütte war, und sie saßen da, und waren still und redeten kein Wort, und lauschten. Siehe, da sangen die Vögel, die in den Käfichen waren, laut auf, und lockten herbey die Brüder des Waldes durch ihren weitschallenden Gesang. Da kamen sie herzu von allen Enden, neugierig zu schauen die Ursache solcher Lust, und fanden eine willkommene Ruhestatt auf den dürren Reisern. Und setzten sich, und schaueten herab auf das lustige Grün des einladenden Gesträuches; auch sahen sie die verführerischen Beeren und die Vögelchen am Boden herumhüpfen und essen, und es gelüstete sie, hinabzufliegen zu ihnen und sich zu sättigen. Sie zauderten aber, und schaueten mißtrauisch umher, doch also, daß sie von einem Zweige zum andern nieder flatterten; denn ihre Be-

gierde war über die Maßen gereitzet. Etliche aber flogen davon, und andere stürzten sich hinab, und fiengen an gierig zu essen. Da zog der Mann, deß die Hütte war, an einem Stricke, und alsobald erhob sich das Netz mit Windeseile vom Boden, und breitete sich aus über den Sträuchen, also daß es die Vögel allzumal umschloß; und sie waren gefangen, und flatterten ängstlich umher, daß sie eine Oeffnung fänden, sich zu retten, und fanden sie nicht. Der Mann aber lief eilends hinab, und trieb die zitternden Vögel in einen Winkel des Netzes, und ergriff sie und zerdrückte ihnen den Schädel, also daß sie starben, und etliche nahm er heraus zur ewigen Knechtschaft. Dann legte er bedächtig das Netz wiederum nieder, und wickelte es zusammen, und nahm die todten Vögel sich zur Speise, und gieng hinein zu lauschen, bis der verführerische Gesang seiner knechtischen Vögel neue Opfer seiner trügerischen List herbeygelockt hätte. Da ward dem Kinde weich um's Herz, und es gieng sinnend von dannen. Der Lehrer aber nahm das Wort, und sprach: „Siehe, das ist das Bild der Verführung und die Geschichte jegliches Verführten! — Des Verführers reitzende Stimme tönet umher, und schmeichelt und locket dem Arglosen; und es erwacht in selbigem die Lust, uud er eilet herbey, und erwäget es, und findet mit seinem schuldlosen Herzen nichts, denn eine erlaubte Sättigung schuldloser Lust. Er siehet auch andere dasselbe genießen; die mächtig-andrängende Begierde aber hüllet einen Schleier um seine Augen, daß er nicht merket, daß jene schon gebunden sind, und ihrem unseligen Schicksale nicht entfliehen können, und nicht siehet das verrätherische

Netz, das auf ihn lauert, auch nicht ahnet das unter schmeichelnder Gestalt versteckte Elend, das ihn verschlingen will. Und ob er wohl zaudert, gewarnt von dem guten Geiste seines Herzens, so lässet ihn die Täuschung seiner Seele und die erregte Lust doch selten entfliehen, sondern ziehet ihn nieder, daß er eine Beute des Todes wird. — Denn so spricht das heilige Wort: Die bösen Exempel verführen und verderben einem das Gute, und die reitzende Lust verkehret unschuldige Herzen. Ein Jeglicher aber wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereitzet und gelocket wird, darnach wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Thorheit, und diese die Sünde: die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret den Tod.

37.

Die Schutzwehre.

Als die Natur die lieblichste der Blumen, die Rose, durch ihren allmächtigen Schöpfungs-Hauch hervorgebracht hatte, da sprach der Geist des Rosenstrauches zu dem Engel der Blumen: „Wirst du denn nicht auch dem edlen Gewächse eine Schutzwehr verleihen, die gegen Verletzung und Frevel sie sich're? — Gab doch die Natur dem Dornbusche die großen und spitzigen Stacheln!“ — „Der Dornbusch“ — antwortete der Engel der Blumen — „gehört nicht zu den Edlen, sondern zu den Dienern im Reiche der Schöpfung. Seine Bestimmung ist, die zarten Gewächse gegen das vernunftlose Thier zu beschützen, und dazu verlieh die Natur ihm die spitzigen Stacheln. Doch soll dein Wunsch dir gewährt werden!“ — So

sprach er, — und umgab die Rosenstaude mit zarten Stacheln! — Da sagte der Geist der Rose: „Wozu sollen diese zarten Spitzen? — sie werden die herrliche Blume nicht schirmen.“ — Ihm antwortete der Engel der Blumen: „Sie sollen auch nur der unbesonnenen Hand des Kindes wehren! — Den Frevler würde der Widerstand nur noch stärker anlocken, das Heilige und Schöne hat seinen Schutz in sich selbst, darum verlieh die Natur ihm die zarteste Schutzwehr, die nur warnt, nicht aber verwundet, denn zu dem Schönen darf nur das Zarte sich gesellen.“ — So verlieh sie der Unschuld die Schamhaftigkeit und das Erröthen.

38.

Die ewige Bürde.

Der Khalif Hakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarte Ländereyen, und bezahlte den Eigenthümern soviel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Wittwe fand sich, die das Erbtheil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte, und alle Anerbietungen, die man ihr deßwegen machte, geradezu ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Wittwe kam weinend zum Richter. Iba-Beschir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen, und fand ihn schlimm, denn obschon die Gesetze der Wittwe ausdrücklich Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten,

der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freywilligen Erfüllung eines veralterten Gesetzes zu bewegen. Was that also der gerechte Kadi? — Er sattelte seinen Esel, hieng ihm einen großen Sack über den Hals, und ritt unverzüglich nach den Gärten des Pallastes, wo der Khalif sich eben in dem schönen Pavillon befand, den er auf dem Erbtheile der Wittwe gebauet hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sacke setzte ihn in Verwunderung: und noch mehr erstaunte er, als Iba-Beschir sich ihm zu Füßen warf, und also fragte: „Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle.“ — Hakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Iba-Beschir den Khalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer, als alles Vorige; um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, so griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Khalif sprach: „Die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu schwer“ — „Herr“ — antwortete Iba-Beschir mit einer edeln Dreistigkeit — „du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält doch nur einen kleinen Theil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen Wittwe genommen hast: wie wirst du dann das ganze geraubte Land tragen können, wann es der Richter der Welt am letzten Gerichts-Tage auf deine Schultern legt?“ — Der Khalif war betroffen; er lobte die Freymüthigkeit und Klugheit des Kadi, und gab der Wittwe das Land mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen, wieder.

39.

Die Stimme des Sterbenden.

Der Erzvater Noah, der vor und nach der Fluth eine große Anzahl Jahre gelebt hatte, war nun ein Greis geworden, der am Stabe gieng, als der Todes-Engel vor seine Hütte trat, und ihm sein nahes Ende verkündigte. Noah legte sich in den Staub, stärkte sein banges Herz mit Gebet, und erwartete den letzten Augenblick in stiller Geduld. Als seine Kinder und Enkel höreten, daß ihr Vater sterben werde, kamen sie zu ihm, traten um sein Lager und weinten. „Ist es wahr, Vater," — sprachen sie — „daß du deine Kinder heute verlassen willst? — Warum kannst du nicht länger bey uns bleiben? — Wir verehren in dir den Vater des neuen Menschengeschlechtes, du bist die Quelle des wahren Glaubens, ein Licht der Weisheit für die Deinigen. Dein Leben war ein starker Strom von Glück und Gesundheit; du hast die Verwandelung der Erde überlebt: du hast alle Freuden genossen, Alles erfahren und geprüft. — So sage uns nun, Vater, hast du während deines langen Lebens eine vollkommene Freude gefunden, die den Namen der Glückseligkeit mit Recht verdiente?" — Der Erzvater hörte ihre Rede freundlich an, und als sie schwiegen, erhub er sein Haupt und sprach: „Die Welt, meine Kinder, hat zwey Thore, durch das eine kommen wir bey unsrer Geburt herein, und durch das andere zieht uns der Tod an seiner starken Hand wieder hinaus. Mein Lebenslauf nahet sich dem Ende. Der lange Weg, den ich von einem Thore zum an-

dern gegangen bin, kommt mir vor, wie der kleine Raum eines einzigen Schrittes. Die vielen Jahre, über deren Zahl ihr euch wundert, scheinen mir nicht länger als Ein verschwundener Tag; denn jener Augenblick, in welchem ich in die Welt kam, und dieser, in welchem ich wieder aus ihr scheide, fließen mir vor meinen Augen in einen einzigen zusammen, wie sich die Dämmerung des Abends unvermerkt in Dunkelheit verliert. Ich habe alle irdischen Freuden genossen; aber ich habe unter denselben keine gefunden, die den Namen der wahren Glückseligkeit verdiente. Sie flossen mir wie Wasser aus der Hand, und ließen keine Spur von sich zurück. Die einzigen Freuden, die nicht vergiengen, und deren Genuß mir geblieben ist, sind — die guten Werke der Liebe und der Weisheit, durch welche ich meine Kinder gesegnet habe. Diese stehen wie blühende Bäume vor mir, und ihr Schatten erquickt mich auch jetzt in der Hitze des Todes." — Der Erzvater schwieg: seine Kinder und Enkel aber, die sich seiner Liebe und seiner Wohlthaten erinnerten, weinten laut. Sie begruben ihn nach seinem Tode in einen Palmenhayn, um das Andenken an seine letzten Worte bis auf die spätesten Enkel zu erhalten.

40.

H a l e b.

In Unmuth versunken lag Haleb vor seiner Höhle an den Wasserfällen des Nils, und bewilligte sich gleichsam nur ungern den sparsamen Genuß trockener

Datteln, um die zerbrechliche Hütte seines stillen Geistes nicht ganz zerfallen zu lassen. Grausend war die Wildniß um ihn. Kein freundlicher Baum war da, in dessen Laube der Abendwind spielte, und keine Blumen dufteten um ihn. Monden vergiengen, daß kein Ton menschlicher Stimmen sein Ohr erreichte, und kein Vögelchen durch seinen Morgengesang ihn aufweckte. Da senkte sich der Nebel von den Felsenklippen in den Strom, und es war, als wollten Sonnen-Strahlen die Wildniß erleuchten. Blühender Klee schien den dürren Sand zu bedecken, und himmlische Töne drangen in Halebs Ohr. Eine überirdische Gestalt ward in einem zerfließenden Rosengewölke sichtbar. Ewiger Frühling strahlte von ihrer jungfräulichen Wange, und ihr Mund schien nie anders als gelächelt und sich zu Freudentönen geöffnet zu haben. Ihr himmelblaues Gewand zerflatterte im Wehen der Luft, und sie streckte ihre Arme gegen ihn aus, als wollte sie an ihre hochstrebende Brust ihn drücken, und ihn an der Quelle der Freude Ströme der Seligkeit trinken lassen. Staunend starrte Haleb sie an, und fühlte wider seinen Willen eine Bewegung des Herzens, die schon lang ihm fremd war. Aber doch wandte er sein Antlitz von ihr ab. „Ich sehe" — sprach er — „du bist die Freude, aber ich mag nicht deine Umarmung. Fliehe, denn von dieser Brust und dieser Einöde bist du ausgeschlossen! — Lange — nur zu lange ließ ich mich von deinen Lockungen täuschen, und folgte der zauberischen Stimme, die auf der Wiese des Frühlings und bey dem Morgenrothe meines Lebens mir rief; aber umsonst, du warest nicht das, was du zu seyn schienest. Wenn

ich mit nervigtem Arme dich zu halten glaubte, so entflohest und entwischtest du mir, und ließest mir nur das Andenken zurück, um mich zu quälen, und die Hoffnung, um mich zu täuschen. Ein treues redliches Weib fand ich, und freuete mich ihrer und meines Lebens, wenn sie, ihren Erstgebornen mir entgegen haltend, lange Freuden mir versprach. Ruhig schlummerte ich mit ihm an ihrem Busen, und fürchtete nicht den Wurm, der sobald mein Herz zernagen sollte. Die junge Rosen-Knospe welkte an der Mutter Brust, und sie folgte dem Säugling der Liebe in das Grab. Einsam stand ich da, wie ein abgestorbener Baum, und harrete des Tages, da das Schicksal auch mich fällen würde; aber er kam nicht. In Thätigkeit und im Wohlthun suchte ich Trost, aber man wollte mich nicht zum Guten wirksam seyn lassen. Ich glaubte Freunde zu haben, aber ich fand mich getäuscht. Die Saaten meiner Felder vertrockneten, und der Wurm stach meine schönsten Früchte. Selbst die Tugend ließ man mir nicht, und das Wenige, was mein und meiner Eltern Fleiß erworben hatte, suchte man mir zu rauben. Da warf ich alles Uebrige von mir und floh in diese Wüste, wo das feindselige Verhängniß mir keine Freude mehr schenken konnte, um sie mir wieder zu rauben. O! — es ist ein armseliges Ding um den Menschen! — Er scheint nur darum feinere Empfindungswerkzeuge zu haben, um mehr Mangel und Leiden als andere Wesen zu fühlen. Streben nach Vervollkommnung schmückt seinen Geist, und er sieht sich immer neuen Bedürfnissen ausgesetzt. Mit seiner wachsenden Empfindlichkeit steigt das Theilnehmen an dem Leiden seiner

Brüder: ihre Schicksale werden die seinigen; selten nur vermag er sie zu lindern, und dieß verbittert ihm die noch übrige wenige Freude. Weg mit ihm in die Wüste! — Zurück mit ihm ins thierische Leben!“ — So redete er, und warf unwillkührlich einen Blick auf die Göttin der Freude. Und das Mitleid schien ihr Antlitz mit Trauer umwölken zu wollen; aber sie ermannte sich, und ihr himmlisches Auge strahlte freundlicher als vorhin. „Unglücklicher!“ — begann sie — „was klagst du, daß ich vergänglich bin, und nicht immer da bleibe wo ich einmal einkehre? — Siehe, wär' ich beständig, so würd' es meine Schwester, die Traurigkeit, auch seyn. Den Elenden, von dem sie nicht mehr weicht, würde sie umbringen; darum muß ich ihr nachfolgen ihre Eindrücke schwächen oder auslöschen, und den Gebeugten wieder aufrichten, damit er nicht unter der Last erliege. Und so kehrt die Freude in sein Herz zurück, wenn er nicht selbst an meiner Wiederkehr verzweifelt. Sey nicht undankbar gegen das menschliche Verhängniß. Haben andere Geschöpfe nicht so viel Mängel und Leiden als der Mensch, so findet er auch in seiner Veredlung Mittel, sie zu erleichtern. Leiden geben dem Geiste seine Schwungkraft, und knüpfen die Menschen an einander. Gutes entspringt aus dem Uebel, und es geräth entweder zum Glücke des Dulders selbst oder seiner Nebenmenschen. Glaubst du, daß Sterbliche meinen ununterbrochenen Besitz ertragen könnten? — Eben dadurch würden sie meiner verlustig werden. Was ihr Glück erbauete, würd' es wieder zerstören. Entbehrung erhöhet den Genuß, und wer nie litt, der

kennt nicht das Wonnegefühl der Abwesenheit des Schmerzens. Ich bin nicht bestimmt, nur Einen oder Wenige zu beglücken. Alle lebende Wesen sollen meiner sich freuen. Die Freuden des Frühlings vergehen, um andere darauf folgen und den Menschen für die Freuden des künftigen Lenzes desto empfänglicher werden zu lassen. Wisse, daß jedes Alter, jeder Stand, und jede Zeit ihre Freuden haben. Selbst die Beschwerden des Alters sind kein unvermeidliches Elend, und auch auf dem Sterbelager ist der Greis der Freude noch fähig. Freudig stirbt der Held für sein Vaterland, oder ein Bruder für den andern. Bis in den Kerker des Unglücklichen dring' ich, besuche den Sklaven auf seinem Strohlager, und lasse mich selbst bey Trennungen von Freunden nicht ausschließen. O! — ein Jeder kann mich finden, der meiner Umarmung werth ist, er sey, wo er wolle. Suche mich nicht theuer zu erkaufen, und halte mich für kein bloßes Werk der Einbildung, sondern wisse, wen ich besuche, den reuet es nie, mich gekannt zu haben. Kehre wieder zurück in dein Haus, das dein tugendhaftes Weib und dein Sohn dir zur Wohnung machten, und suche meinen Besitz zu verdienen, so wird er dir nicht entgehen. Ich sterbe nie ab. Wer mich verloren zu haben wähnt, findet unter einer andern Gestalt mich wieder. Ich bin an keinen Himmelsstrich, an keinen Kreis von Menschen, und an kein Alter gebunden. Ueberall bin ich, und verbreite Glück und Lebens-Genuß um mich her." — Die Göttin endigte, und Haleb streckte mit Sehnsucht seinen Arm nach ihr aus, aber er berührte nur den

Saum ihres flatternden Gewandes. Süsse Hoffnungen lächelte sie ihm zu, und so wie er ihrer müde ward, und zur Thätigkeit unter die Menschen zurückkehrte, fand er sie wieder, und sie gieng nie für ihn verloren.

42.

Die ausgearteten Nelken.

Eine edle Mutter hatte ihren Sohn nach dem Tode ihres Gemahls mit Sorgfalt erzogen, und in den Wissenschaften unterrichten lassen, die den Geist des Menschen bilden, und das Herz veredeln. Er war jetzt aus der Stadt der Gelehrten zurückgekehrt, wo er zum Dienste der Welt sich vorbereitet, und die Wissenschaften des Arztes mit Eifer sich angeeignet hatte. Die Mutter freuete sich über die Bildung und Kenntniß ihres Sohnes; aber es mißfiel ihr bald die Gesellschaft, welche er wählte. Junge Leute, welche an Kenntnissen und Bildung hinter ihm zurückstanden, umgaben ihn. Einige, im Gefühle ihres geringern Werthes, betrugen sich gegen ihn demüthig und furchtsam höflich, und die Mutter fürchtete, daß diese Demuth ihren Sohn übermüthig machen möchte; andere von geringerem Werthe (denn jenen war Bescheidenheit doch ein wahrer, sittlicher Werth) hielten den, der sie ihres Umgangs würdigte, für ihres gleichen; sie betrugen sich anmaßend, und die Mutter fürchtete, daß dieses Uebergewicht der Nichtswürdigkeit und der rohen Sitten die Bildung ihres Sohnes niederdrücken würde. Von beyden konnte er nichts lernen. Sie führte ihn daher

einst in den Garten zu einem Blumenbeete. Hier blüheten aus Saamen gezogene, doch ausgeartete Nelken. „Erkläre mir doch“ — sprach die Mutter — „wie es zugehet, daß diese Nelken, die ich aus Saamen von der schönsten Nelke mit aller Sorgfalt gezogen habe, so gänzlich ausgeartet sind, und als gemeine Nelken blühen!“ — Der Sohn antwortete: „Liebe Mutter, du hast den Saamen nicht mit aller Sorgfalt gezogen. Was für Nelken hattest du um die Saamen-Nelke gepflanzet?“ — „Gemeine Sorten,“ — erwiederte die Mutter. — „Die schöne Nelke sollte desto mehr prangen.“ — „Ja, sie wird desto mehr geprangt haben,“ — sprach der Sohn — „aber desto schlechter ist der Saame geworden: denn es ist der Blumenstaub von den gemeinen Nelken hinübergeflogen auf die edeln Blumen, und hat bewirkt, daß der Saame ausgeartet ist. So geschiehet es in der Natur.“ — Darauf sprach die Mutter: „Du kennst die Natur der Pflanzen so gut, und würdest also mit der größesten Sorgfalt Nelken erziehen, und vor der Ausartung bewahren; wie kommt es, daß du die Natur des Menschen nicht kennst, und dich nicht vor der Ausartung bewahrest? — Du bist die edle Nelke; deine Gesellschaft gleichet den gemeinen Nelken, die auch ihren Werth haben; aber den Saamen des Edeln zum Ausarten bringen. Zwar erhebst du dich unter ihnen, und glänzest um so mehr; doch dieser Glanz wird verlöschen: denn nichts kann dich höher heben; du wirst herabgezogen. Muß doch der Mensch vorzüglich durch seinen Umgang beweisen, welche Bedürfnisse des Geistes und Herzens er habe. Wer zum Bessern strebt, schließt sich an die an, die

besser sind, als er, oder mit ihm gleich fortstreben." — Da schwieg der Sohn. Er fühlte die Wahrheit tief. — Mit Vorsicht, ohne zu beleidigen, zog er sich von seinen Gesellschaftern zurück, und suchte Männer und Jünglinge, welche rastlos den Weg des Edeln und Schönen verfolgten, und ihn mit Liebe und Freundschaft in ihre Gesellschaft aufnahmen.

42.

Die Blumen-Lese.

Die zarte unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas und wieder Kräfte gewann, da redete sie von den Blumen, und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr. Denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinausgehen, um sie zu pflücken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen, und sagte heimlich zur Mutter: „Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen!" — Und so gieng er hinaus in das Gefilde, zum erstenmale. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt däucht' es ihm, als seye der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen. — Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber gieng und sang, und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war so

heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte wie das Börnlein, das aus einem Felsen quillt. Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und obendarüber lag ein Kranz von Feld-Erdbeeren, wie Perlen an einem Grashalm gereihet. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, und nun setzte er sich auf dem weichen Moose im Schatten einer Eiche nieder. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanze des Frühlings sich vor ihm ausbreiten, und horchte den Wechselgesängen der Nachtigallen. Aber er hatte sich müde gefreuet. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigallen schläferten ihn ein. So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens. — Ruhig schlummerte der holde Knabe! — Siehe, da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf. Blitze leuchteten, und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich braußte der Wind in den Aesten der Eiche. Da erschrak der Knabe und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt. Kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge. „Sohn des Glücks, bist du sicherer auf deiner fröhlichen Bahn?“ — Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf, und entfloh. — Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahmen überhand, und der Don-

ner rollte schrecklicher. Das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen an der Hand des Knaben, und zerstreuete alle seine sorgsam gesammelten Blümchen über das Feld hin. — Da entstellte sich seine Geberde, und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Eltern. „Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt wird oder ein Plan mißlang?" — Bald verzog sich das Gewitter, und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe und Stille herrschte im Thale und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefilde entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuert und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte. „Stürme verbessern die Luft; aus dunkelm Gewölk steigt des Himmels Segen zur Erde hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich selbst hervo bringe." — Auch den verscheuchten Knaben locket der heitere Himmel von neuem in das Gefilde. Beschämt über seinen Unmuth gieng er in der Stille zurück, sein hingeworfenes Körbchen wieder aufzu-

suchen, und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neu belebt. Der Hauch der kühlen Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, alles schien nach dem Gewitter und erquickenden Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtseyn seines thörichten und ungerechten Unmuthes machte seine Freude sanfter und bescheidener. — „Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung. Ein Beweis ihrer irdischen Natur!“ — Noch lag das Körbchen am Abhange des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten, und gegen die Gewalt der Winde geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an, und lösete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er nun um sich her schaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blumen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und in jedem Blumenkelche perlte ein heller Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene und pflückte. Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! — Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Angesicht, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm. „Nicht wahr,“ — sagte die Mutter — „die Freuden, die wir andern bereiten, sind doch die schönsten vor allen?“ —

43.

Die wüste Insel.

Ein reicher, gutthätiger Mann wollte einen seiner Sklaven glücklich machen; er schenkte ihm die Freyheit, und ließ ihm ein Schiff mit vielen köstlichen Waaren ausrüsten. „Geh,“ — sagte er — „und segle damit in ein fremdes Land, wuchre mit diesen Waaren, und aller Gewinn soll dein seyn!“ Der Sklave reiste ab; aber kaum war er einige Zeit auf der See, als sich ein heftiger Sturm erhob und sein Schiff gegen eine Klippe warf, daß es scheiterte. Die köstlichen Waaren versanken im Meere, alle seine Gefährten kamen um, und er selbst erreichte mit genauer Noth die Ufer einer Insel. Hungrig, nackt und ohne Hülfe gieng er tiefer in's Land, und weinte über sein Unglück; als er von ferne eine große Stadt erblickte, aus der ihm eine Menge Einwohner mit lautem Freudengeschrey entgegen kam: „Heil unserm Könige!“ — riefen sie ihm zu, setzten ihn auf einen prächtigen Wagen, und führten ihn in die Stadt. Er kam in den königlichen Pallast, wo man ihm einen Purpurmantel anlegte, ein Diadem um seine Stirn band, und ihn einen goldenen Thron besteigen ließ. Die Vornehmen traten um ihn her, fielen vor ihm nieder, und schwuren ihm, im Namen des ganzen Volks, den Eid der Treue. — Der neue König glaubte anfangs, alle diese Herrlichkeit sey ein schöner Traum, bis die Fortdauer seines Glücks ihn nicht mehr zweifeln ließ, daß diese wunderbare Begebenheit wirklich wahr sey. „Ich begreife nicht“ — sprach er bey sich selbst — „was die Augen die-

ses wunderlichen Volks bezaubert hat, einen nackten Fremdling zu ihrem Könige zu machen. Sie kennen mich nicht, wer ich bin; sie fragen nicht, wo ich herkomme, und setzen mich auf ihren Thron. Was ist das für eine sonderbare Sitte in diesem Lande?" — So dachte er, und wurde so neugierig, die Ursache seiner Erhebung zu wissen, daß er sich entschloß, einen von den Vornehmen an seinem Hofe, der ihm ein weiser Mann zu seyn schien, um die Auflösung dieses Räthsels zu fragen. „Vezier," — redete er ihn an — „warum habt ihr mich denn zu eurem Könige gemacht? — Wie konntet ihr wissen, daß ich auf eurer Insel angekommen sey? — und was wird endlich aus mir werden?" — „Herr," — antwortete der Vezier — „diese Insel wird von Geistern bewohnt. Sie haben vor langen Zeiten den Allmächtigen gebeten, ihnen jährlich einen Sohn Adams zu senden, daß er sie regiere. Der Allmächtige hat ihre Bitte angenommen, und läßt alle Jahre, an dem nehmlichen Tage, einen Menschen an ihrer Insel landen. Die Einwohner eilen ihm, wie du gesehen hast, freudig entgegen, und erkennen ihn für ihren Oberherrn; aber seine Regierung dauert nicht länger als ein Jahr. Ist diese Zeit verflossen, und der bestimmte Tag wieder erschienen: so wird er seiner Würde entsetzt, man beraubt ihn des königlichen Schmuckes, und legt ihm schlechte Kleider an. Seine Bedienten tragen ihn mit Gewalt ans Ufer, und legen ihn in ein besonders dazu gebautes Schiff, das ihn auf eine andere Insel bringt. Diese Insel ist wüste und öde; jeder, der noch vor wenigen Tagen ein mächtiger König war, kommt hier nackt an,

und findet weder Unterthanen noch Freunde. Niemand nimmt an seinem Unglücke Theil, und er muß in diesem Lande ein trauriges und kummervolles Leben führen, wenn er sein Jahr nicht klug angewendet hat. Nach der Verbannung des alten Königes geht das Volk dem neuen, den ihm die Vorsehung des Allmächtigen jedes Jahr ohne Ausnahme sendet, auf die gewöhnliche Weise entgegen, und nimmt ihn mit gleicher Freude, wie den vorigen, auf. Dieß, Herr, ist das ewige Gesetz dieses Reichs, das kein König während seiner Regierung aufheben kann." — „Sind denn auch meine Vorgänger" — fragte der König weiter — „von dieser kurzen Dauer ihrer Hoheit unterrichtet gewesen?" — „Keinem von ihnen" — antwortete der Vezier — „war dieses Gesetz der Vergänglichkeit unbekannt, aber einige ließen sich von dem Glanze, der ihren Thron umgab, verblenden; sie vergaßen die traurige Zukunft, und verlebten ihr Jahr, ohne weise zu seyn. Andere berauschten sich in der Süßigkeit ihres Glücks; sie getrauten sich nicht an die wüste Insel zu denken, aus Furcht, sich die Annehmlichkeit des gegenwärtigen Genusses zu verbittern; und so taumelten sie, wie Trunkene, aus einer Zeit in die andere, bis ihre Freude um war, und sie in das Schiff geworfen wurden. Wenn der unglückliche Tag kam, so fiengen alle an, sich zu beklagen und ihre Verblendung zu beseufzen; aber nun war es zu spät, und sie wurden ohne Schonung dem Elend übergeben, das sie erwartete, und dem sie durch Weisheit nicht hatten vorbeugen wollen." — Diese Erzählung des Greises erfüllte den König mit Furcht; er schauderte vor dem Schicksale der vo-

tigen Könige, und wünschte ihrem Unglück zu entgehen. Er sah mit Schrecken, daß schon einige Wochen von diesem kurzen Jahre verflossen waren, und daß er eilen müßte, die übrigen Tage seiner Regierung desto besser zu nützen. „Weiser Vezier,“ — antwortete er dem Greise — „du hast mir mein künftiges Schicksal und die kurze Dauer meiner königlichen Macht entdeckt; aber ich bitte dich, sage mir auch, was ich thun muß, wenn ich das Elend meiner Vorgänger vermeiden will.“ — „Erinnere dich, Herr,“ — antwortete der Greis — „daß du nackt auf unsre Insel gekommen bist, denn eben so wirst du wieder hinausgehen und nie wieder zurückkommen. Es ist also nur ein einziges Mittel möglich, dem Mangel vorzubeugen, der dir in jenem Lande der Verbannung droht; wenn du sie nehmlich fruchtbar machst und mit Einwohnern besetzest. Dieß ist dir nach unsern Gesetzen vergönnt, und deine Unterthanen sind dir vollkommen gehorsam, daß sie hingehen, wo du sie hin sendest. Schicke also eine Menge Arbeits-Leute hinüber, und laß die wüsten Felder in fruchtbare Aecker verwandeln, baue Städte und Vorraths-Häuser, und versieh sie mit allen nothdürftigen Lebensmitteln. Mit einem Worte: bereite dir ein neues Reich, dessen Einwohner dich nach deiner Verbannung mit Freuden aufnehmen. Aber eile, laß keinen Augenblick ungenützt vorbeygehen, denn die Zeit ist kurz, und jemehr du zum Anbau deiner künftigen Wohnung thust, desto glücklicher wird dein Aufenthalt seyn. Denke, dein Jahr sey morgen schon um; und nütze deine Freyheit, wie ein kluger Flüchtling, der dem Verderben entgehen will.

Wenn du meinen Rath verachtest, oder zauderst und schläfrig wirst, so bist du verloren, und langes Elend ist dein Loos. — Der König war ein kluger Mann, und die Rede des Greises gab seiner Entschließung und seiner Thätigkeit Flügel. Er sandte sogleich eine Menge Einwohner ab; sie giengen mit Freuden, und griffen das Werk mit Eifer an. Die Insel fieng an sich zu verschönern, und ehe sechs Monden vergangen waren, standen schon Städte auf ihren blühenden Auen. Dem ungeachtet ließ der König in seinem Eifer nicht nach; er sandte immer mehr Einwohner hinüber, und die folgenden waren noch freudiger als die ersten, da sie in ein so wohlgebautes Land giengen, das ihre Freunde und Anverwandte bewohnten. Unterdessen kam das Ende des Jahres immer näher. Die vorigen Könige hatten vor diesem Augenblick gezittert, an dem sie ihre vergängliche Herrlichkeit ablegen mußten; dieser aber sahe ihm mit Sehnsucht entgegen: denn er gieng in ein Land, wo er sich durch seine kluge Thätigkeit eine dauernde Wohnung gebauet hatte. Der bestimmte Tag erschien endlich. Der König wurde in seinem Pallaste ergriffen, seines Diadems und seiner königlichen Kleidung beraubt, und auf das unvermeidliche Schiff gebracht, das ihn nach seinem Verbannungsort führte. Kaum war er aber am Ufer der neuen Insel gelandet, als ihm die Einwohner mit Freuden entgegen eilten, ihn mit großer Ehre empfiengen, und sein Haupt, statt jenes Diadems, dessen Herrlichkeit nur ein Jahr währte, mit einem unverwelklichen Blumenkranze schmückten. Der Allmächtige belohnte seine Weisheit, er gab ihm

die Unsterblichkeit seiner Unterthanen, und machte ihn zu ihrem ewigen Könige.

Der reiche, wohlthätige Mann ist Gott; der Sklave, den sein Herr fortsendet, ist der Mensch bey seiner Geburt; die Insel, wo er anlandet, ist die Welt; die Einwohner, welche ihm freudig entgegen kommen, sind die Eltern, die für den nackten Weinenden sorgen. Der Vezier, der ihn von dem traurigen Schicksal, das ihm bevorsteht, unterrichtet, ist die Weisheit. Das Jahr seiner Regierung ist der Lauf des menschlichen Lebens, und die wüste Insel, wo er hingeführt wird, die künftige Welt. Die Arbeits-Leute, die er dahin sendet, sind die guten Werke, die er während seines Lebens verrichtet. Die Könige aber, welche vor ihm dahin gegangen sind, ohne über das Unglück, das ihnen drohte, nachzudenken, sind der größte Theil der Menschen, die sich bloß mit irdischen Freuden beschäftigen, ohne an ihr Leben nach dem Tode zu denken; sie werden mit Mangel und Elend gestraft, weil sie vor dem Throne des Allmächtigen mit Händen erscheinen, die an allen guten Werken leer sind.

45.

Der Apfel.

Es war ein reicher Mann an dem Hofe des Königes Herodes, der war sein Oberkämmerer, und kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund seiner Jugend, den er in langen Jahren nicht gesehen hatte. Und der Käm-

merer stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmal an, und lud alle seine Freunde. Auf den Tischen aber standen viele herrliche Speisen in Gold und Silber, und viele köstliche Gefässe mit Salben und Wein von allerley Art. Und der reiche Mann saß oben am Tische und war guter Dinge, und zu seiner Rechten saß sein Freund, der aus fernem Lande gekommen war. Und sie aßen und tranken, und wurden satt. — Da sprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: „Solch' eine Herrlichkeit und Pracht, wie in deinem Hause, erscheinet mir nicht in meinem Lande weit und breit!" — Und er rühmte alle Pracht, und preisete ihn glücklich vor allen Menschen auf Erden. Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königes, nahm einen Apfel von einem güldenen Gefässe Der Apfel aber war groß und schön, und röthlich von aussen wie Purpur. Und er nahm den Apfel, und sprach: „Siehe, dieser Apfel ruhete auf Gold, und seine Gestalt ist sehr schön!" – Und reichte ihn dem Fremdling und Freund seiner Jugend. Der Fremdling aber durchschnitt den Apfel, und siehe — in seiner Mitte war ein Wurm! — Da schauete der Fremdling seitwärts zu dem Kämmerer hin. — Der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde, und seufzete. —

45.

Das Wölkchen.

Die ersten Menschen hatten das schöne jugendliche Land ihres Ursprungs verlassen. Vor dem Eingange

Edens stand der Cherub mit dem flammenden Schwerdte, ein Bild ihrer Schuld. Sie selbst giengen umher und weinten. Vor ihnen lag öde und schweigend das Land der Mühe und Schmerzen. Dornen hemmten ihren Pfad, und Disteln starrten vor ihren Füßen. Dazu tönete das ernste Wort des Richters noch immer in ihren Herzen: „Verflucht sey der Acker um deinetwillen! — Mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebenlang. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, und mit Schmerzen sollst du Kinder gebähren!“ — Sie standen und seufzten: „Ach warum hat nicht vielmehr des Cherubs flammendes Schwerdt unser Leben vernichtet! — Wer wird sich unser nun erbarmen.“ — So klagten sie und weinten. Siehe da erhob sich ein leises Säuseln von Eden her. Die Stauden neigten sich. Es wird — dachten sie — der Himmlischen einer erscheinen. — Und sie verbargen sich ängstlich und schüchtern. Aber es schwebte ein Wölkchen von Edens Hügeln herüber, und des Wölkchens Gestalt war wie die Morgenröthe, und es ruhete vor ihrem Angesicht. Sie harreten, ob ein Himmlischer hervortreten würde. Da ertönte eine liebliche Stimme, wie ein leiser Gesang aus dem duftigen Gewölke, und die Stimme sprach: „Euer irdisches Auge wird mich nicht schauen, aber ich will unsichtbar euch durch das Leben geleiten. — In euren Herzen soll der Schimmer meines Morgenroths wohnen, und eures Lebens Pfad euch erheitern. Wenn dir, o Mann, der Schweiß deines Angesichts in die Furchen träuft, dann zeig' ich dir im fernen Dämmerlichte ein goldenes Aehrenfeld und blühende Gärten, und du

meinst dir ein neues Eden zu bauen. Und du Weib, erkohren der Menschheit Mutter zu seyn — mit Schmerzen wirst du Kinder gebähren, aber in dem Säugling deines Busens wirst du einen Engel Edens erblicken, und Freudenthränen weinen." — „Aber ach," — seufzten die Menschen — „du verborgener Bote des Trostes, wirst du, wann wir nun des Todes sterben müßen, uns dann auch verlassen?" — Aus dem Gewölk ertönte die Antwort: „Aus Nächten müssen fortan euch Morgenröthen erblühen! — Wann des Lebens Tag euch schwindet, dann wird mein freundliches Licht euren Geist umschweben, daß ihr Eden geöffnet sehet, wenn ihr nur Glauben habt und Liebe." — „O du tröstender Bote des Himmels, wer bist du denn, und wie heißt dein Name?" — fragten die Menschen. — „Ich bin des Glaubens und der Liebe Tochter! — Mein Name ist Hoffnung!" — So ward die Antwort. Das rosenfarbige Gewölke zerrann und umfloß die Sterblichen, daß sie das himmlische Kind nicht sahen. Aber ihre Seele ward heiter. —

46.

Der Träumer.

In Smyrna wohnte ein reicher Kaufmann, Namens Abbas. Seine Kameele durchzogen alle Länder und seine Schiffe alle Meere. Die größten und mit köstlichen Waaren, bis zu den Zinnen gefüllten Speicher gehörten dem reichen Abbas. — Und dennoch war der Mann nicht glücklich. — Woran lag das? — Er stellte sich beydes, einmal das Glück und

ein andermal das Unglück, als zu gewiß vor. Wenn er ein Unternehmen wagte, eine Menge Waaren entweder einhandeln ließ oder zum Verkauf aussandte, so bildete er sich, wenn er gerade heiter gestimmt war, einen so durchaus glücklichen Erfolg als unfehlbar gewiß ein, daß die vollständige Erfüllung seiner Hoffnungen fast unmöglich war. Kam es nun aber nicht so, wie er sich eingebildet hatte, daß es kommen müsse, so versank er in Betrübniß. War sein Gemüth trübe geworden, so sah er sich von nichts umringt, als von Unglück; dann scheiterte ihm in seiner Einbildung jedes Schiff unfehlbar gewiß, jeder Schuldner betrog ihn, und noch in den Speichern verdarben die in sichere Verwahrung gebrachten Waaren. Mangel an Gleichmuth, an Genügsamkeit, an richtiger Würdigung menschlicher Dinge — dieß waren die Ursachen, warum der reiche Abbas, dem doch fast alles glückte, nie — glücklich war. Abbas unterhielt in seinem Hause einen Greis, den Lehrer seiner Jugend, den weisen Ibrahim, ehrte ihn hoch, und hatte es gern, wenn der redliche Greis über alles, auch über Abbas eigene Fehler offenherzig seine Meynung sagte. Der Greis trat eines Morgens zu ihm ins Zimmer, als er eben erwacht war. „Welch ein Traum" — rief er ihm entgegen — „hat mich auf das entsetzlichste geängstiget! — Sieh, wie der Angstschweiß mir noch die Stirne bedeckt! — Ich träumte, mein Haus seye von Räubern überfallen worden, und schon seyen sie mit blinkenden Dolchen in dieses Zimmer eingedrungen. O! — und nun ich erwache, steht Alles so wohl, so wohl, daß ich das Willkommenste, dein Angesicht,

zuerst unter allen andern Erscheinungen des Tages erblickte. Welch' ein Thor war ich doch, daß ich von einem Traume, der Nichts ist, mich in eine solche Angst setzen ließ!" — Ibrahim antwortete: „Du wunderst dich, daß dir solches im Schlummer geschieht? — Geschieht dir denn nicht täglich dasselbe auch mitten im — Wachen?"

47.

Sadi der Weise.

Der weise Sadi weihete seine Tage mit unermüdetem Eifer dem Unterrichte edler Jünglinge, aber vor allen dem einzigen Sohn, welchen ihm der Himmel geschenkt hatte. Wenn sich seine Schüler vor dem Lehrer versammelten, so glänzte der Jüngling unter ihnen wie der helle Abend-Stern hervor. Das Auge des Vaters ruhete mit Wohlgefallen auf ihm, und freute sich über die Fortschritte seiner Weisheit. Allein, mitten unter diesen schönen Hoffnungen wurde der blühende Jüngling durch eine tödtende Krankheit hingerafft. Sadi war untröstlich über diesen Verlust. Er fand in dem unermeßlichen Schatze seiner Weisheit keine Linderung seines Schmerzens, und blieb taub gegen alle Tröstungen seiner Freunde. „Dieß Leben" — rief er voll Verzweiflung aus — „ist eine elende Bürde, es ist keiner Anstrengung unserer Kräfte werth. Was soll ich forthin meine Sprößlinge verpflegen; der schönste ist vernichtet, und zertreten! — Nein, eine Einödde ist für den Menschen die sicherste Wohnung! — Auch ich will dahin wandern, und in einer Wüste, wo keine Freude mich weckt, aber auch kein Schmerz zur Ruhe

begleitet, meine Tage enden!" — Keine Vorstellungen konnten ihn von diesem Entschlusse abziehen; selbst gegen die Bitten der Jünglinge, die mit Thränen ihn anflehten, sie nicht zu verlassen, blieb er unempfindlich. — Er gab alle seine Würden auf, verschloß seinen Hörsaal, und verließ in einer Pilgerkleidung die volkreiche Stadt. Kaum hatte er eine Stunde in düstern Betrachtungen zurückgelegt, als ein ungewöhnlicher Anblick seine Aufmerksamkeit an sich zog. Ein Mann, auf dessen Stirne Gram und Kummer ruhte, hatte alle seine Kostbarkeiten zusammengehäuft, und wollte sie jetzt in ein tiefes Loch vergraben, und mit Erde verschütten. Sadi, begierig, die Ursache dieses wunderbaren Unternehmens zu wissen, fragte den Alten, was ihn zu diesem Entschlusse veranlaßt habe? — „Herr — ich bin ein Sohn des Kummers, und seufze unter dem Joche des Elendes. Seit vielen Jahren verwahrte ich in meinem Hause ein Kleinod, das ich höher als meine Reichthümer schätzte, und dieß hat mir gestern ein verruchter Räuber entrissen. Was soll mir nun der Besitz meiner übrigen Kostbarkeiten? — Nein, lieber will ich sie alle vernichten, und sie in diese Grube verscharren. Ist dieß Geschäft vollbracht, dann bin ich der Erde eine unnütze Last, von der ich sie durch diesen Dolch befreyen will." — Der Anblick dieses Mordgewehrs setzte den Weisen in Schrecken, und entflammte sein Herz mit gerechtem Unwillen gegen den Alten. „Unsinniger!" — redete er ihn an — „ist der Verlust eines Kleinods nicht besser als gänzlicher Mangel? — Hast du keine Quellen mehr, dich deines Lebens zu freuen? — Ist es nicht besser, mit deinen Gütern die Armen zu erquicken, und die Elenden zu

trösten, als sie auf einmal zu vernichten? — Und welche Feigherzigkeit, in diese Brust den Dolch zu stoßen, die noch die Last des Lebens tragen kann, ja, welcher schwarze Undank gegen den Herrn des Himmels, den Körper zu zerstören, den seine ewige Weisheit hervorrief?" — Der Alte schien gerührt durch diese Vorstellungen — aber kaum hatte Sadi den Mund geschlossen, als sich die ganze Gestalt desselben veränderte. Sein kummervolles Auge glänzte von Freude, und jugendlicher Ernst schmückte seine Stirne. Sein finsterer Blick ward Anmuth und Würde, und sein knotiger Stab eine wehende Palme. Sadi bebte; aber er faßte sich, als der Engel ihn mit bezaubernder Anmuth anredete: „Fürchte nichts, Sadi! — ich bin ein Engel des Friedens, von Allahs Throne dir zugesandt, um dich von deiner Thorheit zu heilen, und dir Weisheit zu lehren. Jener Anblick war nur eine Vorbereitung, die dein Herz dem göttlichen Unterrichte öffnen sollte: denn dein ganzes Verhalten war in demselben abgebildet. Du bist der Mann, der im Unwillen, da der Himmel deinen Sohn zurückfordert, alle Schätze der Weisheit, die mehr wiegen als vergänglicher Reichthum, vergraben will; du bist der Mann, der entschlossen ist, den mörderischen Dolch in seine Brust zu stoßen, und gleichsam sein Leben zu enden: denn dein unaufhörlicher Kummer verzehrt deine Lebenskraft, und macht dich zum Mörder deines Lebens. Ermanne dich also, Sadi, und befolge den Rath, den deine Weisheit mir vorschrieb! — Nie handelt die Vorsicht unbarmherzig und grausam, ihre Wege sind Weisheit und Liebe. Sie raubte dir den Sohn, in welchem deine verblendete Vaterliebe den Keim der aufsproßen-

den Bosheit nicht bemerkte, und führte ihn, noch in seiner Unschuld, in das Land des Friedens. Dulde deinen Verlust mit Muth und Standhaftigkeit. Statt des einen warten hundert andere Jünglinge auf dich, die sich nach deinem Unterrichte sehnen, um deinen Lehren begierig zu horchen. Verschmähe diese Aussaat nicht! Sie sind deine Söhne, die unauflösliche Bande mit dir vereinigen. Ihnen weihe dein Leben und deine Kräfte, bis der Todesengel hernieder schwebt, und dich zu den Geistern deiner Väter versammelt." — Jetzt schwand die Verblendung schnell von Sadi's Augen. Er wollte reuig seinen weisen Rathgeber umarmen, aber er verschwand vor seinen Augen. Gerührt und beschämt kehrte er in seine Wohnung zurück, öffnete seinen Hörsaal wieder, und der Trost des Himmels erquickte seine verwundete Seele.

48.

Die neuen Kleider.

Ein Vater ließ seinen beyden Söhnen neue Kleider machen. Die Röcke waren von dem nehmlichen Tuche, und gleiche Knöpfe waren darauf gesetzt. Karl, der älteste Sohn, sah recht geputzt und stattlich aus in dem Rocke, und wer die Kleidung sah, der pries den Meister, der sie verfertigt hatte. — „Der Rock liegt und sitzet wie angegossen am Leibe, und zieret den Körper!" — sagte die Mutter. Aber Heinrich, den jüngern Bruder, kleidete der Rock nicht. — Und er hatte doch den nehmlichen Schnitt, und war gleichfalls ein gelungenes Werk des nehmlichen Meisters;

aber es schien, als gehörte der Rock dem Knaben nicht an; er hieng ihm um den Leib wie eine mißrathene Arbeit des Schneiders. Heinrich klagte den Schneider an. Aber der Vater sprach: „Klage dich selbst an! — Blicke hin auf Karl. Er hält seinen Körper gerade; er hebt seine Brust vor; er stehet stets da mit Anstande. Er gibt darauf Acht, daß sein Rock die gehörige Lage bekomme, und keine Falte entstehe, wo sie nicht seyn darf. Er richtet den Kragen, daß er sich nicht überschlage, und knüpfet die Klappen mit Genauigkeit zu. Du aber hangst in dem Rocke, der Rock hangt nicht an dir. Dich kümmert nicht die unschickliche Falte; du siehest nicht darnach, ob der Kragen schief seye. Es ist dir gleich, ob der unterste Knopf in das zweyte Knopfloch geknüpft sey, oder in das letzte. Du hältst deinen Körper nicht gerad', und krümmest ihn unanständig. Stets stehest du da, als ob keine Kraft in dir wäre, deinen Körper ohne Stütze aufrecht zu erhalten. — Und betrachte deine Unterkleider! — wie nachläßig sind sie angezogen; wie wenig sind sie in Uebereinstimmung mit dem Rocke! So lang du nicht daran denkest, daß du selbst deinem Kleide durch deine Haltung und Sorgfalt das Gefällige geben mußt, so lange wird das Kleid dich nicht zieren."

Also ist es auch mit den Gaben des Geistes. Gleich zugemessen sind sie oft zweyen; aber in dem einen glänzen sie zum Preise des Meisters, und verschönern den Menschen; in dem andern werden sie verdunkelt, und lassen den Menschen verachtet. Es ist nicht genug, daß dem Menschen Gaben verliehen sind; er muß sich auch geschickt machen, sie zu zeigen und anzuwenden; er muß sich für die Gaben

auszubilden suchen, und alles, was an ihm ist, übereinstimmend machen mit seinen Gaben. — Die Gaben des Geistes zieren den Menschen; aber der Mensch sie soll erst selbst zur Zierde machen; sonst sind sie ihm ein Vorwurf, und verunehren ihn.

49.

Das Finkenpärchen.

Der Knabe Wilhelm sahe oft ein Finkenpärchen in dem Garten seines Vaters umherfliegen, und Futter suchen. Doch das Futter suchten die Finken nicht zu eigener Sättigung: denn es zeigte sich bey ihnen ein liebevoller Wetteifer, kleine Insekten und Würmchen aufzufinden, und sie flogen mit besorglicher Eile fort, wenn sie die Beute im Schnabel trugen. Wilhelm war schon so verständig, sich dieß zu deuten. Er sprach heimlich zu den Vögelchen: „gewiß seyd ihr Eltern, und das Nest in dem Haselstrauche ist euer!" — Er schlich in den Winkel des Gartens, welcher von dichtem Haselgesträuche überschattet wurde. Und dahin flogen auch die Finken. Hier sahe Wilhelm das Nest, welches aus Moos, Wolle und den Spitzen zarter Zweige zusammengeflochten war, und hörte der Jungen schwache Freudenstimme, und freuete sich innig über die liebevolle Mühe der Alten. Diese flogen wieder fort; Wilhelm suchte aber so viel Höhe zu erreichen, daß er in das Nestchen blicken konnte. Er hob sich zwischen den schwachen Stämmen des nächsten Busches mit Mühe und Gefahr empor; es gelang ihm aber doch; er konnte das Innere des Nestes sehen, und

vier nackte Junge erblicken. Lange blieb er zwischen den schwankenden Stämmen hängen, und beobachtete die Jungen, zu welchen die Alten wieder herabflogen, kleine Insekten in den Schnäbeln tragend. Bald darauf kam sein Vater in diesen Winkel des Gartens. Er sahe den Knaben zwischen dem Gebüsche in gezwungener, aber lauschender Stellung, gieng näher, und fragte ihn liebreich nach der Ursache dieses gewagten Unternehmens. Wilhelm sprach: „Ich hange hier sicher, und falle nicht! Heraufgestiegen bin ich, um junge Finken da in dem Neste zu sehen, als sie von ihren Eltern Futter empfiengen. Die guten Alten sind wieder fortgeflogen, und suchen vielleicht Würmchen. Ich habe aber unterdeß die jungen Vögelein betrachtet, und darüber nachgedacht, warum sie wohl der liebe Gott hat so nackt aus dem Eye kommen lassen. Die Hühnchen kommen doch aus dem Eye mit zarten Federhärchen, und können laufen, und sich gleich Futter suchen.“ — Als Wilhelm dieses gesprochen hatte, glitt er behutsam an einem Stämmchen des Gebüsches herab, und erwartete nun die Antwort des Vaters. Der Vater sprach: „Es freuet mich, mein Sohn, daß du über Gottes Zwecke nachforschest! — In seiner Schöpfung offenbaret er sie den denkenden Menschen, und diese Offenbarung führet uns zur Weisheit: denn es ist der Weg zur Weisheit, wenn wir Gott erkennen wollen in seinen Werken. Ich will dir sagen, was ich von dieser Einrichtung Gottes denke. Die Vögelchen, welche ihr Nest auf den Bäumen sich kunstreich aus Reisern und Moose zusammenflechten, müßen fortfliegen, um sich Futter zu suchen, und

schnell seyn, um sich fliegende Kerbthierchen zu fangen, und flüchtige Würmchen zu erjagen. Dazu sind ihnen die starken Flügel nöthig. Aber es ist nicht möglich, daß die jungen Vögelein die Flügel und die nöthige Federbekleidung in ihrer Vollkommenheit aus dem Eye mitbringen. Es ist Wunder genug, daß sich in zwölf Tagen durch die mütterliche Wärme in dem Eye ein Körper aus dem Dotter bildet, ein Körper, der mit allen seinen Nerven und Adern, mit allen Knochen und den zartesten Gefässen versehen ist. Es bedurfte mehr Raum und Zeit zur völligen Ausbildung der Flügel und Flugkräfte, so wie zur vollen Befiederung. Aber für den nöthigen Raum ist das Eychen zu klein, und für die längere Zeit ist die Nahrung nicht hinreichend, welche Gott in dem Eye zum Wachsthum des Thierchens zubereitet hat. Darum bricht das junge Thier noch unbefiedert aus dem Eye vor, und soll erst vollendet werden am Sonnenlichte, und von der Speise, welche die Eltern bringen, und welche Lebenskräfte gibt. Doch leichter können sich die Füßchen in dem Eye ausbilden, als die Flügel. Aber die höchste Liebe vereinet sich mit der Weisheit Gottes. Er läßt auch die Füßchen dieser Vögel schwach und unvollendet ans Tageslicht kommen; denn es würde dem jungen Thiere auf dem Baum gefährlich seyn, wenn es gleich laufen könnte. Es würde aus dem Neste stürzen, und sich nicht retten können durch die Flügel. Also muß sich immer erst eine Kraft ausbilden zur Unterstützung der andern, und die nöthigste muß die erste seyn. Das sey eine Lehre für dein ganzes Leben! — Denn der Mensch kann nie etwas vollkommenes leisten, wenn er seine Hülfskräfte nicht vor-

her vollkommen gemacht hat.“ — Da sprach Wilhelm: „Nun sehe ich's auch ein, warum die Hühnchen gleich laufen können! — Sie sind auf dem Erdboden ausgebrütet.“ — „Wohl!“ — erwiederte darauf der Vater — „den Hühnchen konnte die Kraft der Füße nicht schädlich seyn, ja sie ist ihnen vielmehr nützlich und nothwendig. Denn die Hühner brüten mehr Junge aus, als die Vögel, welche auf Bäumen wohnen, und sie würden nicht des Futters genug für das Heerdchen ihrer Kleinen herbeyschaffen können. Darum sollen sich die Küchlein ihre Nahrung selbst suchen, indem sie der lieben Mutter folgen, welche ihnen die gefundenen Körnchen lockend nachweiset. Aber darum müßte auch das Küchlein einen wärmenden Schutz des zarten Körpers haben. Der junge Finke sitzt in dem warmen Neste, und empfängt seine Speise aus den Schnäbelchen der sorgsamen Aeltern. Doch das Küchlein muß sich hervorwagen aus dem Neste, und aus dem Schutze der ausgebreiteten Mutterflügel; darum gab ihm der Schöpfer die wärmende Bedeckung von Federhaaren, welche sich leicht in dem Eye schon erzeugen konnten, und bald wieder verschwinden, wenn die eigentlichen Federn durch die Säfte der Nahrung hervorwachsen.“ — Da sprach Wilhelm: „Wie ist doch Alles so schön, was Gott gemacht hat!“ — Aber der Vater sprach: „In der ganzen Schöpfung erblicken wir Zusammenhang, und nichts ist da, was nicht seinen Zweck hätte. Aber du bist geboren ohne alle Ausbildung deines bessern Theils. Der Schöpfer hat dem Menschen allein überlassen, sich selbst zu bilden, und einen Zusammenhang in seine Anlagen zu brin-

gen. Wenn du nun die Zweckmäßigkeit und Ordnung in der Natur bewunderst, so mußt du wohl auch wünschen, daß dein Inneres, welches Gott dir selbst zum Schaffen überlassen hat, der Natur gleiche! — Denn der Mensch trägt in sich den Stoff zum Herrlichsten, Schönsten und Erhabensten, was auf Erden ist; kann es schaffen, wenn er weise ist, und soll es schaffen, weil er den Sinn dafür von Gott erhalten hat! — Laß dich immerfort von der Natur entzücken, und dich von ihr zur Bewunderung und Weisheit Gottes hinreißen; desto lebhafter wird dein Wunsch werden, übereinstimmend dich selbst zu machen mit dem Erhebenden in der Natur!"

50.

Das Gewitter.

Zwey Hausväter wohnten neben einander, beydes fromme Männer, die nicht wagten, von dem Wege des Rechtes und der Pflicht abzuweichen, aus innigem Wohlgefallen an dem Leben eines Gerechten, und aus Liebe zu dem Guten. Allein der eine lebte froher und zufriedener, mithin glücklicher als der andere; denn der gute Mensch muß auch mit richtigem, sicherm Blicke die Welt anschauen lernen, damit er sich nicht durch Unkenntniß, Irrthum oder Aberglauben den Genuß des Lebens raube, und die Heiterkeit der Seele störe. Einst zog sich ein Gewitter vom Abend herauf. Der Sturm erhob sich, der Herold des allmächtig-wirkenden Erhalters der Schöpfung; die hohen Bäume rauschten, die Fenster der Palläste und Hütten klirrten, die Thüren

schlugen, die Luft erfüllte dahergetriebener Staub, die Schwalben suchten Schutz unter dem wirthlichen Dache, und die übrigen Vögel durchschwebten ängstlich die Luft. — Und bald zog das Gewitter herauf, und breitete seine dunklen Wolken über den Himmel aus, daß es Dämmerung wurde. Der Donner rollte nach erschütternden Schlägen, in drey Wolkenschichten wiederhallend, dumpf in die Ferne, bis nach dem neuen Ausbruche des Blitzes die Erde wieder bebte. — Da versammelte Treumann (der eine jener Hausväter) seine Kinder um sich, entblößte sein Haupt, und betete: „Herr, vertilge uns nicht in Deinem Zorne, und züchtige uns nicht in Deinem Grimme. Sey Du ein Gott des Erbarmens, Du, unser Gott und unsere Tröstung!" — Und die Kinder sprachen mit gefalteten Händen, inbrünstig, bebend, die Worte des Gebetes nach. Dann sang die geängstigte Familie zusammen ein Lied, und sank bey den furchtbaren Blitzesstrahlen und Donnerschlägen auf die Kniee. Friedhold, der zweyte Hausvater, nahm dagegen seine beyden Knaben an der Hand, als das Gewitter heranzog. Er führte sie hinaus auf einen ebenen Platz vor dem Hause, da wo ein niederes Bretterdach abgesondertes Holz beschützte. „Bebet nicht" — sprach er — „vor dem Donner, meine Lieben, und erschrecket nicht vor dem Feuer, das vom Himmel fällt. Nur der irrende Mensch nennt dieses Wunder der Natur den Zorn Gottes; aber der Belehrte nennt es Segnung. Denn es fällt aus den Wolken Regen herab, der fruchtbarer ist als der Landregen, und das Feuer des Blitzes verbreitet eine Kraft, die das Leben aller athmenden Geschöpfe erhöht. Wie unsere Lungen frischer ath-

men, und Wohlgefühl unsern Körper durchdringt: so athmet das Gräschen hier auf dem Erdboden frischer, und der Baum, dort in dem Garten erhebt voll neuer Stärkung die gesenkten Blätter. Doch eine so allgemeine, alles erfüllende Wirkung kann ohne gewaltige Erschütterung und furchtbare Entladung des stärkenden Feuers nicht geschehen. Laßt uns in dem erhabenen Wirken der Natur die Allmacht und Weisheit des Schöpfers, und seine Liebe bewundern, und die Segnungen des Herrn im Ungewitter nicht für Zorn des Alliebenden auslegen!" — Da sprach der eine Sohn: „Aber der Blitz schadet doch auch den Menschen. Ich fürchte mich daß er uns erschlage, oder unser Haus anzünde!" Der Vater sprach: „Tod und Unglück können den Menschen jeden Augenblick treffen; aber für den Redlichen und Gerechten hat die Natur keine Schrecken. Mit Freudigkeit kann er die Stimme des Todes vernehmen, und wenn ihn sein Gott ruft, sprechen: Herr, hier bin ich! — Und das mögliche Unglück wird ihn nicht niederbeugen: denn der Herr, der das Unglück sendet, ist auch ein Retter in der Noth! — Stellet euch immerhin den segnenden Donner auch als die Stimme des Todes vor: denn es ist weise, nicht auf langes Leben gewiß zu rechnen, sondern auch öfter an den Tod zu denken. Ihr werdet lernen, eure Seelen bereit zu halten zum würdigen Eintritt in ein seliges Reich, ihr werdet euch gewöhnen, mit Seelenruhe auch im Donner die Stimme des Todes zu hören, und mit Freudigkeit hinüberzublicken in ein Land, wo kein Tod mehr ist. Denket daß der Blitz, der den Menschen trifft, ihn hinwegnimmt in

der Stunde, in welcher Gott die Erde segnete!" — Also erweckte Friedhold große, frohe Gefühle in sich und seinen Nachkommen bey dem erhabenen Schrecken der Natur. — So verkannte Treumann beym Gewitter die Segnung des Herrn aus irrigen Vorstellungen, und pflanzte sie fort in den zarten Seelen der Kinder. Darum mögen unsere frommen Gefühle durch den gebildeten Verstand berichtiget werden, damit wir nicht bey reiner Güte des Herzens dem Irrthume, dem Aberglauben und der Furcht unterliegen, welche den Lebensgenuß stören."

51.

Der Baum.

Es war ein Mann, der hatte von seinen Vätern ererbet ein Haus mit einem Garten, deßgleichen auch einen Acker Feldes, und bebauete selbige und nährte sich von ihren Früchten. Durch den Garten aber strömte ein Fluß, der friedlich und still die Blumen des Ufers tränkte, und das Erdreich wässerte, ob er wohl im Frühlinge rauschend daher schoß, und manches zerstörte. Aber der Landmann freuete sich sein, und schöpfte aus seinem Wasser, und sättigte die durstigen Pflanzen, und besserte geduldig den Schaden, dankbar für das größere Gute. An demselben Flusse stand ein hoher weitschattender Baum, den hatte sein Urvater gepflanzt an einem Tage, wo ihm ein großes Heil wiederfahren war, damit er ein Denkmal sey seinen fernesten Nachkommen. Und es hatten sich fortan Alle um ihn versammelt, und die freudigsten Feste in seinem wirthlichen Schatten ge-

feyert; und allen Gliedern des Hauses war er lieber geworden, denn viel Goldes und Silbers. Da traf den Vater des Hauses vielfältiges Unglück. Es hatte ein Hagelschlag sein Feld verwüstet; Räuber hatten ihm sein Weniges geraubt, und eine böse Krankheit hatte ihn und seine Kinder auf ein langes Krankenlager geworfen und seine letzte Habe verzehrt, also daß er verarmt, und in Schulden und schwere Sorgen gerathen war. Da trat zu ihm hin ein Kaufmann, redete ihn an, und sprach: „Du bist arm geworden und hast nicht, wovon du lebest; Lieber, so verkaufe mir deinen Baum, den hochragenden am Flusse, auf daß du mit deinen Kindern lange davon essest und gerettet seyest.“ — Der bekümmerte Landmann aber entsetzte sich vor der Rede, und sprach: „Das sey ferne! — Wie sollte ich des alten treuen Freundes meines Hauses entbehren können, der schon meinen Vätern Erquickung und Schatten gab, in dessen Rauschen mir die Geister meiner Väter zurufen: halte dich fromm, und fördere das Gute! — Nein, das sey ferne! — Lieber wollte ich selbst hingehen, und meine Kinder ausschicken, daß sie des Brodes betteln, denn daß ich meinen Baum hingebe.“ — „Du bist ein Thor,“ — entgegnete der Kaufmann — „ein lächerlich-schwärmender Thor! — dein Baum wird dir nicht Brod geben, und wenn alle deine Väter darunter gesessen haben; er bringt dir ja keinen Nutzen, es ist ein Lindenbaum.“ — Und gieng verwundert von dannen, denn er verstand den Mann nicht. Als nun der Landmann treulich arbeitete und nicht abließ mit Sorgen, daß er sich wieder aufhülfe, und es besser mit ihm geworden war; siehe da fiel

das Feuer des Himmels nieder auf seinen Baum, und zerschmetterte mit gewaltiger Hand dessen Krone, und warf sie zu Boden. Desgleichen strömte auch unendlicher Regen herab, der schwellte den Fluß an, und er brausete unbändig daher, und riß die Erde von den Wurzeln hinweg, also daß sich der Baum fast neigete. Und es war ein Wetter, wie es nie gewesen war von Anbeginn. Da höhnete der Kaufmann den betrübten Mann, und sprach: „Ey seht doch, wie fleißig deine Vorfahren den Baum ihrer Liebe beschützt haben! — Nun wirst du mich bitten, daß ich ihn kaufe um weniges." — Desgleichen tadelten ihn auch die Nachbarn und Gefreundten, und sprachen: „Du hast Unrecht gethan, daß du dich geplagt hast, und abgemattet in unendlicher Arbeit, damit du hieltest den Baum; nun ist er zerstöret." — Er aber antwortete, und sprach: „Also meynet ihr, daß eine klüglich überlegte Handlung zugleich weise und thöricht sey, und daß der reine Wille eines Menschen schlecht werde und unvernünftig, weil ihm das Unternommene nicht gelingt. So möchte ich euch denn auch tadeln, daß ihr mit großem Fleiße und saurer Mühe den widerstrebenden Acker bauet, und die schönen Saamenkörner unbesonnenerweise hineinstreuet. Denn leichtlich mag es geschehen, daß ein grimmiger Frost in den Schooß der Erde dringe, und alles verderbe, oder daß die Erdmaus komme und die junge Saat abnage. Und wenn schon die volle Aehre sich erhoben hat, so kann der Hagel vom Himmel fallen und eure Hoffnung allzumal zerschmettern! — Führwahr, ihr redet nicht weise. Was an sich schlecht ist, wird durch die

Folge nicht besser: was verkehrt und thöricht gedacht ist, nicht weise; das Gute aber auch nicht böse. Und würde mein Baum fortan verdorren, so habe ich doch das meine gethan, und mag mir nichts vorwerfen. Und das schnöde Geld ist doch auch nicht das Höchste." — Aber es verdorrete der Baum nicht. Erhalten durch treue Pflege trieb er neue Aeste, und war die Lust des Landmanns und seiner Kinder, obwohl er nicht mehr so schön anzusehen war, denn vorher. Nach langen Jahren, als der Mann nun lebensmüde und sehr alt war, hielt er einen Rath mit seinen Söhnen, und sprach: „Kommet, und lasset uns den Baum abhauen!" — Und sie giengen hin, und thaten also. Da ergrimmten die Nachbarn alsbald, und redeten unter sich, und sprachen: „Sehet den alten neidischen Mann an; nun er bald von dannen muß, und in das öde Herz keine Freude mehr aufnehmen kann, nun gönnet er auch nicht den Kindern seinen lustigen Baum, dergleichen in hundert Jahren nicht wieder erwächset, und hauet ihn nieder, damit er Geld nehme und sich berausche." — Und schmäheten ihn, und sprachen nichts denn Böses von ihm. Der Landmann aber achtete ihrer nicht, obwohl ihn auch seine Freunde warnten und sprachen: „Du wirst ein Spott und Haß der Leute, und dein Andenken wird seyn unter den Thoren; laß ab von solchem Thun!" — Er aber schüttelte sein Haupt, und sprach: „Das sey Gott geklagt, auch meine Freunde wenden sich von mir, und sehen mit sehenden Augen nicht, daß der Baum alt und kraftlos worden ist, und hinfort nichts mehr nützen kann. So schauet doch seine Blättlein an,

wie sie ärmlich und sparsam an den dürren Zweiglein hängen, wie er schon seit Jahren nicht mehr vermag sie zu nähren mit der süßduftenden Blüthe, und uns zu laben mit seinem Schatten. Ach, er sehnet sich, wie ich, nach seiner Auflösung, damit er nicht gar zu sehr verfalle und ein Greuel werde den Leuten, die ihn sonst geliebet und sich sein gefreuet hatten. Nun mag billig ein anderer an seine Stelle treten.“ — Und er that wie er angefangen hatte, und nahm den Baum, und rottete ihn mit der Wurzel aus, und ließ sich einen Sarg machen aus seinem Holze, und legte sich hinein, und starb gerechtfertigt von seinen Freunden und geachtet von aller Welt; und sein Andenken war im Segen bey allen Nachkommen.

52.

Die Blumen.

Zwey Knaben, Rudolph und Theodor, giengen einst hinaus vor das Thor lustwandeln. Sie gelangten an einen schmalen Weg, der sich über Felder krümmte. Er war eben und anmuthig. Auf beyden Seiten waren fruchtbare Felder, von fleissigen Leuten im Lenze gesäet, und das Getraide stand schon da mit hohen Halmen und mit zitternden Blüthen der Aehren. Durch die grüne Vergitterung der Halme blickten die schönen blauen Blumen, welche das Getraide schmückten, so reitzend; und wieder hier und da prangte der feurige Feldmohn; bescheiden aber duftete am Raine die Heilung bringende Feldkamille neben dem kriechenden Quendel. Da sprachen die

Knaben: „Ey, laßt uns doch Blumen pflücken von allerley Art!“ — Und sie pflückten sich Blumen, so viele, daß sie das Bündel der Stiele nicht umfassen konnten. Es standen aber noch viel Blumen weiter hinein in dem Getraide, und sie kamen den Knaben viel schöner vor. Da legten Rudolph und Theodor die gepflückten Blumen an den beraseten Weg, und giengen hinein in das Feld. Doch sie traten die Halme nieder wohin sie sich nur wendeten, und streiften die Blüthen ab von den Hoffnung erweckenden Aehren. Allein daran dachten die Knaben nicht. Es kam aber ein Mann auf demselben Feldwege gegangen, der sah die Knaben an, und fragte: „Kinder, was macht ihr hier im Getraide?“ — Und es wendete sich Theodor um, und sprach: „Wir pflücken ja schöne Blumen!“ — Aber der Mann sprach: „Ihr habt wohl nicht daran gedacht, daß ihr Schaden thut. Sehet hier her, wo ihr gegangen seyd; die Halme sind niedergetreten und zerknickt. Wisset ihr denn nicht, daß ihr die Hoffnung des Landmanns zerstöret, und den Segen Gottes niedertretet? — Die Halme müßen vertrocknen, und wo ihr die Blüthen abstreifet, da können nicht die Körnchen in den Aehren wachsen. Wisset ihr denn nicht, daß in den Körnchen die Natur Mehl zubereitet zur Nahrung für Arme und Reiche?“ — Da standen die Knaben beschämt. Jedoch Rudolph wollte sich noch entschuldigen, und sprach: „Wir wollten uns ja die schönen Blumen herausholen!“ — Allein der Mann antwortete: „Wer das Schöne sucht und einsammelt, der darf das Nützliche nicht dabey verderben.“ — Die Knaben giengen schweigend

aus dem Acker, und sahen zur Erde. Der vernünftige Mann verfolgte ferner seinen Weg. Die Knaben banden ihre Blumen mit Binsen, welche am Wege schwankten, und lustwandelten fort auf dem Fußpfade. Da gelangten sie endlich in eine tiefer liegende Aue, und der Pfad zog sich zwischen duftendem, mit Klee- und Butterblumen durchwebtem Grase hin an einen Wiesenbach. Der Bach gefiel den Knaben sehr, denn sein Wasser war hell und rein, wie der unbewölkte Himmel; man konnte die Steinchen auf dem Grunde sehen, und die Graswurzeln an des Ufers Rande. Auch spiegelten sich die nahen Bäume, und die Vergißmeinnichtbüschchen mit ihren freundlichen, sanften Blümchen. Da wollte sich Rudolph eine Lust machen, wie er sagte. Er rupfte die Kornblumen oben von den Stielen, und sammelte die Blumen in seine Hand, bis sie gefüllt war. Dann warf er dieselben auf einmal ins Bächlein. Die blauen Blümchen schwammen fort, und gaukelten auf den Wellen. Das machte den Knaben viel Freude. Doch es gieng der nehmliche Mann, der schon einmal mit den Knaben gesprochen hatte, wieder vorüber. Und er blieb stehen, und schüttelte mißbilligend den Kopf. Darauf sprach er zu den Knaben: „Ihr habt doch kein Wohlgefallen an den schönen Blümchen. Ihr verrupfet sie ja, und werfet sie in's Wasser. Vorhin verderbtet ihr die nützlichen Halme, weil ihr schöne Blümchen pflücken wolltet; und jetzt verderbt ihr die schönen Blumen, weil ihr euch eine Lust machen wollt, welche der Muthwille euch angerathen hat." — Da standen die Knaben wieder beschämt dort, und sahen auf die Wellchen im Bache, welche den

Beweis ihres Muthwillens forttrugen. Aber der Mann sprach noch die wenigen Worte mit Nachdruck: „Der Knabe gefällt mir nicht der keine Achtung hat gegen das Schöne, und keine Schonung des Nützlichen kennt. Er wird seinem Muthwillen nur nachgeben, und das Schöne mit dem Nützlichen verderben!" — Da schlichen die Knaben fort; aber keiner sprach ein Wort mit dem andern. Doch sie behielten die Rede des Mannes im Gedächtnisse, und fiengen an, das Nützliche zu schonen, und das Schöne zu achten. In der Folge der Zeit wurden sie daher Männer, welche das Schöne selbst hervorbrachten, und das Nützliche gern beförderten.

53.

Die Nachahmung.

Osmund's jüngstes Söhnchen war ein Jahr alt. Es vermehrte die Freude des Vaters durch das Streben, die Handlungen der Menschen nachzuahmen, obgleich es noch nicht begriff, warum manches also geschähe. Wenn Karl, so hieß das Söhnchen, dort stand vor dem Vater, und die Feder ergriff, um zu schreiben wie der Vater, oder die Hand bewegte wie derselbe: so lächelte dieser, und sahe dem kleinen Wesen zu, welches in sich die ersten Keime des Geistes entwickelte. Die erste Blüthenknospe, welche wir an unserm gepflanzten Bäumchen im Frühjahre entdecken, ist erfreulicher, als der nachfolgende Blüthenüberfluß in den vorgerückten Jahren:

denn hier erwarten, dort hoffen *) wir. Ferdinand, der ältere Sohn, bemerkte die innige Freude des Vaters über die Bewegungen des kleinen Bruders. Er wollte dem Vater ein gleiches Lächeln entlocken. Er trat an den Schreibtisch, sahe auf die Bewegungen des schreibenden Vaters, und ahmte alles nach, indem er eine Feder in das Tintenfaß zu tauchen, und dann mit derselben zu schreiben schien. Ruhig sah ihm der Vater einige Minuten lang zu: dann sprach er: „Ferdinand, bist du denn albern geworden, daß du hier stehest, und mir alles nachahmest?“ — Da wurde Ferdinand betrübt, und sprach: „Wenn Karl dir alles nachahmet, da lächelst du, und rufest die Mutter, daß sie es auch sehe; wenn ich's aber thue, bist du böse auf mich!“

---

*) Beym Hoffen richte ich meine Gedanken auf ein zukünftiges Gut, weil ich einen Grund habe, dieses Gut als bevorstehend zu denken. Z. B. ich kann hoffen, eine reiche Erndte zu erhalten, sobald ich zu rechter Zeit gesäet habe. Einen Grund muß ich allemal haben. Wer nicht säet, kann auch nicht erndten. Ich erwarte, wenn ich an ein Gut als kommend denke, weil ich Ansprüche darauf habe. Von meinem Sohne, den ich mit allem Fleiße ausgebildet habe, erwarte ich, daß er sich auch als brauchbarer Mensch zeigen werde. Von einem Menschen, dem ich Dienste erzeigt habe, erwarte ich ein dankbares Betragen. Ich kann hoffen, daß mich ein reicher Vetter zu seinem Erben einsetzen werde, wenn ich Verwandschaft und Zuneigung als Gründe annehme. Ich kann es erwarten, wenn ich durch wichtige Dienste Ansprüche auf seine Dankbarkeit zu machen berechtigt bin.

— Da erwiederte der Vater: „Weißt du nicht, daß gleiche Handlungen gefallen und mißfallen können? — Denn man siehet zu, wer also handelt, und es kommt darauf an, ob die Handlung dem Menschen angemessen seye, oder nicht. Karl hat noch keinen Verstand; er thut aber, als ob er Verstand habe, und das läßt dem einjährigen Knaben so drollig. Du aber hast Verstand, und thust, als ob du keinen hättest, indem du das Nehmliche nachahmst, was Karln mein Zulächeln erwirbt: denn du bewegest dich wie ein Schreibender, schreibst aber nicht; legest deine Hand an die Stirne wie ein Denkender, denkest aber nicht. Darum wird das Drollige an Karln bey dir zur Albernheit.“

Also unterscheide ein Jeder, was für ihn schicklich sey oder nicht, und suche nicht den Beyfall der Andern durch Nachahmung einer Handlung, die wohl Andere, aber nicht ihn selbst wohlgefällig macht.

54.

Das Giftkraut und das Veilchen.

„Verwünschtes Giftkraut!“ — rief ein Gärtner, als dessen Blätter seinem Kinde beynahe den Tod gebracht hätten, und riß es aus mit der Wurzel. Ein freundliches Veilchen, das, unsichtbar dem Gärtner, von dem Giftkraute niedergedrückt, in demselben Boden blühte, ward mit ausgerissen, und lag nun, dem Verwelken Preis gegeben, auf der Erde. „Es geht dem Gerechten, wie dem Ungerechten, dem Guten wie dem Bösen, dem Schuldigen wie dem Schuldlosen“ — sprach vorübergehend ein Zweif-

ler, der trübsinnig in dem Schatten des Gartens umherwandelte, und die ausgerissene Blume neben dem Giftkraute liegen sah. „Mit nichten“ — sprach der Gärtner mitleidig, das zarte Pflänzchen anblickend, und in seine Hand nehmend.“ — „Du unterdrücktes Blümchen sollst die Zierde meines Gartens werden, und schöner blühen, als bisher in deinem Drucke!“ — Er nahm es, und gab ihm die schönste Stelle seines Lieblingsbeetes, es sorgsam pflegend und wartend, und bald gewann das Blümchen neue Wurzel, und trug die blauen Kelche freudig der Sonne entgegen.

Tugendhafte! — trifft euch zugleich mit den Bösen ein Unglück, euch ist es keine Strafe; denn nicht von Herzen plagt und betrübt der Herr den Frommen. Sichtbarer nur leuchtet in Leiden euer Werth hervor, und müßtet ihr auch unterliegen, freundlich richtet Gottes Hand die Gebeugten auf, und läßt sie herrlicher in Edens Garten wieder aufblühen. —

55.

Die Schöpfung der Blumen.

Als die ersten Menschen geschaffen waren, versammelten sich die Engel um dieselben, ungesehen von den sterblichen Augen. Die Hohen bewunderten das Werk des Schöpfers, welcher das Himmlische mit dem Irdischen in den neuen Geschöpfen vereinigt hatte. Die Engel fanden in dem Menschen die hohen Anlagen für das Wahre und Schöne. Sie nannten ihn Bruder, und vereinigten sich, ihn himm-

lische Wahrheiten zu lehren. Der Engel der Liebe trat vor den Ewigen, und sprach: „Allgütiger, laß uns deine Wahrheit den Menschen lehren!" — Aber der Ewige sprach; „Weißt du auch, daß der Mensch die Wahrheit in sich finden, und das Schöne aus sich selbst entwickeln soll? — Von der Erde richte er das Auge gen Himmel, durch den Antrieb des eigenen Herzens!" — Da erwiederte der strahlende Engel: „Darum soll unsere Stimme sein Ohr nicht treffen, sein Auge uns nicht in der Gestalt des Lehrers erblicken. Wir wollen ihm Bilder schaffen, denen er selbst Deutung gebe, indem sie seine Gefühle ansprechen." — Der Schöpfer gab den seeligen Geistern die Erlaubniß dazu, und die Macht. Sie schufen Blumen, anmuthige Bilder des wahren Lebens, und wetteiferten, in dem zartesten Schmucke der Erde die Weisheit, Wahrheit und Schönheit des Himmels für den Menschen aufblühen zu lassen.

Die ganze Natur führet den Menschen zur Wahrheit und Schönheit: denn sie spricht durch ihre Werke die Gefühle an, daß sich der Mensch derselben bewußt werde.

56.

Die Eichel.

Einem alten frommen Braminen ward ein Urenkel geboren. Voll Freude über den Segen, der seinem Hause wiederfahren war, sprach er: „Ich will hinaus gehen, und dem großen Urheber und Vater der Natur danken, der uns gesegnet hat. Möcht' Er mir Gelegenheit verleihen, ihn durch irgend eine

gute That zu verehren!" — So sprach er und gieng. — Die Blüthe der reinen Freude ist Dankbarkeit, und ihre Frucht Wohlthun. — Mit dem lebendigen Gefühle der Verehrung des großen wohlthätigen Geistes, trat der Greis in das Gefilde und in die Schatten der Bäume. Jeder seiner Gedanken war ein Gebet. Noch funkelten die Tropfen eines frischgefallenen Regens an Halmen, Blüthen und Blättern. Die Natur schien ihm verjüngt und schöner als jemals, obwohl er schon neunzigmal den Frühling gesehen hatte. „Sie ist das Werk des guten Geistes!" — sprach er — „Dem, der ihn verehrt, und in dem Gebilde den Bildner erkennt, veraltet sie nicht!" — Der Greis setzte seinen Weg fort. Da fand er auf dem betretenen Pfade eine Eichel. Schon hatte der Regen durch seine befruchtende Kraft den Keim hervorgelockt; die äußere Schaale war zerspalten, aber der Keim konnte nicht wurzeln auf dem harten, kahlen Pfade. Der Greis bückte sich, nahm sie auf, und sprach: „Schön, daß mich mein Weg hieher führte. Leicht hätte der Fuß des Wanderers dich zertreten, oder der Sonnenstrahl dich vertrocknet. Wohl mir, hier kann ich ein gutes Werk thun, und meine innere Empfindung durch That vollenden, indem ich die Zwecke der weisen Natur befördere, die mit jedem Athemzuge uns eine Wohlthat erweiset. Auch die kleinste ist eine süße Pflicht." — Ein Jüngling, der hinter dem Eichbaume stand, hatte die Worte des Braminen vernommen. Er trat hervor, und lächelte spöttisch. „Warum lächelst du?" — fragte ihn der Greis. Der Jüngling antwortete: „Ueber deinen kindi-

dischen Sinn, mein Alter, daß du dich freuen kannst, einer Eichel das Leben gerettet zu haben.“ — „Jüngling,“ — sagte der Bramine — „wie vermagst du meinen Sinn zu kennen, da du mich heute zum erstenmal siehest? — Und warum spottest du des kleinen Dienstes, den ich der Natur zu leisten gedenke? Ihr gilt das Samenkorn soviel als der Baum, und ohne jenes wäre dieser nicht. – Auch die Tugend, mein Sohn, beginnt mit dem Kleinen, und steigt von diesem zu dem Größern hinauf. Aber je mehr sie sich ihrem Urbilde und der Vollendung nähert, um desto mehr nähert sie sich auch der Einfalt. Und dann gilt ihr das Kleinste soviel als das Höchste. Sendet nicht auch Brama seinen Strahl und Thau auf den Grashalm und die Palme hernieder?“ — So sprach der Greis mit freundlichem Ernste. — Der Jüngling entfernte sich schweigend und voll Ehrfurcht. Er hatte den edeln Greis in seiner Würde gesehen. Er wünschte zu seyn wie er. Denn selbst der Leichtsinn muß in seinem Herzen die Tugend verehren. Der Bramine setzte seinen Weg fort zu einem Hügel, der ringsumher mit Dornen bewachsen war. Ihm begegnete ein Handelsmann, und fragte: „Willst du noch aus der Eichel dir einen Baum erziehen? — du wirst wohl schwerlich dich seines Schattens erfreuen!“ — Der Greis antwortete und sprach: „Muß man beym Pflanzen nur an den Schatten des Baumes und an sich selbst denken? — Macht es denn die Natur so? — Mein Sohn, wer nicht erst seit gestern und vorgestern gepflanzt hat, findet in dem Pflanzen selbst seinen Beruf und seine Freude.“ Er kam an den Hügel.

Auf der Spitze desselben, unter den Dornen, vergrub er die Eichel, und bedeckte sie sorgsam mit Erde und Moos. — „Wie! — unter Dornen pflanzest du?“ — rief ihm ein Hirte zu — „Du sorgest übel für deinen Pflegling.“ — „Freund,“ — erwiederte der Bramine — „so lange das Pflänzchen zart und klein ist, werden die Dornen es vor rauhen Winden und Verletzung beschirmen, und nimmt es zu, so wird es sich selbst hindurcharbeiten. Denn es ist eine Eiche. — Mein Sohn, ich habe dieses der Natur abgelauscht. Die gute Mutter bedenkt zugleich die Zartheit und die Stärke ihrer Pflegekinder.“ — Nachdem der Greis sein Werk vollbracht hatte, trat er fröhlich den Rückweg zur Heimath an. Wer am Wege baut — dachte er — hat viele Meister! Aber der Erfahrne geht seinen eigenen Gang! — Als er sich nun seiner Hütte näherte, sprangen ihm Enkel und Urenkel entgegen, und fragten: „Wo bist du so lange gewesen?“ — Er aber versammelte sie um sich her, und erzählte ihnen alles, was ihm wiederfahren war. Und die Kindlein liebkoseten den Greisen, während er redete; die älteren aber hiengen an seinen Lippen, und hörten ihm zu. „O“ — sagte der Greis, als er vollendet hatte — „es ist doch nirgends schöner, als in dem Schooße der Natur, wenn man kindlich ihren Vater liebt, und im Kreise der Seinen, wo man kindlich geliebt wird. Ja, liebevoller Brama!“ — rief er entzückt, und blickte zum Himmel empor — „im stillen Kreise der Natur und des häuslichen Lebens stehet dein heiliger Tempel!“ — Die neugepflanzte Eiche wuchs schön aus dem Keime hervor, und erhob sich über

die Dornen und ward ein krauser schattiger Baum. Da starb der Greis, und seine Geliebten begruben ihn auf dem Hügel. Und wenn sie den Baum sahen und sein Säuseln hörten, gedachten sie des Lebens und der weisen Sprüche des Braminen bis zu den spätesten Zeiten, und erzählten von ihm, und suchten zu werden wie er.

Denn das Wort des weisen Mannes ist wie ein Saamenkorn im fruchtbaren Boden.

57.

Die Erde und ihre Kinder.

In einer gewissen Himmelsgegend des bewohnten Erdbodens gieng es eines Jahres so übel daß beynahe das ganze Geschlecht aller lebenden Wesen, Menschen, Thiere und Pflanzen, Wehklagen und Beschwerden bey ihrer allgemeinen Mutter, der Erde, anzubringen hatten. Zuerst kam der Mensch. „O Erde!" — sagte er — „wie kannst du ungerührt die unerträglichen Drangsale deiner Lieblingskinder ansehen? — Der Himmel verschließt uns alle seine Segnungen, und schüttet nichts als Plagen und Elend auf uns herab. — Stürme zerreißen alle Werke des menschlichen Fleißes — Feuer und Wasser brechen hervor, uns zu verheeren oder zu verschlingen; und mitten unter diesen Schrecken bemeistert sich unser ein böser Geist, der das eine gegen das andere mit einer Wuth der Zerstörung und Zerrüttung erfüllet, so daß unser ganzes Geschlecht dem Untergange übergeben zu seyn scheint. O bitte doch für uns, oder nimm uns wieder in deinen mütterlichen Schooß

auf, und schütze uns vor dem Anblicke dieses mannigfaltigen Elendes!" — Die andern Thiere sprachen durch ihre Abgesandten, das Pferd, den Ochsen, und das Schaf: „O Mutter Erde, habe doch Mitleid mit diesen deinen Kindern, die auf deinem Schooße ruhen, und sich an deinem fruchtbaren Busen nähren! — Wir verbrennen vor Trockenheit, wir werden von Blitzen verzehrt, von gefühllosen Ungewittern zerschlagen: Nahrhafte Kräuter versagen uns ihre Kost, wir schmachten unter mancherley Krankheiten, und das Menschen-Geschlecht behandelt uns mit ungewöhnlicher Härte. Nie werden wir ohne schleunige Hülfe ein ander Jahr wieder erleben!" — Die Pflanzen folgten zunächst, sowohl die, die den grünen Teppich der Erde ausmachen, mit wallendem Getraide die Felder decken, als auch die, die ihre Aeste gen Himmel verbreiten. „O du," — schrieen sie — „unsere allgemeine Mutter, aus deren Schooße wir entsprießen, und deren belebender Saft uns tränket, habe Mitleid mit uns! — Siehe wie wir welken, und unter tödtlichen Lüften, die über uns wehen, dahin sinken — wie wir vergebens nach dem sanften Thaue des Himmels dürsten — was für eine ungeheure Menge schädlicher Insekten an uns naget und uns aufzehret — wie viel werden nicht von Vieh- und Wollenheerden mit sammt der Wurzel herausgerissen, wie viel von den Menschen durch Nachläßigkeit zertreten, oder kommen nicht durch ihre wenige Pflege zur Reife. Ganze Völkerschaften von uns liegen schon ungesäet oder ungewartet, und sind einem gänzlichen Untergange nahe." — „Meine lieben Kinder," — sagte die

Erde—„ich bin schon seit mehreren tausend Jahren da, und es ist nicht eines vergangen, daß nicht ähnliche Klagen an einem oder dem andern Theile der Erde wären erhoben worden. Dem ungeachtet ist Alles, wie vorher, fast in gleichem Zustande geblieben, und keines der erschaffenen Wesen gänzlich untergegangen. Der Verlust des einen Jahres wird durch das nächstfolgende ersetzt. Die anwachsenden Pflanzen können durch eine nachtheilige Witterung zu Grunde gehen; allein der Saame anderer liegt ruhig in meinem Schooße, bis eine günstigere Luft wieder ihren neubelebenden Einfluß äußert. Die Thiere können durch Mangel und Krankheiten zum Theil aufgerieben werden; immer aber bleibt ein Stamm übrig, aus dem eine künftige Nachkommenschaft hervorgeht. Was den Menschen anbetrifft, so leidet er nicht allein von natürlichen Ursachen, sondern es sind oft Folgen seiner Laster und Thorheiten: in ihm liegen aber die verborgenen Kräfte des Heilungsmittels, das ihn wieder zur Vernunft bringt, indessen daß die Erfahrung immer fortfährt, ihm Mittel zur Vermehrung seiner Glückseligkeit darzubieten, wenn er ihrem Rufe gehorchen will. Habt also Geduld, Kinder, ihr seyd zu Leiden, wie zum Genusse der Freuden geboren, und müßt euch eurem Schicksale unterwerfen. Tröstet euch aber in dem Gedanken, daß ihr einen himmlischen Vater habt, der euch zu wohlthätigen Absichten erschuf, und euch seinen Schutz nie versagen wird, wenn ihr dessen am meisten bedürftig seyd."

58.

Die Lieblingsblumen.

Gustav, Hermann und Allwina, die blühenden Kinder eines Pachters, wandelten an einem schönen Frühlingstage auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thaue und in den milden Strahlen der Morgen-Sonne. Die Kinder aber blickten voll Freude umher, und hüpften von einem Blümchen zum andern, und flochten sich Blumenkränze. Auch priesen sie in Liedern die Herrlichkeit des Lenzes und die Liebe des allmächtigen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen von der Rose, die auf dem Strauche wächset, bis auf das Veilchen, das im Verborgenen blühet, und das Haide-Blümchen, an welchem die Bienen saugen.— Denn die fromme Herzens-Einfalt empfängt auch die kleinste Gabe der Natur mit Freude und dankbarer Empfindung. — Darauf sprachen die Kinder untereinander: „Lasset ein jedes von uns sich ein Blümchen wählen, das sein Liebling seye vor andern!“ — Und sie freueten sich ihres Vorsatzes, und sprangen in das Feld, sich die Lieblings-Blümchen zu suchen. — „Dort in der Laube kommen wir wieder zusammen!“ — riefen sie. — So wandelten die drey Kinder in Eintracht ihre verschiedenen Wege, um das Schöne zu sammeln. Eine liebliche Blumenlese! — Bald erschienen sie wieder alle drey auf dem Wege zur Laube. Jedes trug einen vollen Strauß seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie einander erblickten, da hielten sie die Blumen hoch

empor und jauchzten laut auf vor Freude. Darnach traten sie in der Laube zusammen, und beschloßen einmüthig, und sprachen: „Nun soll ein jedes sagen, warum es sich diese erwählt hat!“ — Gustav, der ältere, hatte sich das Veilchen erkohren. „Sehet“ — sprach er — „es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Halmen und Gräsern, und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Segnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt, und in schönen Liedern besungen, und jeder trägt ein Sträußlein, wenn er vom Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgeborne Kind des Lenzes, und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum hab' ich es mir zu meinem Blümchen erkohren.“ — Also sagte Gustav, und reichte Hermann und Allwina einige seiner Blumen. Diese aber empfiengen sie mit inniger Freude. Denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders. Da trat Hermann hervor mit seinem Blumenstrauße. Es war die zarte Feld-Lilie, die unter dem kühlen Schatten des Wäldchens wächset, und ihre Blüthenglöckchen wie Perlen an einander reihet, und weiß, wie Sonnenlicht, erhebet. „Sehet“ — sprach er — „dieses Blümchen hab' ich mir erwählt: denn es ist ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens: auch verkündet es mir die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen, und die Erde mit Blumen schmückt. Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdiget, Zeugniß zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem Alles lebet und webet? — Sehet, darum hab' ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieb-

lingsblümchen erkohren!“ — Also sprach Hermann, und reichte seine Blümchen dar. Und die beyden andern empfiengen sie mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt. Da kam auch Allwina, das fromme liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstrauße. Es war das blaue Vergißmeinnicht. „Sehet ihr lieben Brüder,“ sagte sie — „diese Blümchen hab' ich an dem Bächlein gefunden! — Nicht wahr, sie glänzen, wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Rande sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzet dahin. Darum ist es noch das Blümchen der Liebe und der Zärtlichkeit, und ich habe es mir zum Liebling erkohren, und gebe es euch beyden.“ Und die Schutzengel der Kinder lächelten dem schönen Bunde der Unschuld. So waren die Lieblingsblumen erkohren. Da sprach Allwina: „Wir wollen in zwey Kränze sie flechten, und den lieben Eltern sie weihen!“ — So flochten sie zwey Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Eltern, und erzählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen. Da freueten sich die Eltern ihrer guten Kinder, und sprachen: „Ein lieblicher Kranz! — Liebe, fromme Unschuld und Bescheidenheit, in einander verschlungen! — Sehet, wie das eine Blümchen das andere hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!“ — „Aber es fehlt noch eines“ — antworteten die Kinder — und bekränzten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter. Da wurden die Eltern bewegt vor Freude, und umarmten die Kinder herz-

lich, und sprachen: „Ein solcher Kranz ist doch herrlicher denn Fürsten-Kronen!“ —

59.

Die Rosenknospe.

Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauche voll blühender Rosen und Knospen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese, bald jene Rose, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauschte ihn von Ferne. Er stand in der schattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigener Empfindung hieng sein Auge an dem Lieblinge seines Herzens. „Ist es mir doch“ — sagte er zu sich selbst — „als ob aus dem Rosenbusche eine Engels-Stimme prophezeiend zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden zeigt? — Oder was macht mir das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauche?“ — Also der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde, zu schauen und sich zu verwundern. Die Bewunderung des Schönen wecket den Sinn für das Wahre. — Er wollte erforschen, auf welche Weise sich die Knospe zur Rose entwickle. Er schlug die Aermchen übereinander, und sah mit unverwandtem Blicke auf die Knospe hin. Der Vater lächelte. So mögen höhere Wesen lächeln, wenn sie einen Weisen der Erde seine bewaffneten Augen auf einen Stern, oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten sehen! — Der Knabe fand bald, daß all' sein Streben vergeblich sey. Er pflückte nun eine Knospe, brach sie auf, und be-

trachtete das Innere mit großer Aufmerksamkeit. Da trat der Vater hinzu. — „Wem sinnest du denn so ernsthaft nach, mein Kind?“ — fragte er — „O mein Vater,“ — sagte der Kleine — „ich möchte so gerne wissen, wie die Knospe es macht, daß sie eine Rose wird, und deßhalb hab' ich sie gepflückt und auseinander gefaltet. Aber ich sehe nur kleine unansehnliche Blättchen voll Falten und Runzeln. Möcht' ich sie nur nicht verletzt haben!“ — „Das schadet nichts, mein Kind,“ — erwiederte der Vater — „die Natur hat für Ueberfluß gesorgt. Sie bedachte nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern auch unsere Freuden und Wißbegierde. Du hast doch wenigstens gelernt, daß es nicht so leicht sey, in ihre Geheimnisse zu dringen.“ — „Aber ich bin um nichts verständiger dadurch geworden“ — sagte der Knabe. — „Wenn auch nicht,“ — antwortete der Vater — „du hattest doch den aufrichtigen Vorsatz, dich zu belehren. Ein guter Vorsatz ist ja schon an sich etwas Gutes. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menschen ab. Und gelingt auch dieser, so bleibt der gute Wille doch immer das Beste.“ — Nach einer Pause fieng der Knabe mit bescheidener Wißbegierde an: „So sage du mir es denn, lieber Vater, wie die Knospe zur Blüthe wird?“ — Da antwortete der Vater: „Mein Kind, ich kann dir nur in drey Worten sagen, was geschiehet; die Knospe nimmt zu an Größe, Schönheit und Anmuth bis zu ihrer Vollendung. — Alles andere weiß ich so wenig wie du! — Die Natur gibt uns das vollendete Schöne — aber sie verbirgt die Hand, mit welcher sie es hervorbringt und dar-

reicht.“ — Da nahm der Knabe von neuem das abgebrochene Knöspchen, und sagte zum Vater: „Wenn die Knospe sich selbst so schön zu bilden vermag, schöner als Alles, was die Menschen machen; warum kann sie sich denn nicht einmal gegen den schwachen Finger eines Kindes schützen? — Warum vermag sie zugleich so viel und doch auch so wenig?“ — „Sollten sie selbst sich denn gebildet haben, Wilhelm?“ — sagte der Vater, und sah den Knaben mit freundlichem Ernste an. „O gewiß,“ — antwortete der Knabe — „die Blumen haben wohl auch, wie ich, eine Mutter und einen Vater, der sie nähret, verpflegt und auferziehet!“ — „Einen Vater mit uns!“ — erwiederte gerührt der Vater des Knaben — „aber wir sehen ihn nicht, wir empfinden nur seine Macht und seine Liebe in uns und um uns her!“ — So sprach er. Da ward es dem Knaben eigen im Gemüthe. Denn der Vater hatte ihm ein Kleinod in das Herz gelegt. Und von nun an betrachtete er den Rosenbusch und die Blumen des Feldes als stille brüderliche Wesen, und nahm zu an Größe, Weisheit und Anmuth. — Aber der Vater hielt die Worte des Kindes in seinem Herzen, und erzählte sie der zärtlichen Mutter des Knaben. „Wie liegt doch“ — sagte die Mutter — „der unschuldigen Einfalt die höchste der Wahrheiten so nahe!“ —

60.

Der Engel der Unschuld.

Als die ewige Liebe die ersten Menschen geschaffen hatte, gab sie ihnen den Engel der Unschuld zu ih-

rem Begleiter und himmlischen Freunde. Der holdeste unter den höhern Geistern freute sich des Befehls, und schwebte nieder zu der Erde, welche ihre Jugendpracht zuerst zwischen dem Tigris und Indus entwickelte, und dem ersten Menschenpaar zum Paradiese für den Morgen des Lebens ward. Treu, aber unsichtbar begleitete der Engel die Geliebten der Schöpfung, und freute sich ihrer Aehnlichkeit mit den Himmlischen, obgleich sie verschieden waren an Gestalt und kindlich menschlichem Sinne, wie das Kind, welches das Händchen aufhält, um flüchtige Sonnenstäubchen einzufangen, verschieden ist von dem Weisen, der die Bahnen der Sterne mißt, und in den endlosen Räumen der Welt den Unerforschlichen bewundert, mit der heiligsten, unaussprechlichsten Bewunderung, deren die Seele fähig ist. Als einst das schuldlose Menschenpaar unter einer Therebinthe eingeschlafen war, stand der Engel vor ihm, in Entzücken versunken über den holden Ausdruck des süßen Schlummers auf dem Angesichte der glückseligen Menschen. — So betrachten wir noch, die wir für Unschuld fühlen, den schlummernden Säugling: denn auf seinem holden Antlitze ruhet nicht die Sünde der Welt; nur der Ausdruck eines unbefleckten Gemüthes, einer unentstellten Seele zeuget von dem himmlischen Ursprunge. — Da nahete der Geist der Verführung dem Engel der Unschuld. Er wagte es nicht, in seiner eigenthümlichen, schreckbaren Gestalt in den Lichtkreis zu treten, welchen der Heilige um sich verbreitete. Er würde vor seiner eigenen Gestalt erbebt seyn, und sich selbst geflucht haben. — So vermeidet noch jetzt

der Verworfene die Nähe der Edeln, um nicht seine Nichtswürdigkeit zu tief zu fühlen, und sich selbst zu verdammen! — Darum nahm der Geist der Verführung die Gestalt einer bunten Schlange an, deren Farbenspiel bezaubert, und den Unerfahrnen täuscht. Und er sprach zu dem Engel der Unschuld: „Du wachest, Diener des Ewigen, und begleitest diese Holden! — Bald wirst du weinen und fliehen! — Sie, die dich entzücken, werden mir anhangen, und dich verlassen; und ich werde jauchzen, und mit mir wird frohlocken die Schaar deiner Feinde!“ — Der Engel der Unschuld sprach: „Die Thränen, welche ich weine, sammelt der Engel der Gerechtigkeit wider dich zum Gerichte: denn der, welcher mich hervorrief zum Schutze der Unschuld, ist auch dein allmächtiger Herr! — Er würde dich gefangen halten mit Fesseln der Ewigkeit, wenn es seine Weisheit also wollte.“ — Doch der Verführer entgegnete: „Wer ist mächtiger? — ich oder du? — Mir nahm ich die Macht über die Seelen, dir gab dein Herr nur die Aufsicht! — Und siehe, ich werde herrschen in dieser neuen Schöpfung, und dich verbannen aus meinem Reiche, und hohnlachen dem, der dich gesandt hat!“ — Der Engel der Unschuld sprach: „Herrschen soll ich nicht, nur schützen den, der sich in meinen Schutz begibt. Du wirst mich nicht verbannen, du wirst meinen Werth vor den Menschen erhöhen, und, wo ich gewichen bin, die Erinnerung an mich noch tiefer in das Gedächtniß der Verlassenen prägen. — Wer von mir schied, wird nach mir seufzen, und mit Sehnsucht ringen nach meiner Nähe. Mit heiligem Gefühle wird man meinen

Namen aussprechen — und dir werden die Menschen fluchen! Aber noch ein Engel des Herrn ist bereit zum Beystande des Menschen wider dich — er wird dich besiegen!" — Lächelnd erwiederte der Verführer: „Von wem sollte der Mensch geschützt werden gegen mich, da ihn der Engel der Unschuld nicht schützen kann?" — Der Engel rief: „Komm hernieder, Abbadonna! — von deinen Höhen!" — Lobpreisend den Heiligsten, schwebte der Engel des Gebetes zu der Erde; sein Haupt war mit Sternen umstrahlt, und der Geist der Erhörung war sein Begleiter. Da bebte die Schlange. Sie verbarg sich mit schnellen Krümmungen in das hohe Gras, und entwich. Und die Geister des Himmels sangen ein heiliges Lied zum Preise des Ewigen.

In der heiligen Stunde, wenn der Mensch mit Gott spricht, wenn sich sein Herz dem himmlischen Vater kindlich öffnet, wenn er bittet um Beystand in dem Augenblicke der menschlichen Schwachheit, wenn er ihm Gehorsam gelobt, umgeben von den Reitzen der Verführung, wenn er sich emporhebet zu den Höhen kommender Seeligkeiten, und seine Seele erfüllt mit großen Gedanken von Gott und dem hohen Zwecke des Menschen — dann muß die Verführung weichen, dann zerfließet der Zauber sinnlicher Lüste, wie der Nebel, welcher des Wanderers Pfad umhüllt, vor dem erwachenden Strahle der wiederkehrenden Sonne. Dann wird das Gemüth, welches sich dem Verführer zugeneigt hätte, emporgehoben und gerettet, wie die Blume, welche, schmachtend in der Hitze, der vertrockneten Erde sich zuneigt, emporgerichtet wird von dem fruchtbaren Regen. Und

so ist es sittliche Pflicht, durch Gebet sich im Guten zu stärken, und seine Seele vor dem Bösen zu bewahren.

61.

Die Eichen im Thale.

In einem Thale waren zwanzig Eichen aufgewachsen, traulich zusammengedrängt um den Felsen-Fuß des angränzenden Berges. Ihre Zweige hatten sich verschlungen, und bildeten ein Obdach, undurchdringlich dem Sonnenstrahle und dem herabfallenden Regen. Aus den Felsenspalten rieselte eine Quelle hervor, sie war rein wie Bergkristall, und kühl wie der Thautropfen, der am Marmor hangt, und durchschlängelte den beschatteten Raum, über welchem die Eichen rauschten. Dorthin lagerten sich die Hirten, wenn vor der Sonne des Mittags die Gräser niedersanken, und das Laub ermattet zur Erde sich neigte. — Hier genossen sie der Ruhe. — Einige übergaben sich, ausgestreckt in das Gras, dem leichten Schlummer, andere flochten aus gesammelten Ruthen der zähen Weide brauchbare Körbe, andere lockten auf der Hirtenflöte Töne hervor, je nachdem ihr Gefühl für die Reinheit und den Zuklang der Töne empfänglich war. — An einem Sommermorgen kam Alkmeion, ein junger Hirte, allein unter die Eichen. Seine Füsse waren benetzt von dem Thaue, welcher auf den Spitzen der Gräser hieng. Die Sonne war in ihrer Pracht hervorgetreten, und die Kühle des Morgens lagerte sich vor ihr auf die Erde, und der Thau fiel. In ihrem rothen Strahle

glüheten die Blumen des Grases, welchen die Natur rothe Blüthen verliehen hatte; die weißen Blümchen glichen der Unschuld, wenn süße Hoffnungen ihre Wangen röthen. Aus den Gebüschen, von den Höhen ertönten die lieblichen Stimmen der Vögel in heitern Gesängen, und das lächelnde Rieseln der Quelle wurde lauter. Alkmeion's Brust wurde erfüllt, denn in ihm erwachten jene andächtigen Gefühle, die das Innere deutlich versteht, die aber kein Wort auszudrücken vermag. Der junge Hirte empfand deutlicher und inniger, als je, die Gegenwart des Heiligen, und als es in den Eichen rauschte, sank er nieder zu dem Fuße einer Eiche, faltete die Hände, und fühlte seine Seele durchdrungen von der Größe, Güte und Herrlichkeit Gottes. Er wollte beten, aber er fand keine Worte: denn das heiligste Wort war unzureichend für seine Gefühle. Endlich erhob er sich wieder, und in seinen Augen hiengen Zähren, gleich dem Thaue auf den blauen Blümchen an dem Ufer der Quelle. Er blickte empor zu dem majestätischen Baume, der vor ihm die Größe des Schöpfers verherrlichte. Da schnitt er in die Rinde des Stammes die Worte:

Dem Unsichtbaren,
den meine Seele kennt;
den die Schöpfung verkündigt;
den kein Wort umfaßt!

Darauf gieng der fromme Jüngling fort, seine Heerden zu weiden. Am Mittage kamen die andern Hirten zum Eichenplatze, um zu ruhen. Sie sahen die Schrift in der Eiche, sie lasen, und schwiegen andächtig. Keiner wagte sich niederzulegen zur Ruhe,

keiner warf die Weiden zur Erde, um den geheiligten Ort nicht zu entweihen. Dann sprach einer von ihnen: „Lasset uns einen andern schattigen Ort zur Ruhe erwählen! — Hier wird Gott angebetet!“ —

Alles, was wahrhaft heilig ist, muß jedem gebildeten Menschen heilig seyn, denn da, wo sich ein Herz im reinen Gefühle der Andacht zu Gott erhebt, gehet ein gleiches Gefühl anf die Herzen der andern über, weil in allen der Glaube an ein höheres Wesen sich ankündigt. Selbst in der Brust des Wilden entwickelt sich ein Gefühl, welches ihn etwas ahnen läßt, das höher ist als seine Natur, und ihn antreibt, einen Gegenstand heiliger Verehrung aufzusuchen.

Die Hirten verließen die ehrwürdigen Eichen, und fanden bald einen andern schattenreichen Zufluchtsort. Aber sie besuchten öfter den Eichenplatz, und beteten: denn die Feierlichkeit der rauschenden, majestätischen Eichen, das sanfte Plätschern der reinen Quelle, und die frommen Worte im Stamme der Eiche, erinnerten sie jetzt an ein erhabenes Wesen, das ewig mit Güte und Weisheit und Allmacht in seiner Schöpfung wirkt; und so wurde der Eichplatz zum Tempel des Ewigen geheiligt. Kein Hirte gieng hinführo vorüber, ohne von Andacht durchdrungen zu werden.

Ein freyer Trieb der edeln, dankbaren Menschen-Natur bringet die äußere Gottesverehrung hervor; nicht daß Gott selbst dadurch verherrlicht, und seine Ehre durch den Dienst seiner Geschöpfe erhöhet werde: der Mensch erhebet sich selbst zu einer Höhe, auf welcher er die Seligkeit empfindet,

mit den schönsten Gefühlen geschaffener Wesen den Heiligsten als seinen Herrn, Vater und Wohlthäter anzuerkennen. Kein guter Mensch kann daher gleichgültig seyn gegen die äußere Gottesverehrung!

62.

Das gehorsame Kind.

Ein Vater gieng mit seinen beyden Söhnen spazieren. Karl, der älteste, war verständig und gutgeartet; Eduard war noch unbesonnen, seines Alters wegen, und ungehorsam aus Leichtsinn; auch hatte er recht oft wider des Vaters Gebot gehandelt, und fremde Hunde angefaßt, gestreichelt oder geneckt. Diese beyden Knaben führte ihr Vater in die Werkstatt eines Töpfers, damit sie sehen sollten, wie der gereinigte Thon auf der Scheibe zum Topfe oder Teller gedreht, und in dem Ofen gebrannt würde. Auch sollten sie die Einrichtung des Ofens kennen lernen, und erfahren, wie man die Glasur zubereitete und auf das Geschirr trüge. In der Werkstatt lag ein zottiger Hund; er war schmutzig von dem Thone, der überall den Fußboden bedeckte; sein Rücken war vom Ruße geschwärzt, und seine Füße trieften vom Straßenkoth, durch welchen er gelaufen war. Er sahe seitwärts mit wildem Blicke, wenn man sich ihm näherte, auch verrieth sein Knurren und der halbgeöffnete Rachen, daß er bereit sey zu beißen. Eduard machte mit ihm keine Bekanntschaft, viel weniger hatte er Lust, ihn zu streicheln oder zu necken. Als die Kinder alles gesehen und begriffen hatten, was bey der Arbeit des Töpfers

vorkommt, führte sie der Vater wieder fort, und gieng an dem Bächlein dahin, das zwischen hohen Bäumen sich durchschlängt, und mit vielen Gartenhäusern umgeben ist. Unterwegs sagte Eduard: „Heute bin ich doch gehorsam gewesen; ich habe den Hund bey dem Töpfer nicht angefaßt.“ — Der Vater antwortete nur mit dem fragenden Worte: „so?“ — Und darauf sprach er von den Bäumen, die an dem Bächlein standen, und nannte sie mit Namen, und unterrichtete seine Kinder über den Nutzen dieser schönen Gewächse. Er riß Blätter von verschiedenen Bäumen ab, von der Eiche, der Buche, der hohen Ulme, und der schlanken Erle, und ließ ihre Aehnlichkeit und Verschiedenheit nach der Gestalt und Farbe von den Kindern aufsuchen. Zuletzt kamen sie vor einem anmuthigen Landhause vorbey. Ein Forstmeister hatte sich dieses zu seinem Sommeraufenthalte gewählt, und dasselbe durch einen geschickten Baumeister geschmackvoll einrichten lassen. Vor der Thüre saß ein schön gefleckter Hühnerhund. Eduard war von der Schönheit des Thieres bezaubert, so wie er ihn erblickte. Er streckte die Hand aus, um ihn ein wenig auf den Kopf zu klopfen. Aber hastig schnappend fuhr der Hund nach der Hand, und Eduard prallte schreiend zurück. So hoch er konnte, hielt er dabey die Hand. Da wendete sich der Vater zu ihm, und sprach: „Eduard, wo ist dein Gehorsam?“ — Und Eduard wollte sich entschuldigen; aber sein Vater gestattete ihm dieses nicht, und sagte zu Karln: „Was meinst du, war Eduard vorhin gehorsam, als er den Hund des Töpfers nicht angriff?“ — „Das weiß ich nicht,“

— antwortete Karl. — „Aber ich dächte wohl, er hätte jetzt auch gehorsam seyn sollen.“ — „Ich werde dir jetzt sagen, was ich denke,“ — erwiederte der Vater. — „Der Hund bey dem Töpfer war häßlich, zurückschreckend und fürchterlich, darum kam Eduard nicht in Versuchung, ihn anzurühren. Es war nun sehr unrecht, mir zu sagen, er wäre gehorsam gewesen, und vielleicht hat er sich selbst vorgelogen. Gehorsam seyn! — was heißt das, gehorsam seyn? — Die Kinder, so wie die Erwachsenen, sind nur dann gehorsam, wenn sie etwas darum nicht thun, weil es verboten ist, und wenn sie wieder etwas darum thun, weil sie sich bewußt sind, daß sie dieses thun sollen. Hat sich wohl Eduard beym Anblicke des häßlichen Hundes erinnert, daß ich es verboten habe, fremde Hunde anzufassen? — Das war gar nicht nöthig; denn er hatte selbst keine Lust, den häßlichen Hund anzufassen. Er hat also nicht aus Gehorsam gegen mich den Hund vermieden, sondern daram, weil er selbst nicht wollte. Jetzt bey dem schönen Hunde hätte er sich gehorsam zeigen sollen.“ — Darauf sprach der Vater zu Karln insbesondere: „Du, mein Sohn, bist verständiger als Eduard! — du wirst das einsehen können, was ich jetzt dir mittheilen will. Viele Menschen halten sich für gut, und loben sich selbst in ihrem Herzen, sind ausserordentlich mit sich zufrieden, und denken schon, daß sie über andere erhaben sind, wenn sie in langer Zeit nichts Böses gethan haben, weil sie nichts Böses haben thun können; denn sie haben gerade zu der Zeit keine Gelegenheit und Anlockung zum Bösen gehabt, und sind darum auch nicht dazu verführt

worden. Aber der Mensch darf sich nicht selbst belügen, wie mich Eduard belügen wollte. Wir müssen gegen uns aufrichtig seyn, und uns alles selbst gestehen. Nun hat es aber der liebe Gott so eingerichtet in der Welt, daß man nicht eher gut seyn kann, als wenn man dem Bösen widerstehet, und sich aus Gehorsam gegen ihn nicht verführen läßt. Darum schreckt uns das Böse nicht gleich ab, wie der häßliche, beissige Hund Eduarden abhielt, ihn anzugreifen. Die Menschen würden es sich sonst gar nicht einfallen lassen, Böses zu thun, und sich immer vorreden, daß sie recht gut, und Gott gehorsam wären, obgleich dieses kein Verdienst ihnen geben könnte. Damit nun die Menschen Gelegenheit haben, durch wahren Gehorsam sich der Tugend würdig zu machen, so läßt Gott das Böse uns angenehm scheinen, uns reitzen und anlocken; ja er hat sogar heftige Triebe in uns gelegt, die uns mächtig zu dem Genusse hintreiben, der mit dem Bösen verbunden ist. Da muß nun aber der Verstand Herr über diesen Trieb werden, und muß sich an den Gehorsam gegen Gott erinnern." —

63.

Das Saamenkörnchen.

Es waren zwey Brüder, welche einmüthig neben einander wohnten, und nachbarlich lebten in traulicher Freundschaft. Zu selbigen kam ein unbekannter Pilger, der kehrete ein unter ihrem Dache, und sie nahmen ihn gastlich auf, also daß sie ihn freundlich bewirtheten. Der Pilger aber war voll ernsten,

geheimnißvollen Wesens, und sprach nicht denn in sinnigen, tiefen Worten, und die Brüder betrachteten ihn mit Ehrfurcht, gleich einem Manne, der aus dem heiligen Lande komme, oder aus der Vorwelt ferner Zeiten erwacht wäre. Als er nun von dannen zog, trat er zu den Brüdern und reichte jedem ein Saamenkörnlein, dessen Natur und Kraft er mit wundersamen Worten nannte, und gebot ihnen, solches in die Erde zu legen, und sein sorglich zu pflegen, auf daß es seine sonderlichen Gaben entfalten, und ihnen die köstliche Frucht bringen möchte. Da gieng der älteste hin, und wählte einen Platz, welchen er als den besten kannte, und machte das Erdreich mild, und legte hinein mit frommen Wünschen das seltene Körnlein. Der Jüngste aber haderte mit ihm, und sprach: „Du hast thöricht gethan, daß du ein solch' seltenes Körnlein dem Verderben preis gegeben, mögen es doch nur gar leichtlich die Würmer fressen, oder so es aufgegangen ist, mag es der Nachtfrost verderben, oder die Raupen es zernagen, und du hast es für immer verloren. Ich will klüglicher handeln, und dasselbige Wunderkörnlein als den größten Schatz meines Hauses verwahren, daß es mir und meinen Nachkommen bleibe zum Gedächtniß und zur Augenlust." Und er that also, und verbarg das Körnlein in einer köstlichen Büchse, und trat jeglichen Tag hinzu, es zu besehen, und freuete sich sein, so oft er es sah. Der Erstgeborne aber pflegte des Körnleins, und deckete es zu, daß es nicht getroffen wurde von dem scharfen Hauche der Nacht, ehe denn es den Keim an das fröhliche Licht des Tages sendete. Und als sich

der Keim herausgedrängt hatte aus dem Dunkel der Erde, so wahrete er das Pflänzlein mit zarter Sorge, und ward nicht müde, und ließ nicht ab, und schützete es vor dem Winter, und nahm die Hacke, ihm den harten Boden zu lockern, und that alles, was er wußte und konnte, sein Bäumchen zu erhalten, und achtete der Mühe nicht, noch des Schweißes, welchem der Lohn noch ferne schien. Der Jüngere aber trat hinzu, und lächelte seiner Mühe, also daß er die Lust rühmete, so ihm sein Körnlein bot, und hatte es noch eines so lieb, dieweil er es sonder Mühe besaß. Und er haderte mit Jedem, der es tadelte, und war voll Grimms, wenn es Jemand antasten wollte, und gedachte in seinem Herzen es blutig zu rächen, dafern es Jemand rauben würde oder verletzen. Es waren aber viele Jahre vorbey geeilet und die Brüder selbst waren alt geworden — siehe da trat der wunderbare Fremdling zu ihnen ein, und redete sie an, und sprach: „So thut nun Rechnung, was ihr gethan habt mit meiner Gabe, und lasset mich sehen die Früchte meines Geschenkes, daß ich mich ihrer auch freue.“ — Der Aelteste aber sprach: „Komm und siehe es!“ — Und sie traten unter einen Baum, der war emporgewachsen gleich den Cedern Libanons, und breitete seine Aeste weit um sich, und hatte sich geschmückt mit den herrlichsten Früchten, also daß er prangete, wie ein Baum in Eden. Und der Erstgeborne sprach: „Siehe Herr, so hat mich deine Gabe belohnet, ob sie mir gleich mancherley Mühe und der Sorge viel gemacht hat. Nun aber haben von den Früchten dieses Baumes ich und meine Kin-

der und viele Ermattete genossen und sind gestärket worden, und gelabet von seinem wirthlichen Schatten. Und mein Liebstes ist der Baum, und ich gewahre es mit Entzücken, daß er in dem Laufe jeglichen Jahres höher hinauf steiget zum Himmel, als wollte er mir eine Leiter werden zum Lande der Seligen, und meinem Namen ein ewiges Andenken bleiben in dem Lande der Irdischen." — Also sprach derselbe, und blickte hinauf mit Rührung zu den dunkeln Aesten seines Lieblings, und sein Blick verlor sich in den Wolken, und eine himmlische Ruhe erfüllte wieder sein freudiges Herz. Dem Jüngern aber trafen solche Worte das Herz, und er wagte nicht, seine Augen aufzuheben, und schlich sich von dannen. Da segnete der Pilger die Treue des Mannes, und sprach: „O selig bist du, der du geglaubet, und im Glauben gehandelt und geliebet, und in der Liebe gehoffet hast! — Solch' Körnlein ist der Glaube, der da selig macht, dafern er durch die Liebe thätig ist; wenn er aber nicht Werke hat, so ist er todt an ihm selber."

64.

Die beyden Söhne.

Ein Vater hatte zwey Söhne. Beyde erfüllten die Gebote des Vaters; aber sie waren nicht beyde gut. Ein Beyspiel wird alles erläutern. Es war ein schöner Frühlings-Morgen, als der Vater an das Lager der Söhne trat, und sie vom Schlafe ermunterte. Der leichte Morgenschlummer, wo die Fesseln des Schlafes loser werden, wie die Dunkelheit der

Nacht sich in Dämmerung auflößt, war den Knaben so süß! — Beyde ließen sich ungern ermuntern. Gern hätten sie noch die Süßigkeit der sanften, mit Bewußtseyn verbundenen Ruhe genossen. Doch der Vater weckte; ihm mußten die Söhne gehorchen. Der Aelteste dachte aber bey sich selbst: wie hart ist doch der Vater! — Noch bin ich müde, und doch soll ich aufstehen. Thue ich's nicht, so wird er mich strafen. Der Jüngere sprach laut: „Ach, so gerne hätte ich noch ein wenig geschlummert, lieber Vater!" — Er richtete sich mit liebendem Blicke vom Lager auf, welcher deutlich ausdrückte: dir gehorch' ich aber auch gern! — Und so dachte der gute Sohn auch; denn er wußte, daß alles gut wäre, was sein Vater von ihm foderte. So erhoben die beyden Söhne sich vom Lager. Als sie die Bedürfnisse des Körpers befriedigt hatten, erlaubte ihnen der Vater in dem Garten zu lustwandeln, um die Anmuth des Frühlingsmorgens zu genießen, damit sie ihre jungen Seelen für das Leben erheiterten. Der jüngste freute sich der schönen Natur; aber er gedachte auch der Liebe des Vaters, der ihnen diesen Wonnegenuß verstattete. Doch der ältere Bruder hatte nicht gleiche Gedanken; kaum waren die Reitze des blühenden, duftenden Gartens, der milde Blick der jugendlich scheinenden Sonne und die Liebkosungen der erfrischenden Luft hinreichend, seinen Verdruß über das frühe Erscheinen des Vaters am Lager zu zerstreuen. Als auch endlich die Wonne eines unaussprechlich-schönen Morgens seinen Verdruß zu besiegen begann, und ein Strahl der Freude in seine Seele drang, rief ihm die Stimme des Vaters, her-

beyzukommen, um durch den Unterricht seinen Geist zu bilden. Gern hätte er sich gestellt, als wäre die Stimme des Vaters durch das Gebüsch des Gartens nicht zu ihm gedrungen, aber die Furcht vor der Strafe war überwiegend, und er eilte, sich dem Vater darzustellen. Auch der jüngere Bruder mußte mitten im Genusse der Wonne abbrechen; aber er war stets so gesinnt, daß er den Willen des Vaters für den besten hielt, darum verließ er den Rasenplatz, auf welchem bescheidene Veilchen dufteten, ohne Mißmuth, und eilte mit heiterem Blicke zu dem Vater. Während des Unterrichts hörten beyde Söhne aufmerksam zu; der älteste gezwungen: denn er kannte die Strafe, welche auf Unachtsamkeit folgte. Aber er hatte Abscheu gegen das Gesetz, welches auf Unachtsamkeit Schmerzen folgen ließ, und Groll hatte er im Herzen gegen den Vater, der das Gesetz gegeben hatte. So kämpfte sein Inneres unaufhörlich gegen den Vater, der seinen Neigungen so oft der Ordnung des Lebens wegen widersprach. Knechtischer Gehorsam aus knechtischer Furcht erzwang die Erfüllung aufgelegter Pflichten. Also erheben Millionen ihre Hände betend zu dem Herrn der Welten, sklavisch fürchtend die strafende Gerechtigkeit; doch ihr Herz ist nicht mit erhoben, sondern gefangen von sinnlichen Trieben, erfüllt von Neigungen gegen das Gesetzwidrige, und beunruhigt von der Angst, sich nicht dahin neigen zu dürfen, wozu die böse Lust reitzt. Der jüngste Sohn bot alle seine Kräfte auf, die Lehren des Vaters treu aufzufassen und zu bewahren. Es that ihm leid, wenn sein Vater unzufrieden mit ihm war, darum

verabscheuete er die Unwürdigkeit, einen zufriedenen, liebevollen Blick von seinem Vater zu erhalten.

Also soll auch der Mensch Gott gehorchen, Ihn lieben, Ihn fürchten. Er soll frey sich hingeben zur Befolgung der Gesetze Gottes, weil sie die sittlichen sind, mag ihm auch die Sinnlichkeit das Werk noch so sehr erschweren. Er soll mit ganzem Gemüthe sich hinneigen zu dem, der über Alles heilig, und dessen Wille der beste ist; er soll an ihm hangen mit kindlichem Herzen. Er soll Abscheu haben vor allem, was nicht mit dem Willen des Heiligsten übereinstimmend ist: denn er muß die kindliche Furcht hegen, daß er unwürdig der Liebe Gottes dadurch werde.

65.

Hussein und Ali.

„Liebst du mich?“ — fragte einst der junge Hussein seinen Vater, Ali, den berühmten Khalifen der Araber. — „Mehr als alles!“ — erwiederte der Vater. Hussein fuhr fort: „Liebst du aber auch Gott?“ — „Mein Herz ist ganz voll seiner Liebe.“ — „Aber, Ali, zwey Personen können nicht auf einmal deiner Liebe werth seyn.“ — Diese Worte durchbebten den Vater; er schwieg, und eine Thräne rollte von seiner Wange. Hussein sah die Wehmuth seines Vaters, aber er fuhr mit gleicher Fassung fort: „Ali, was ist dir theurer, mein Leben oder dein Glaube?“ — Ali erwiederte mit heißer Zärtlichkeit: „Alles, mein Sohn, gebe ich um dein Leben; aber mein Glaube — er stockte — nein

o Sohn! eher will ich dich sterben sehen, als diesen verläugnen." — Hussein fiel seinem Vater um den Hals. „Weine nicht, Ali!" — rief er freudig — „dein Herz hängt fest an Gott, und deine Liebe zu Ihm übertrifft die Zärtlichkeit gegen deinen Sohn, wie das Leben den Tod!"

66.

Der Arzt und die Kranken.

Es brach einst in einem Dorfe eine sehr gefährliche, ansteckende Krankheit aus. Sobald sie anfieng, gab ein vernünftiger Mann den Rath, die Leute sollten gleich zu einem Arzte schicken, und gebrauchen, ehe das Uebel zunähme. Nein, sagten Einige, die Kosten könnten wir sparen; es sind manche Leute ohne Doktor gesund worden. Andere sagten, wenn sie gesund bleiben sollten, so würde für sie die Seuche nicht ansteckend seyn; und sollten sie das nicht, dann könnte alle Vorsicht nicht helfen. — Indessen ließen sich doch Einige bewegen, und schickten zum Arzte. Er kam, erkundigte sich genau nach allem, war sehr freundlich, und verordnete, was gebraucht werden sollte. Einige ließen die Arzney kommen, stellten sie auf den Tisch, sahen sie an, beschmeckten sie auch wohl, nahmen sie aber nicht ein, weil sie bitter war. Andere nahmen sie zwar ein, assen aber dabey allerley ungesunde und verbotene Speisen. Dadurch wurde die Wirkung der Arzney gehindert, sie wurden kränker, und starben. Nur die Wenigen, welche die Arzney nahmen, und die verbotenen Speisen nicht assen, wurden wieder besser.

Wir haben alle einen Arzt und Retter, und haben ihn alle nöthig. Wer aber nicht glaubt, daß er ihn nöthig hat, oder daß er durch ihn Hülfe bekommen könne, wird ihn nicht gebrauchen. Wer seine Lehren und Vorschriften nicht befolgt, und nicht mit Fleiß thut, was er zur Besserung räth, wird nie besser werden.

67.

Der neue Sohn des Hauses.

Eine Familie, die man nur die brüderliche nannte, war nach und nach in allen Landen bekannt. Der Vater des Hauses war der Vater aller Hausgenossen, und jeder Hausgenosse diente ihm mit der Liebe eines Sohnes. Der Erstgeborne des Hauses war der Bruder aller Hausgenossen, und jeder Hausgenosse schwur ihm Brudertreue.

Ein Fremder hörte von dieser Familie, und, getrieben von der edeln Begierde, die Aufnahme in dieses Haus zu erhalten, besuchte er es. „Ich bin arm" — sprach er zum Erstgebornen — „und krank; aber ich möchte unter deiner Pflege gesund werden, dann stünden dir meine gesunden Glieder zu Gebote. Ich wollte gerne der geringste in deinem Hause seyn, wenn du mir nur erlaubtest, dich Herr nennen zu dürfen." — Der Sohn führte ihn zu dem Vater der Familie, von dem er die freundlichste Aufnahme erhielt, und ward selbst sein Arzt. Als der neue Bewohner des Hauses gesund war, und wieder gehen konnte, eilte er zu dem Sohne, und fiel ihm zu Füßen. „Dir" — sprach er — „verdanke ich meine

Genesung; nun weihe ich deinem Dienste mein ganzes übriges Leben, es ist dein; schalte damit nach deinem Wohlgefallen. Dir gehorchen sey mein Dank, dein zu seyn mein Ruhm." — Der Sohn küßte ihn, nannte ihn Bruder, und wieß ihm ein Tagewerk an, mit den Worten: „Sey treu im Kleinen, dann wird dir mehr vertraut werden." — Der neue Hausgenosse gieng an sein Tagewerk, und arbeitete mit aller Treue, als wenn der Sohn des Hauses immer neben ihm stünde. Im Grunde hatte er auch nicht unrecht; denn der Geist des Sohnes war wirklich — nicht neben ihm, sondern in ihm selbst, und das Auge des Sohnes konnte aus seinem Kabinete in alle Arbeitszimmer sehen. Jetzt genoß der neue Arbeiter bey seiner Arbeit mehr Freude, als ehemals bey all' dem, was man Freude nannte; denn er fühlte sich selig, ein Glied dieser Familie zu seyn. Oft besuchte ihn der Erstgeborne, und sprach ihm das Freudenwort in die Seele: „Gutes Muthes, Lieber! Du bist mein Bruder, und wirst einst mein Miterbe werden." Der Glückliche verschlang das Wort, und bewahrte es tief im Herzen, und freuete sich mit unaussprechlicher Freude. — Eben diese Freude glänzte auch jedem seiner Mitarbeiter aus dem Auge. „Uns liebt der Vater, wir sind seine Kinder, und werden seine Erben! Uns liebt der Erstgeborne; wir sind seine Kinder, und werden seine Miterben! Und wenn wir gleich das Erbgut noch nicht besitzen, so besitzen wir doch einen Haftpfenning: den kindlichen Sinn im Herzen, den Geist des Erstgebornen . . . ." — Dieß war der Inhalt ihrer Gespräche, womit sie ihr Mittagsbrod

würzten, und ihrer Gesänge, womit sie ihre Arbeit versüßten. — Mit dieser Gesinnung lebte der neue Hausgenosse nur seinem Berufe, nur seinem Herrn, und weil er treu war in seinem Berufe, so rückte ihn der Herr des Hauses höher hinauf, vertraute ihm von Zeit zu Zeit ein wichtigeres Tagewerk, das er immer mit gleicher Treue vollbrachte, bis er auf einmal zur Besitznehmung des Erbguts ab=, und zur Theilnahme an der großen Regierung des Sohnes (denn er war nicht nur der Herr dieser Hausgemeine, er war auch Herr eines unermeßlichen Reiches) heimberufen ward.

68.

Der gefahrvolle Steg.

Ein würdiger Bischof hatte eine sehr böse Mutter, welche sich auch in ihrem hohen Alter nicht bessern wollte. Sie hoffte immer auf ein langes Krankenlager, und dann — glaubte sie — wäre es noch Zeit genug, sich zu bekehren. Ihr frommer Sohn gab sich von Zeit zu Zeit alle Mühe, ihr diesen gefährlichen Wahn zu benehmen, und sie durch die besten Vorstellungen auf andere Gedanken und auf den Weg des Lebens zu bringen. Aber all' sein Bitten, all' sein Predigen war vergebens. Endlich suchte er seine guten Absichten durch andere Mittel zu erreichen, und es gelang seiner Klugheit, durch folgende weise Veranstaltung seine Mutter zu retten. Er bat sie, bey einem prachtvollen Mahle zu erscheinen, das er am nächsten Abend anstellen wollte, und gieng, da die Zeit herbey kam und es schon et-

was finster wurde, seiner Mutter mit einigen Bedienten entgegen; aber keiner durfte Licht anzünden, oder Fakeln und Laternen mitnehmen. Er holte sie bald ein, und gieng immer, da es nun sehr dunkel wurde, neben seiner Mutter her. Diese verwunderte sich sehr darüber, daß ihr Sohn in dieser Dunkelheit noch keine Lichter anzünden ließ. Der Weg war auch nicht der beste, und sie stieß sich fast alle Augenblicke an die vielen Steine, die in demselben lagen. Sie wußte noch überdieß, daß sie einen breiten Graben passiren mußte, über welchen nur ein ganz schmaler Steg gieng. — Sie bat also ihren Sohn dringend, er möchte doch Lichter anzünden lassen; der Weg wäre ja gar zu schlimm, und leicht könnte sie den schmalen Steg verfehlen, und unversehens in den Graben stürzen. — „Es hat schon noch Zeit," — sagte der fromme Sohn — „sobald wir aber an den Graben kommen, will ich Lichter anzünden lassen." — „Wie sonderbar!" — fiel ihm die Mutter voll Angst und Aerger in die Rede — „wir sehen ja nichts, und können also auch nicht wissen, wann wir an den schmalen Steg kommen; wir können unglücklich werden, und denselben verfehlen, ehe noch die Lichter angezündet werden." — Da sie nun stille stand, und nicht weiter gehen wollte, stellte ihr der fromme Sohn unter diesem Bilde ihr unbehutsames Verhalten in Ansehung der Ewigkeit recht lebhaft vor die Augen. „Macht Ihr's doch" — rief er — „mit eurem Gange über die Bäche des Todes gleich also. Ihr wollt das Licht der Vernunft und der Offenbarung nicht annehmen; ihr hoffet auf die letzten Augenblicke, aber werdet

ihr da, wenn eure Sinne dunkel werden, und eure Kräfte verschwinden, den Weg zum Himmel finden können?" — Und nun erkannte das bisher unbeugsame Herz der sichern Mutter seine Thorheit. Vollkommen überzeugt von derselben und von dem Werthe der Religion, fiel sie ihrem Sohne um den Hals, dankte ihm für seine unermüdete Treue und Liebe, gelobte Besserung, und nützte noch die angenehme Zeit zur Buße und zur guten Vorbereitung auf die Ewigkeit.

69.

Die Arbeiter.

Ein gütiger Herr sagte zu seinen Arbeitern: „Wenn ihr heute diese Arbeit fertig machet, so will ich euch über all' euer Erwarten und Verdienen belohnen; aber es ist viel daran gelegen, daß sie heute vollendet werde; morgen wäre es zu spät." — Sie sagten: „Wir wollen unsere Kräfte nach all unserem Vermögen anstrengen; wir wissen, daß ihr ein gütiger Herr seyd, und können nicht sagen, daß es für einen Tag, und für Leute von unserer Stärke gar zu viel Arbeit sey. Ihr werdet uns ja bey der strengen Arbeit auch etwas mehr Erfrischung zukommen lassen." — „Allerdings" — war die Antwort — „ihr dürfet, wenn ihr euch müde findet, nur zu mir kommen, und einen labenden Trunk holen; auch werdet ihr, ich weiß es, bey eurem Nachgraben auf Oerter und Stellen kommen, wo sich unvermuthet etwas zur Aufmunterung und Stärkung hervorthun wird; das dürfet ihr dann genießen. Uebrigens sind

wir immer nahe beysammen; nichts soll euch aufhalten. Mein Vorrath, meine Anweisung, und der Dienst meiner Leute soll euch niemals verweigert werden.“ — So arbeiteten die Einen emsig fort, und erlabten sich oft mit einem stärkenden sehr angenehmen, doch nicht berauschenden Trunke; unter der fleißigen Aufsicht, der freundlichen Zurede und den milden Gaben des Herrn gieng ihr Werk über Verhoffen glücklich von statten, ihr froher Feyerabend war früher da, als sie dachten, und sie wurden von dem Herrn gelobt, und jeder in ein herrliches, ihm zum Eigenthum geschenktes Gut eingesetzt. Aber Andere unter ihnen hatten einen harten Sinn, und sagten: „Warum müssen wir uns denn erst jedesmal um Speise und Trank melden, so oft wir merken, daß wir ermatten möchten? Hätte uns der Herr nicht um so viel weniger Arbeit auftragen können? Hätte er uns nicht noch mehrere und bessere Gehülfen zugesellen können? Hätte er uns nicht können unsern ganzen Antheil am Weine zum Voraus geben? Warum müssen wir ihn zum Theil erst nach und nach finden? Und ist es nicht hart, daß wir den ganzen Tag niemals schlafen sollen? Würden wir uns nicht durch den Schlaf weit eher, als durch den Genuß alles seines Ueberflusses erholen?“ — So oft der Herr oder seine Diener den Tag über zu ihnen kamen, fanden sie dieselben entweder schlafend, oder doch faul auf der Erde liegend, oder mit mancherley zeitversäumenden Nebenarbeiten beschäftigt, die ihnen gar nicht geboten waren; und wenn sie befragt wurden: warum sie doch so weit zurückbleiben? so entschuldigten sie sich immer: zu

einem so großen schweren Geschäfte seyen sie zu schwach; sie könnten oft vor Durst und Müdigkeit nicht fortarbeiten; wenn man ihnen aber eine andere Art von Wein beständig geben, und sie darauf schlafen lassen wollte, so versprechen sie, schon munterer zu werden, und mit dem Tagewerke noch vor den andern fertig zu seyn. — Indessen ward es Mittag, ward Nachmittag, und ward Abend, und als die Andern noch vor der Nacht das Ihrige vollbracht hatten, kam ein Gewiter daher, das sie von ihrer Arbeit jagte, und nöthigte, sich vor dem Herrn zur Verantwortung zu stellen.

O Christ, der du standhaft und unbeweglich bist, und immer unverdrossen im Werke des Herrn; der du deinen himmlischen Vater bittest, daß er dich mit seinem heiligen Geiste wohl bereite, stärke und erfreue: siehe hier deinen Zustand, und wie deine Arbeit im Herrn nicht vergeblich ist. Aber du, der du die Schuld deiner Sünden und deiner Nachläßsigkeit im Guten auf Gott werfen willst, und dich nur immer mit deiner Schwachheit und deinem Unvermögen ausredest, und deine beste Fähigkeit auf solche Geschäfte und Ergötzungen wendest, die dich vom thätigen Christenthume zurückhalten: du wirst so wenig einen befriedigten Richter in der Ewigkeit antreffen, als diese geschäftigen und geschwätzigen Müssiggänger.

Hebr. 3, 13. „Ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heißet, daß nicht Jemand unter euch durch den Betrug der Sünde verstocket werde!“

70.

Rabbi Akiba.

Wer seinen Gott recht liebet, wird die Schuldigkeit einsehen, Ihm für das Böse, das Er uns widerfahren läßt, eben so inbrünstig zu danken, als für das Gute.

Unter der tyrannischen Regierung der Griechen ward einst den Israeliten bey Lebensstrafe verboten, in ihrem Gesetze zu lesen. Rabbi Akiba hielt gleichwohl öffentliche Versammlung, und unterwieß im Gesetze. Ihn fand Pappus, ein Sohn Judas, und sprach: „Akiba! fürchtest du nicht die Drohungen dieser Grausamen?" — „Ich will dir eine Fabel erzählen," — sprach Rabbi Akiba — „die mit unsern Umständen viel Aehnliches hat: Der Fuchs gieng einst am Ufer des Flusses auf und nieder, und sahe die Fische bald hier bald dort sich zusammendrängen. Was lauft ihr da so ängstlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus, — antworteten die Fische — und wir suchen ihnen zu entkommen. — Wisset ihr was? — erwiederte der Fuchs — kommt zu mir aufs Trockene! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll. — Bist du ein Fuchs, — war ihre Antwort — den man sonst für das klügste unter den Thieren hält? Du mußt das einfältigste seyn, wenn du uns diesen Rath im Ernste ertheilest. Siehe, hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, räthst du uns, in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda! ist leicht.

Die Lehre Gottes ist für uns Element des Lebens; denn so steht von ihr geschrieben: sie ist dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in diesem Elemente verfolgt, so müssen wir es darum nicht verlassen, und ins Element des Todes flüchten." — Nicht lange, so ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen, und in einen Kerker gesperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen, und in dasselbe Gefängniß gesetzt. „Was hat dich hieher gebracht, Pappus?" — fragte Rabbi Akiba. — „O wohl dir, Rabbi Akiba!" — antwortete Pappus — „der du leidest, weil du dich der Lehre Gottes angenommen hast; aber wehe dem Pappus, der leiden muß, weil er sich vernachläßiget hat."

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entsetzlichsten Martern, womit sie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: „Höre, Israel!" zu lesen. „Höre, Israel! der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen" *). — In der Vorbereitungsandacht unterwarf sich Rabbi Akiba der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten sich über diese Fassung seines Gemüths unter solchen Qualen. „O meine Lieben!" — sprach ihr Lehrer — „zeitlebens habe ich mich nach der Gelegenheit gesehnt, dieses göttliche Gebot halten zu können, den Herrn,

*) Dieses Kapitel der Schrift wiederholt jeder Jude zweymal des Tages, nachdem er sich durch Vorbereitungsgebete dazu angeschickt hat.

meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da sie mir geworden ist, muß ich sie nicht vernachläßigen." — Er verweilte so lange bey den Worten: „ein einiger Gott!" bis sein Geist ihn verließ. — Wohl dir, Akiba, dessen Geist sich unter solchen Worten emporschwang. — Gehe ein zu der ewigen Seeligkeit, die hier dein Lohn ist!

71.

Das Kind am Rheinstrome.

Ein Knabe schöpfte mit einem Löffel Wasser aus dem Rheinstrome, und goß es in ein klein Näpfchen. „Was willst du damit?" — fragte ihn ein vorübergehender Wanderer. „Den ganzen Strom da hinein füllen, daß ich sein inneres Wesen und den Grund desselben kennen lerne." — „Einfältiges Kind!" — sagte der vernünftige Fremde — „Doch — dir kann man diesen lächerlichen Einfall verzeihen; wenn aber der Mensch in die engen Grenzen seines Verstandes all' das Unendliche im göttlichen Wesen — das Unerforschliche in den Geheimnissen seiner Religion fassen will — welch ein kindisches, vergebliches Beginnen!"

72.

Das Gefäß.

Ein Töpfer, der an Kunst keinen seines gleichen hatte, bildete aus der reinsten Thonerde ein Gefäß,

das die Bewunderung aller Kenner auf sich zog, bewahrte es als das Meisterstück seiner Kunst, und legte seinen köstlichsten Schatz — das ähnlichste und sprechendste Portrait von ihm selbst hinein. Sein Nachbar aber, den er vordem an seinem Tische erzogen, und wie seinen Sohn geliebet hatte, vergaß seiner Pflicht und der unzähligen Wohlthaten, die ihm aus des Töpfers Hand und in dessen Haus geworden waren, und entbrannte im wilden Neide gegen ihn: „Es soll dir deine Freude verdorben werden," — sprach er, und öffnete sich einen Schleichweg in die Schatzkammer des Töpfers, und raubte ihm das schönste seiner Gefässe. Er zerbrach es nicht, aus dem Grunde, weil er es nicht konnte, denn der Töpfer hatte ihm den Charakter der Unzerbrechlichkeit gegeben, den Vorzug nehmlich, daß es nur von der Hand, die es gebildet hatte, zerbrochen werden konnte, sonst von keiner. Der Böse that aber, was er konnte — er verdarb es — plünderte die Schätze, löschte die sprechendsten Züge des Portraits aus, goß zerschmolzenes Bley in die Kunstarbeit, und machte sie zu ihrem erhabenen Zwecke unbrauchbar. Die Schadenfreude in Person freuete sich ihrer glücklichen List, und stellte, um ihren Triumph voll zu machen, das unkennbare Gefäß, in diesem Stande der Verdorbenheit, heimlich wieder in das Behältniß des Eigenthümers. Der Künstler sah das Werk seiner Hände mit dem ganzen Schmerze der vereitelten Künstlerfreude, und kannte es kaum mehr. Lange blieb er in stummem Nachsinnen unbeweglich stehen, endlich rief er aus der Fülle seines schönen Herzens das große Wort aus: „Dieß

hat mein Nachbar gethan, er soll aber seines Zweckes nicht froh werden: der das Gefäß zuerst gebildet hat, der kann es auch wieder umbilden." Dieser Rathschluß ward ausgeführt. Anfangs schied der Künstler die groben Theile des beygemischten Bleyes von der Thonerde, weil er vorher sah, daß ohne diese Scheidung keine Um- und Neubildung seines Gefässes gedeihen könnte. Darauf machte er den geschiedenen Thon wieder weich, und reinigte ihn sorgsam von den feinsten fremden Theilen, die ihm noch beygemischt waren; endlich bildete die unnachahmliche Hand aus dem alten Stoffe ein neues Gefäß, das dem ersten an Schönheit und Werth nicht etwa nur gleich kam, sondern es sogar übertraf, denn jetzt war es nicht mehr blos unzerbrechlich, wie vorher, sondern auch unverderbbar, und glänzte in seiner vorigen Herrlichkeit unter den ersten Schätzen des Meisters; auch ward das Portrait wieder hergestellt. Wie nun das Gefäß in der ganzen Fülle seiner Schöne und seines Reichthums da stand, ließ er alle seine guten Nachbarn und Freunde zu sich kommen; dann sagte er: „Wir müssen heute ein Fest feyern: das Gefäß, das verdorben war, ist wieder neu gebildet." Dies Fest bekam den Namen: das Fest der vollendeten Umschaffung. Und der Jubel ward allgemein, denn es jauchzten Himmel und Erde drein.

73.

Die Königsschrift.

Der große König Theos verfaßte einst eine Schrift, worin die schönsten Gedanken seines Kopfes

und die edelsten Gesinnungen seines Herzens ausgedrückt waren, und legte sie als Kleinod unter seine Schätze in das Kabinet. Bald darauf wußte sich der erste Feind des Reiches in das Geheimzimmer des Königs einen Weg zu bahnen, suchte das Kleinod hervor, durchstrich, und vermischte die Buchstaben der Schrift, daß sie — eine elende Mißgeburt ward. Als der große Schriftsteller die Gräuelthat der feindlichen List mit Augen sah, bewegte sich sein Herz, und eine Thräne fiel ihm aus dem Auge. „Meine Schrift! meine Schrift!" — mehr ließ ihn der Schmerz nicht aussprechen. Der Erstgeborne verstand die stumme Geberde seines Vaters, zog in ein fremdes Land, und brachte mit Aufopferung der köstlichsten Schätze das Geheimniß an sich, die entstellten Schriften lesbar zu machen. Er versuchte die Kraft des Geheimnisses an der vermischten Königsschrift, gab ihr die vorige Schönheit wieder, und legte sie hergestellt dem Vater unter das Auge. Der Vater freute sich, seine Handschrift in ihrer ersten Gestalt zu sehen, umarmte seinen Sohn, und sprach zu ihm: „Setze dich zu meiner Rechten!"

74.

Polykarpus.

Der vortreffliche Polykarpus, Bischof zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlassen, und sich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühl ward, gieng er hinaus unter die Schatten der herrlichen Bäume,

die vor dem ländlichen Hause standen. Hier fand er Crescens unter einem Eichenbaum, und er stützte sein Haupt auf seine Hand, und weinete. Da trat der Greis hinzu, und sprach: „Mein Sohn, was weinest du?“ — Crescens aber erhob sein Haupt, und sprach: „Wie sollte ich nicht trauern und weinen? — ich gedenke des göttlichen Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter versammeln sich um dasselbe, und werden es zerstören in seiner Jugend. Manche Bekenner sind schon abgefallen, und haben es verläugnet und verlachet, und dadurch bewiesen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Munde, obwohl ihr Herz ferne davon ist. Dieses erfüllt meine Seele mit Trauern, und meine Augen mit Thränen.“ — Also sagte Crescens. Da antwortete Polykarpus lächelnd, und sprach: „Mein lieber Sohn, das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde, und gieng davon. Und der Keim sproßete, und gieng auf unter dem Unkraute und den Dornen, und erhob sein Haupt über sie, und die Dornen erstarben von selbsten. Denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie. Der Baum aber wuchs, und die Winde brauseten um ihn her, und erschütterten ihn sehr. Desto tiefer schlugen seine Wurzeln in die Erde, und umfaßten die Felsen des Erdreichs in der Tiefe, und seine Zweige erhoben sich gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward, und seine Schatten sich weiterhin verbreiteten, da wuchsen die Dornen und das Unkraut wiederum empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in sei-

ner Höhe, und stand da in stiller und ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes!" — So sprach der unvergleichliche Bischof, und schwieg. Darauf reichte er seinem Jünger die Hand, und sagte lächelnd: „Was kümmert dich, wenn du zu seinem Gipfel emporschauest, das Unkräutlein, das um seine Wurzel kreucht! — Ueberlaß dieses dem, der ihn gepflanzt hat!" — Da erhob sich Crescens, und seine Seele ward heiter. Denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber sein Geist und sein Antlitz war wie eines Jünglings.

75.

Die drey Engel.

Als die Sünde die Eltern der Lebenden aus dem Paradiese vertrieben hatte, und sich nun die Mühe und die lastende Sorge zu ihnen gesellte, da wurden sie oft sehr traurig in ihrem Gemüthe, und weineten heimlich; denn es war der Friede von ihnen gewichen, und sie gedachten ihrer Missethat, also daß ihnen auch die Arbeit fast schwer ward; denn nur dem schuldlosen Herzen, dem freudigen Gemüthe wird das Joch sanft und die Arbeit leicht. Aber ihr Schmerz war immer vor ihnen, und ihre Blicke sanken zu Boden, wenn sie an den Herrn dachten, und an die Unschuld des Paradieses, und an ihren Undank, und ihr Haupt neigte sich, wie sich die Blume neiget, wenn es im Sommer dürre wird. Siehe; da rief der Herr den Engel des Schlafes, und sandte ihn nieder, und sprach: „Gehe hin und tröste meine reuigen Kinder, daß sie ihrer Sorgen

ein Veilchen vergessen, und schlummern und getröstet werden; denn es jammert mich ihrer!" — Und der Engel trat zu den Ermüdeten, und legte leise seine himmlische Rechte auf die Augen Adams und Hevah: also daß sie sich schlossen und ruheten. Aber das Gestirn des Tages weckte sie, und sie erhoben das Antlitz zum Himmel, und dankten und sprachen: „Der Herr hat uns gestärket!" — und giengen zu ihrer Arbeit, und waren sehr getröstet. Und der Engel freuete sich seines himmlischen Thuns; denn Wohlthun ist göttlich und lohnend. Aber in Stunden der Trauer seufzeten die Menschen wieder, und blickten mit Sorgen in die Zukunft, denn sie waren sich der Schuld bewußt; aber in Stunden der Lust wurden sie übermüthig, und erhoben sich. Denn das Herz des Menschen ist schwach und veränderlich, gleich der Welle des Meeres. Da winkte der Herr der Himmlischen Einem, und der Engel verstand das Gebot, und schwebete nieder mit dem göttlichen Bruder. Und wenn der Engel des Schlafes ihnen das Auge verschlossen, und die Sinnenwelt verschleiert hatte, auf daß sie schliefen, so öffnete der holdselige Engel des Traumes ihnen das Auge des Geistes, also daß sie sahen das Land ihrer Jugend, und das schuldlose Leben des Paradieses und ihre Missethat, welche sie vertrieben aus dem Garten Gottes, auf daß sie demüthig würden. Und wenn ihre Seele sehr bekümmert und bange ward, so verhüllte der mitleidige Gottes-Bote das Bild der Reue und des Schmerzens, und lichtete ihre Augen, damit sie schaueten hinüber in das Land der Zukunft und die güldenen Lauben des Himmels, und sich

wieder erblicketen vor dem Angesichte des Herrn in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit vor Ihm, und in kindlicher Freude der Unschuld. Und sie wurden sehr froh und fest in ihrer Hoffnung, und sprachen: „Der Herr wird sich unserer erbarmen! — Denn es öffnet der Traum zwey Welten, und führet den Geist in die Vergangenheit, auf daß er weise werde und demüthig; desgleichen führet er ihn in die Zukunft, daß er Muth fasse, und die Last des Lebens mit Freuden trage, geduldig in Trübsal und fröhlich in Hoffnung; denn er ahnet und schauet im Bilde das Unendliche.“ Und als ihre Tage verflossen waren, siehe! da erschienen die milden Engel beyde, und führeten in ihrer Mitte den schöneren Bruder, den Tod, umkleidet mit dem Schimmer des Morgenroths, und er lösete ihre Seelen, und trug sie wieder in den Garten Gottes, in das Heimathland der Unschuld und Jugend.

76.

Hanna und Sulamith.

Im Lande Israel, am Fuße des lieblichen Berges Tabor, lebte eine Wittwe Namens **Hanna**, mit ihrem einzigen Töchterlein, die hieß **Sulamith**. Und sie waren sehr arm, und das Häuslein, worin sie wohneten, war klein. Aber ihr Herz war fröhlich und heiter, und ihre Tage floßen sanft dahin; denn sie lebten fromm, und fürchteten Gott. Und Hanna unterwies das Herz ihres Kindes in allem Guten, und lehrete Sulamith, wie der liebe Gott die Pflanzen aus der Erde hervorbringt, und den

Thau darauf geußt, und seine Sonne über Alles, was da lebet, aufgehen läßt, und wie er den Menschen soviel Gutes gibt mit jeglichem Tage. Dazu erzählte sie aus den heiligen Schriften viele schöne Geschichten und Lehren. Und wenn die Mutter also redete, dann kamen ihr die Thränen in die Augen. Dann sagte Sulamith zu ihrer Mutter Hanna: „Mutter, du weinest ja!“ — Aber die Mutter antwortete lächelnd, und sprach: „O, mein Kind, seine Güte und Liebe ist zu groß, als daß ein Menschen-Herz sie fassen möchte.“ — Also redeten sie oftmals miteinander, und so wie die Worte, so waren auch die Thaten. Gott aber segnete sie, und ihr kleines Gärtchen brachte vielfältige Frucht, so wie auch die Bäume, die rings um das Häuslein standen und über das Dach hervorragten, also daß sie auch Andern mittheilen, und die Kranken und Dürftigen laben konnten von ihrem Ueberflusse. Dann sagte Hanna: „Siehest du wohl, Sulamith, daß Geben seeliger ist denn Nehmen! — O wohl uns, daß wir auch unser Scherflein zum Opfer bringen dürfen, und keines es verschmähet, und sich von uns wendet.“ — Also lebten sie heiter und fröhlich im stillen Hüttchen, und sie schmückten es, und baueten das Gärtchen mit fleißigen Händen. Siehe, da kam eine böse Seuche, und Hanna ward sehr krank, und lag darnieder. Und Sulamith, ihr Töchterlein, ward auch krank vor Kummer und Aengsten. Da merkte die Mutter, daß sie sterben sollte, und sie sprach mit lächelndem Antlitz und leiser Stimme also: „Mein liebes Kind, mein Stündlein ist nun vorhanden. Aber verzage nur nicht, und sey getrost!

der liebe Vater droben wird es wohl mit dir machen.“ — Also sprach sie, und vermochte nicht weiter zu reden; denn ihre Kräfte hatten abgenommen. Sulamith aber weinete herzlich, und knieete nieder, und hob die Hände empor, und betete: „O du lieber Vater im Himmel, laß mir doch meine einzige liebe Mutter! wie sollte ich denn allein hier zurück bleiben?“ — So betete die kleine Sulamith, und die Engel trugen das Gebet der Unschuld zu den Sternen. Da kam die Morgenröthe, und die Sonne gieng auf, und der röthliche Glanz des neuen Tages strömte milde und lieblich in das Kämmerlein. Sulamith aber schmiegte sich an den Schoos ihrer Mutter, und erwärmte sie. Siehe! da nahete sich der Todesengel im goldenen Strahl des Morgenlichts, und lösete ihre Seelen. So schwebten Hanna und Sulamith im Glanze der Morgensonne zu der schöneren Welt empor.

77.

Die beyden Engel.

Brüderlich umschlungen, durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todes-Engel die Erde. Es war Abend. Sie lagerten sich auf einem Hügel nicht ferne von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmüthige Stille waltete ringsumher, und auch das Abend-Glöckchen im fernen Dörflein verstummte. Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beyden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahete die Nacht. Da erhob sich der Engel des Schlummers von sei-

nem bemoosten Lager, und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörnlein. Die sanften Abendwinde trugen sie in die Wohnungen des müden Landmanns. Da sanken die Bewohner der ländlichen Hütten, vom Greise, der am Stabe geht, bis zu dem Säugling in der Wiege, in den süßen Schlaf. Der Kranke vergaß seine Schmerzen, der Trauernde seinen Kummer, der Darbende seinen Mangel. Aller Augen schloßen sich. Nun legte sich nach vollendetem Geschäfte der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsteren Bruder hin. „Wenn die Morgenröthe erwacht,“ — sagte er mit fröhlicher Unschuld — „dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter! — O es ist so süß, ungesehen und heimlich wohlzuthun! — Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten Geistes! — Wie schön ist unser stiller Beruf!“ — So sprach der freundliche Engel des Schlummers. Ihn sah der Todes-Engel mit stiller Wehmuth an, und eine Thräne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes Auge. „Ach,“ — sprach er — „daß ich nicht wie du des fröhlichen Dankes mich freuen kann! Mich nennt die Erde ihren Feind und Freudenstörer!“ — „O, mein Bruder,“ — erwiederte der Engel des Schlafes — „wird nicht auch beym Erwachen in dir der Gute seinen Freund und Wohlthäter erkennen und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder? und Boten Eines Vaters?“ — So sprach er. Da glänzte das Auge des Todes-Engels, und zärtlicher umfiengen sich die brüderlichen Genien.

78.

Das einstürzende Haus.

Allmählig dröhte vor Alter ein Haus stückweise seinen Einsturz. Sein Eigenthümer, dem nicht allzufreygebig das Weltglück seine Geschenke ertheilt hatte, jammerte, war angstvoll, und wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Endlich redete er das alte Gebäude an, und beschwur es mit sanften lieblichen Worten, eher nicht einzustürzen, bis es ihm davon vorläufig Nachricht gäbe. Das Gebäude war höflich und versprach's. Einige Zeit hernach bekam die Hauptmauer einen Riß; der Besitzer eilt hin, ihn zu beschauen, und läßt die durchsichtige Oberfläche mit Kalk bestreichen — der Riß ist nicht mehr zu sehen. — Wenige Tage darauf wirft die Mauer statt eines, zwey Risse. — Zu Kalk und Gipswerk nimmt von neuem der Besitzer seine Zuflucht, und läßt ein bißchen die Mauerkelle hin und her spazieren. — Man verbirgt den neuen Riß des Gebäudes, so wie den alten, und glaubt alles gewonnen zu haben. Mit einer so schwachen Hülfe nicht vergnügt, stürzt es mit gräulichem Krachen auf seine alten Fundamente zusammen. Glücklicher Weise war der Besitzer auf einer Reise — hätt' er nicht der Gottheit danken sollen? Allein rasend geht er nach seiner Zurückkunft zu den Trümmern desselben hin, und sagte zu dem eingefallenen Gebäude: „Bat ich dich nicht, Falscher! vor deinem Einsturze, mir Nachricht zu geben? Versprachst du mir es nicht? Warum brichst du so schändlich dein Wort?" — „Ich, mein Wort dir brechen? — Ungerecht ist deine Klage. — Wie

manchmal hab' ich dir nicht mein nahes Unglück verkündiget? Mein beschädigtes Dach, so viele Löcher, so viele Risse, was war dieß alles? So viele Vorboten, so viele Stimmen, die dir zuriefen: ich stürze ein; gegen alle diese wichtigen Erinnerungen warst du taub, oder bliebest dabey ruhig, du würdigtest mich nicht."

„Mein Gott! — gerade wie die meisten Sterblichen handelst du — laut beklagen sie sich am Rande des Grabes, daß der Tod zu frühe sie überrascht habe. Die Unverschämten! O würden sie aufrichtig reden! Haben Krankheiten, Verlust der Kräfte, häufige Ohnmachten, das hohe Alter selbst, alle diese traurigen Vorboten des Todes, die allmählig sie überfallen, sie nicht mehr als tausendmal schon erinnert, auf die bevorstehende Reise sich zu rüsten?"

79.

Betrachtungen bey einem Krametsvogel, der sich in einer Schlinge gefangen hatte.

Da hängst du nun, du armes Thierchen, in der Schlinge, verführt durch die rothen Beeren, und bist ein Opfer der Verführung geworden. Dein Anblick erfüllt mich nicht, wie sonst bey deinen Brüdern der Fall war, mit Freude, und ich denke nicht daran, wie gut du mir vielleicht schmecken wirst. Meine Hand greift nicht so begierig hin nach dir, um dich armen Getödteten aus der Schlinge zu ziehen. Ich stehe traurig da, und trübe Gedanken

steigen, indem ich dich betrachte, in meiner Seele auf.

Du bist mir ein Bild unzähliger meiner Brüder und Schwestern, die eben so wie du, gelockt von der trügerischen Stimme der Verführung, ihr Opfer wurden. O, wie viele Jünglinge und Jungfrauen gehen meiner Seele vorüber, die eben so fröhlich, heiter und unbefangen, wie du auf deinen Zweigen, hüpften, oder auf leichten Flügeln umherflatterten, durch das Leben wallten und Freuden genoßen, die Unschuld und Tugend geheiligt hatten. Blühend giengen sie einher in der Fülle der Gesundheit, in lieblicher Schöne prangend, und ihre Herzen waren rein, wie der Thautropfen in dem Kelche der Rose, und ihre Seele heiter, wie der Himmel am Morgen eines Maitages. Aber da begegnete ihnen die Wollust, die schon lange heimlich auf sie gelauert hatte, wie die Schlange unter Blumen in ihrer verführerischen Schönheit, und lockte mit Sirenentönen die Unschuldigen in ihre Zauberschlingen, ihnen einen Himmel auf der Erde vorspiegelnd. Und die Arglosen sahen nicht den Abgrund, der sich gähnend vor ihnen bodenlos spaltete, und hörten nicht die warnende Stimme ihres trauernden Schutzgeistes, der seinen Schützling nun bald verlassen sollte, und warfen sich in die Arme der Verführerin. O du bist glücklicher als sie, du armes Vögelchen! denn bey dir folgte Vergessenheit der Folgen der Verführung, auf die Verführung; aber sie starben nicht schnell, wie du, in den Armen der Verführerin. Langsam welken sie hin in einem lebenden Sterben, — abgefallen ist die schöne liebliche Blüthe ihrer Gesundheit

und Kraft, und in sich tragen sie einen Wurm, der unaufhörlich an ihrer Ruhe nagt, und der Friede ihres Herzens ist auf ewig dahin für sie. Sie irren umher, und blicken verzweifelnd zurück in die Vergangenheit und in die Tage, da ihnen das Leben noch Freude bot, und rufen sie mit heißen Wünschen zurück; aber kein Gebet vermag die verlornen wieder zu bringen! Sie wenden ihre Augen hin in die Zukunft; aber sie liegt vor ihnen finster, wie das Grab, und kein Strahl der Hoffnung blickt durch das Dunkel, wie ein freundlicher Stern durch die Wolken in einer finsteren Nacht.

Und nun komm aus der Schlinge, du armer Getödteter! Aber dein Loos soll nicht das deiner Brüder seyn. Ich will deine künstlich ausgestopfte Hülle in meinem Zimmer aufstellen, und den Jungfrauen und Jünglingen, die zu mir kommen, sagen, was ich bey deinem Anblicke gedacht und empfunden habe. Vielleicht denken sie an dich, wenn sie einmal in Versuchung kommen, und sehen nicht, wie du, bloß die rothen Beeren, — nein, auch die Schlinge.

80.

Die sinkende Sonne.

Ein guter Vater saß mit seinen drey erwachsenen Kindern auf einem Hügel. Der Hügel war überzogen mit wohlriechenden Kräutern, und sein weiches Moos war ein gemüthliches Polster im Schooße der Natur. Die Sonne gieng unter, und die rothen Strahlen brachen sich in den schwimmenden

Augen des Vaters. Auch eine Thräne floß still von der Wange, und spiegelte die Farbe des gebrochenen Lichtes. Und Ida, die älteste Tochter, sprach zu dem Vater: „Bester Vater! du bist heute so bewegt, und blickst nicht so heiter in die sinkende Sonne und auf den dunkeln Wald, wie du es immer thust, wenn wir auf diesem Hügel sitzen.“ Und Amalie sprach: „Du machest mich auch weich, mein Vater! Ich sehe die Thräne auf deiner Wange, und sie erweicht mein Gemüth, und lockt Thränen hervor. Sage uns, was dich bewegt, und laß uns mitfühlen, was dich rührt. Aber der Vater sprach: „Was ich fühle, könnet ihr nicht mitfühlen; denn ich kann es nicht gehörig mit Worten ausdrücken.“ Da antwortete Amalie: „Aber deine Rührung kann uns doch wieder sanft rühren, wenn wir auch nicht völlig begreifen, was dein Gemüth feyerlich bewegte.“ Aber Karl sprach: „Vater! vielleicht beschäftigen sich deine Gedanken mit dem, was mir die sinkende Sonne immer zuzurufen scheint. Sie blickt scheidend noch ein Mal auf uns, und röthet unsere Wangen mit dem milden Abschiedslichte, und sie scheint zu sagen: die Zeit ist da, wir müssen uns trennen! und ich blicke wieder auf dich und auf die Schwestern, und spreche zu mir: es kommt wohl eine Zeit, da wir werden getrennt seyn! Aber der freundliche Abschied der Sonne erwecket nicht traurige Ahnungen in mir. Morgen erscheint sie wieder. Auch uns wird ein Morgen wieder vereinen.“ Und der Vater erwiederte: „Etwas ähnliches erweckte das Bild der Sonne in mir: denn der Schöpfer legte in die Natur eine Sprache, die das Herz richtig versteht,

und einen Sinn, den das kindliche Gemüth unter allen Völkern zu fassen vermag. Aber was mich bewegt, das sollet ihr hören: Einst hatte ich einen Freund, der oft auf diesem Hügel mit mir saß. Er war eine reine Seele in einem schönen Körper, gleich dem Thautropfen, den die Rosenknospe aufnimmt. Und der Freund fühlte so gern mit mir das Große in der Natur, und das Erhabene und Heilige in den Werken des Schöpfers. Und wir veredelten uns gegenseitig durch das Aufsuchen und Festhalten des Schönen. Denn darum gesellte der Allweise das Schöne zu dem Nützlichen, daß sich unser Sinn erheben sollte von dem irdischen Gewinne zur Bewunderung des Erhabenen, und zum heiligen Vorgefühle einer himmlischen Erndte; daß unser Geist nicht bloß den vergänglichen Nutzen ergreife, sondern sich auch des Staubes entledige durch den Genuß des ewigen Schönen; daß sich die Seele reinige bey dem Eintritte in das Heiligthum der Natur, in dessen Innerstes der geschiedene Geist dereinst eindringen wird. Und auf diesem Hügel saßen wir oft, und verloren uns in Entzücken über die Schöpfung und ihre Wunder; und wir näherten uns auf dem Meere der Empfindungen der Quelle des Heiligen, das sich, wie die zarten Theile der Wärme, mit dem Tropfen im Meere, mit dem Nebel der Wolke, und mit dem Thaue der Weintraube vermischt.

Aber es störte unsere Freuden ein schreckbarer Ruf für friedsame Menschen — der Ruf des Krieges. Im Dienste der Waffen erfüllte mein Freund seine Bürgerpflicht. Sein Landesherr befahl, er mußte als Anführer eines Häufleins verkaufter Krieger auf

englischer Flotte hinüberschwimmen nach Amerika. Am Abende unserer Trennung saßen wir auf diesem Hügel, und die Sonne gieng unter wie heute. Da sprach mein Freund: „Ach, wohl nie werde ich von diesem Hügel die Sonne mehr erblicken; aber die nehmliche wird mich dort bescheinen in Amerika!" Und er schwieg eine lange Zeit. Dann erhob er getröstet seine Augen, als wäre er vom erquickenden Schlummer erwacht, und er lächelte mich an, wie das erwachte Kindlein seine lieben Geschwister. „Freund" — sprach er da, — „mich erheitert ein großer Gedanke! Ein fernes Meer wird uns trennen, weite Länder werden zwischen uns liegen; aber es ist etwas in der Natur, das uns einander nahe bringt. Es ist das große Licht, das jetzt sinkt, und andern Erdbewohnern neu aufgeht! Und wenn du sie sinken siehst, die Sonne, so wirf einen traulichen Blick auf ihre Scheibe, und denke: bald wird mein Otto sie sinken sehen in dem fernen Erdtheile, und er wird sich auch meiner erinnern, wenn er ihre Scheibe, schimmerd in purpurner Gluth, erblickt; und er wird sagen: vor wenig Stunden richtete mein Freund in Deutschland den zärtlichen Blick zu ihr, — und ein schöner Gedanke entstieg seiner Seele von dem Bilde der ewigen Wahrheit, und nach wenigen Stunden werde ich sie sinken sehen, die große Vermittlerin zwischen uns, und es soll mir vorkommen, als ob dein Geist hernieder schwebte zu mir auf den rothen Strahlen des himmlischen Lichtes, und ihr erwärmender Strahl soll mir leuchten, wie ein warmer Druck deiner Hand, wie eine gefühlvolle Umarmung beym Abschiede. Und sie mag meine Gefühle auf-

nehmen, und sie dir am folgenden Morgen wieder zusenden auf ihren Lichtbahnen." Da sprach Karl entzückt: „O, es ist ein großer Gedanke, daß die Sonne, die Sonne gerade die Verbindung entfernter Herzen erhält!" „Er ist groß," — sprach der Vater — „und führt zu höheren Ansichten. Ist doch unser Leben ein steter Wechsel, eine fortdauernde Entfernung. Die Natur scheidet, was sie vereinte. Aber wir blicken hin auf den, der Alle wieder vereinet, in dem wir Alle leben, wie in dem Lichte der Sonne, und der höher ist als die Sonne; wir blicken alle auf Gott!" Da schwiegen die Kinder wehmüthig und gerührt.

Aber der Vater sprach noch: „Wir bestimmten einen Tag, den ersten jedes Monats, zu dieser feyerlichen Erneuerung unsers Andenkens; und heute ist der erste Juni! Mein Freund ist nicht mehr unter den Erdebewohnern; aber ich habe den süßen Glauben, er werde mich aus höhern Welten auf die Sonne schauen sehen, und mir am künftigen Morgen einen heiligen Blick aus der bessern Welt zusenden. Und wenn ich mich auch darin täusche, so erneuere ich doch das Andenken meines Freundes: denn es ist eine heilige Feyer, und ein Festtag der Seele.

81.

Der Tod des Christen.

Einst begegnete der Tod einem Tugendhaften. — „Sey mir gegrüßt, Bote der Unsterblichkeit, sey mir gegrüßt!" — So redete der Tugendhafte zu ihm. „Wie?" — sprach der Tod, — „Sohn der Sünde, erschrickst

du nicht vor mir?" — „Nein! wer nicht vor sich selbst erschrecken darf, dem kannst du auch nicht schrecklich seyn." — „Schauerst du nicht vor den Krankheiten, die vor mir her krächzen, und vor dem kalten Schweiße, der von meinen Fittichen träufelt?" — „Nein!" — versetzte der Tugendhafte. — „Und warum schauerst du nicht?" — „Weil die Krankheit und der kalte Schweiß mir deine Gegenwart ankündigen." — „Und wer bist du denn, du Sterblicher, daß du dich vor mir nicht fürchtest?" — „Ich bin ein Christ," lächelte dieser ihm zu. — Plötzlich hauchte der Tod ihn an, und da war kein Tod und kein Sterblicher mehr. Ein Grab hatte sich unter ihren Füßen eröffnet, und darin lag etwas. Ich weinte. Schnell zogen göttliche Stimmen meine Augen nach den Wolken. Ich sah den Christen in den Wolken. Er lächelte noch so, wie er dem Tode entgegenlächelte, und faltete die Hände. Glänzende Geister jauchzten ihm entgegen, und der Christ glänzte so herrlich wie sie. Ich weinte. Jetzt blickt' ich nach dem Grabe, und erkannte nun, was darin lag — nichts als des Christen abgetragenes Kleid.

82.

Der sterbende Greis.

In einer Stadt in Deutschland nährte
Sich fromm und still ein alter Greis,
Von dem man wenig sah und hörte,
Durch seinen mühevollen Fleiß.
Ihm ward das Loos der Dürftigkeit beschieden;
Und dennoch lebt' er so beglückt,

So sorgenfrey und so zufrieden,
Von seiner Armuth nicht gedrückt.
Jetzt hatt' er nur noch wenig Schritte
Auf seiner Lebensbahn zu thun;
Er war bereit, oft war's auch seine Bitte,
Um bald im Grabe auszuruhn.

Als er einsmal die Sonne sinken sahe,
Rief er: „Du, meines Lebens Abendroth!
„Ist meine Nacht denn noch nicht nahe?
„Wo bleibt mein letzter Freund, der Tod?“
So legt er sich in seiner Hütte nieder,
Mit einem Blick auf seinen Lebenslauf;
Um Mitternacht erwacht er wieder,
Ein Fieberschauer weckt ihn auf.
„Das ist mein Freund; bedeckt mich sanft, ihr Halme
„Des Frühlings!“ — ruft er hoffnungsvoll, —
„Mich däucht, ich fühle schon das süße Weh'n der Palme,
„Die droben mich umschatten soll.“

Mit frohem, dankendem Gebete
Erwartet er den nahen Tag.
Der Tag bricht an, die Morgenröthe
Scheint freundlich auf das Lager, wo er lag.
Der fromme Greis führt' einen Knaben
Zur Tugend an; der kommt von ungefähr.
„Tritt näher“ — sprach der Greis —
„Bald wirst du mich begraben,
„Bald hast du deinen alten Freund nicht mehr;
„Ruf mir den Prediger jetzt her!“

Der Knabe weint, und, ohn' ein Wort
Zu sagen, geht er weinend fort.
Der Pfarrer kommt, und sieht auf einem Lager

Von Stroh, den armen, alten Greis;
Die Wange, todtenbleich und mager,
Befeuchtet schon der kalte Schweiß.
Er faßt ihn bey der Hand, und fragt: „Mein armer Alter,
„Verlangt ihr keinen Arzt?“ „Ich bin nun achtzig Jahr',“ —
Versetzt' der Greis, — „und nur der Arzt im Himmel war
„Bis diese Stunde mein Erhalter.
„Mein Führer führte mich nicht auf den Rosenanger,
„Auf welchem Mancher Freuden brach;
„Mein stilles Leben war ein langer,
„Ein heißer, saurer Lebenstag.
„Doch, wenn ich einen Blick auf jenen Rasen thue,
„Der bald die müden Glieder deckt;
„Dann fühl' ich auch, wie süß die Ruhe
„Auf solchen Tag der Arbeit schmeckt.
„Jetzt mäht der Schnitter eine Aehre,
„Die schon so lange reifte, ab.“
Dem Prediger rollt Zähr' auf Zähre
Von seinem Angesicht herab.
„Herr Pfarrer!“ — fuhr er fort — „mein Leben zittert
„Nicht vor dem Schritt aus dieser Welt,
„Ein Faden nur ist, der es hält,
„Und der mir noch den Tod verbittert.
„Zwar Du, Gott! Du wirst fernerhin“ —
Seufzt er, die Hände fromm gefalten, —
„Die Arme, wenn ich nicht mehr bin,
„Auch ohne mich gewiß erhalten;
„Für die ich oftmals hier im Stillen
„Um manches Erden-Gut Dich bat.

„Du sahst es, Gott! wie weh um ihretwillen
„Allein mir meine Armuth that.
„Nur eine Bitte hab' ich noch
„An Sie, Herr Pfarrer! eh' wir scheiden.“
„O sagt sie, guter Alter! sagt sie doch:
„Erfüllen will ich sie mit Freuden.“
„Sie wissen“ — sprach der Greis — „beym Königsforst die Weiden,
„Nur eine Stunde weit von hier,
„Da liegt ein Jägerhaus.“ — Jetzt öffnet sich die Thür'.
Von nicht ganz niedrem Stand erscheinet
Ein armes Mädchen, welches weinet,
Mit einer Wehmuth im Gesicht,
Die schon für sie um Mitleid spricht. —
„Mein Vater!“ jammert sie. — Vor Zittern ihrer Glieder,
Vor Schmerz, der fast das Herz ihr brach,
Verstummt sie hier, und sinkt am Lager nieder,
Auf dem der gute Alte lag.
„Ich kann dir fürder nichts gewähren!“
Seufzt unser Greis — Sie schweigt, faßt seine Hand,
Und überströmt sie so mit tausend Zähren:
Und als sie endlich sich ermannt,
Bringt sie die Wort heraus: „Sie ist verschieden!
„Ach! meine Mutter, die bisher
„Von euch ernährt ward, — ist nicht mehr!“
„Wohl“ — spricht der Greis, — „wohl ihr, sie ruh' in Frieden!
„Nun wird der Tod mir nicht mehr schwer;
„Ich folg' ihr nach. — Herr Pfarrer! nun
„Bedarf es weiter nicht der Bitte:

„Gott hat sie selbst versorgt. Nun sinke nur, du Hütte
„Des Geistes, o! wie sanft will ich im Grabe ruhn!“
Und zu dem Mädchen sprach er: „Gott wird für dich sorgen,
„Leb' wohl, und sey des Lebens werth!
„Wir seh'n uns wieder einst an jenem großen Morgen,
„Wann der Belohner uns verklärt.
„Hier nimm noch meinen letzten Segen!“
Er segnet sie. — „Die Ewigkeit
„Erwartet mich. Bleib du auf Gottes Wegen;
„Das schöne Ziel dort ist nicht weit!“
„Auch ihr verlaßt mich,“ — weint das Mädchen, — „so erbarme
„Du dich, o Gott im Himmel! mein.
„Ein Vater war't ihr mir, und ach! jetzt soll ich arme
„Verwaiste auch von euch verlassen seyn!“
Schwach sprach der Greis: „Die Unschuld sey dein Erbe!
„Bewahre sie, groß ist der Lohn.
„Verlaß mich nun, ich fühle, daß ich sterbe;
„Der Tod ist nah' an meinem Herzen schon.“
D'rauf wandt' er sein Gesicht, und athmet immer leiser,
Und endlich schloß er still sein Auge zu. —
So still und sanft entschläft ein Weiser,
Und gute Thaten folgen ihm zur Ruh'.
Das Mädchen warf sich auf die werthe Leiche
Mit einem jammervollen: Ach!
Und küßte tausendmal das todtenbleiche
Gesicht, und winkt ihm ihren Dank noch nach.
„Kind!“ sprach der Pfarrer: „Laß ihn ruh'n, er ist nun Erbe
„Des Lohns, den er sich hier erwarb.
„Gott gebe, daß ich auch des Todes sterbe,

„Den dieser fromme Edle starb!
„Wie hat er aber diesen Dank erworben,
„Ein solcher armer, alter Mann?“
„Mein Vater“ weint das Mädchen, „war gestorben,
„Da nahm er uns'rer Noth sich an,
„Gott lohn' es ihm, was er für uns entbehrte!
„Dort lohn' Er's ihm in einer bessern Welt,
„Wo, wie er selbst mich lehrte,
„Die Tugend ihren Lohn erhält!
„Mein Vater war der Pfarrer armer Bauern;
„In ihre Hütte trug er Brod,
„Und minderte, statt kalt sie zu bedauern,
„So viel er konnte, ihre Noth.
„Wir sahen ihn zu einer Zeit,
„Da er uns nöthig war, erblassen;
„Was konnt' er uns bey seiner Dürftigkeit,
„Bey seiner Milde hinterlassen?
„Von jeder Art der Noth umringet, sah'n wir, ach!
„Nicht weit von uns das drohende Verderben.
„Ich war noch Kind, und meine Mutter schwach,
„Und krank; wer sollte Brod erwerben?
„Wir suchten Rettung, aber fanden
„Kein liebevolles, edles Herz.
„Zwey Schwestern uns'rer Mutter standen
„Ganz fühllos da bey unser'm Schmerz. —
„Nur dieser arme, alte Mann“
(Sie küßt ihn) „nahm sich uns'rer an.
„Er war's, der uns durch sauern Schweiß ernährte;
„Er brach sich selbst des Alters Pflege ab,
„So daß er selbst das Bett entbehrte,
„Und meiner Mutter, als sie kränker war, es gab.
„Sie weigerte sich zwar, — Sollt' ich die Ruh
Euch nehmen,

„Die ihr so nöthig braucht? Vor Gott müßt' ich
mich schämen.
„Allein der gute Alte drang
„Unwiderstehlich drauf, die Wohlthat anzunehmen.“
„Ich“ — sprach er — „bin gesund, und Sie sind krank:
„Und kann dann der Zufried'ne, Frohe,
„Ist seine Seele unbefleckt —
„Nicht glücklich ruh'n auf seinem Strohe,
„Wenn gleich kein Federbett ihn deckt?“ —
„Gott!“ — rief der Prediger — „verbände doch
„Ein Bruder so des Bruders Wunden!
„Solch' einen Glauben hab' ich doch
„In Israel noch nicht gefunden.
„So fliehst du oftmals aus der Mitte
„Der lauten Welt, du stille Tugend, fort,
„Und suchst in einer niedern Hütte
„Dir einen stillen Zufluchtsort.
„Ihr Jüngling', und ihr Mädchen! wer
„Wünscht nicht des Greises Tugend zu erreichen?
„So fromm zu seyn, so gut wie er?
„So geht denn hin, und thut desgleichen!“

83.

Hiob und Jael.

Der armen Wittwe Jael ward
Ihr Haus vom Waldstrom' umgewühlet,
Und das Getraide weggespület,
Das sie so mühsam aufgespart.
Für ihre Waisen Niemand fühlet
Den Gram, der ihre Brust durchdrang
Als eine Mutter. Bebend rang

Sie ihre Hände! Laute Klagen
Erschallen durch das öde Feld.
Ihr Nachbar Hiob hört sie zagen,
Und schleichet, seiner eignen Plagen
Vergessend, sich aus seinem Zelt
Versteckt herbey: sein Ohr belauschet
Die Märtyrin; ihr Kummer schwellt
Sein Herz; er naht sich ihr: „Wer tauschet
„Mir Waitzen gegen Rocken aus?"
Sprach er: „Ach!" — rief das Weib — „ich habe
„Kaum für zwey Brode noch im Haus." —
„Die nehm' ich an, zur Gegengabe
„Send' ich zwey Scheffel Rocken dir,"
Sprach Hiob. Daß von seiner Habe
Sonst nichts ihm blieb, verbarg er ihr.
Sie schweigt, doch laute Pulse schlagen
In ihrer Brust; ein heißer Bach
Von Thränen stürzet ihnen nach,
Die mehr als alle Worte sagen.
Jetzt reißt das Band der Zunge los: —
„O Heil dir, Edler! unser Leben
„Ist dein Werk, das Geschenk ist groß;
„Noch größer ist die Art zu geben."
So rief das Weib, und hob um Lohn
Für ihn gen Himmel ihre Hände.
Gott sah's, und sprach von seinem Thron:
„Die Prüfung Hiobs hat ein Ende."

84.

Die alte Schuld.

Ein junger Bauersmann, das Bild der Ehrlichkeit,
Des Fleißes, der Zufriedenheit,

Ruht' auf dem Felde einst; sein Tagwerk war vollendet;
Ein Stückchen Brod, ein Trunk, wie ihn die Quelle spendet,
War Labsal ihm. Er trocknet sich den Schweiß.
Ein Herr, den ich nicht mehr zu nennen weiß,
(Wie leicht kann sich ein Namen auch verlieren!)
Gieng eben da vorbeyspazieren.

„He, guter Mann!" — rief er dem Bauern zu, —
„Wie süße schmeckt durch Fleiß verdiente Ruh!
„Ihr laßt es euch ja herzlich sauer werden.
„Sagt, was entlockt denn euer Fleiß der Erden?
„Wie viel verdient ihr wohl mit eines Tages Schweiß?"

„Sechs Dreyer, lieber Herr, ist alles, was mein Fleiß
„Tagtäglich zu erwerben weiß.
„Doch davon darf ich nicht mehr, als zwey nur verzehren,
„Muß knapp und kümmerlich, Gott weiß es! mich ernähren."

Der Ungenannte fragt: „wie soll das möglich seyn?
„Wie könnt ihr von zwey Dreyern leben?
„Wem müßt ihr denn die andern viere geben?"

„Ja, lieber Herr, die theil' ich sorgsam ein,
„Zwey heb' ich auf mir für die Zeit der Noth,
„Die früher oder später Jedem droht,
„Der nur von Taglohn lebt, und statt sein Brod zu mahlen,
„Es täglich holt. Und daß ich alles sag',
„Mit zweyen muß ich Tag für Tag

„Noch eine **alte** Schuld bezahlen,
„Die schwer mich auf dem Herzen drückt.“
„Wie?“ — sagt der Menschenfreund, und blickt
Den Schuldner an — „das wird was zu bedeuten haben:
„Da habt ihr etwas, guter, armer Mann!
„Soviel als ich jetzt eben geben kann.
„Wie würd' es mich in meinem Herzen laben,
„Wenn ihr sie ganz, die alte Schuld,
„Bezahlen könntet.“ Sanfte Huld
Strahlt aus des frohen Gebers Blicken.

Das Aug' voll Thränen, sagt der Mann,
Dem er es gab: „Gott lohn's euch lieber Herr! nun kann
„Ich doch auch einmal mich erquicken:
„Vergelt's Gott tausend — tausendmal!
„Doch meine **alte Schuld**, die zahl'
„Ich schwerlich, lieber Herr, so leicht und so bey Zeiten,
„Sie hat mehr, als Sie denken, zu bedeuten.“

Vielleicht, — so dacht' der Ungenannte schon,
Ist diese alte Schuld wohl alter Sünden Lohn; —
„Wie“ — sagt er, — „lieber Mann! ist's so ein Jugendstückchen,
„Davor ihr jetzt noch büssen müßt?“

O wenn ich sie zu schildern wüßt'
Der Unschuld Mine, rein von jedem Tückchen,
Von jedem Vorwurf frey, die aus dem Jüngling sprach;
„Ihr Wort in Ehren, Herr! ach! lieber, lieber, ach!
„Sie denken wohl — ich kann's in Ihren Mienen lesen —
„Ich sey einmal ein schlechter Kerl gewesen;

„Bey Wein und Spiel, davor hat mich der liebe
Gott bewahrt.
„Nein! meine alte Schuld ist von ganz and'rer Art.
„Sie sollen's hören, lieber Herr!“ — Wie gerne
Hätt' itzt der Ungenannte, was von Ferne
Die Frage, die den Lippen schnell entschwand:
„Ist's nicht ein Jugendstückchen?“ angebahnt,
Und dem unschuld'gen, edlen Frommen
Zur Last zu legen schien, zurückgenommen!
Hoch horcht er auf. Die Miene fragt.
Der gute liebe Jüngling sagt:
„Vernehmen Sie die Antwort auf die Frage!
„Zwey Dreyer bring' ich alle Tage
„Herr! meinen beyden alten Aeltern, die
„(Sie waren ehmals spat und früh')
„Nun nicht mehr schaffen, sich nicht nähren können.“
„Warum,“ — erwiedert jener, bloß um seine Thränen
Zu bergen, — „warum nennt ihr das
„Doch eure alte Schuld?“ — „Und was?“
Rief dieser laut: „Sie können erst noch fragen?“
„Ich, lieber Herr, ich sollt' es Ihnen sagen,
„Warum wohl und in welchem Sinn,
„Was ich den Aeltern schuldig bin,
„Mir alte Schuld heißt? War am Abend und am
Morgen
„Ich nicht der Aeltern Last, die größte ihrer Sorgen?
„Hat ihre Lieb' und Treu' mich nicht so weit ge-
bracht,
„Daß ich, so oft es mir auch Noth und Kummer
macht,
„Mein Stückchen Brod doch mir und ihnen
„Nun selbst erwerben, selbst verdienen,

„Daß ich als Jüngling und als Mann
„Durch Arbeit Brod verschaffen kann?
„Was wär' ich ohne sie,
„Ohn' ihre Pflege, Sorge, Müh'
„Und unermüdet edles Lieben,
„Nach Leib und Seel', nach Kopf und Herz geblieben?
„Ein Thier in Menschengestalt; vielleicht noch weiter zurück
„Wär' ich, genoß ich nicht einst der Erziehung Glück,
„Die ich ursprünglich euch zu danken hab',
„Ihr guten Aeltern! die Mutter, die Vater mir gab.
„Sollt' ich nun nicht auch mit gesunden Knochen
„Und Jugendkraft, da ihre Kraft gebrochen,
„Die stumpfgeword'nen Glieder ruh'n,
„Für sie die längst bezahlte Arbeit thun?
„Könnt' ich im Alter sie vergessen,
„Wer könnte diesen Undank messen?
„Nein! — und da legt er auf den Spaden seine Hand,
Sah auf zu Gott im Himmel, es entwand
Sich seinem Aug' der Thränen Opfer-Hebe —
„So lang du lebest, und so lang ich lebe
„Bin ich, bleib' ich, wie ich es immer war,
„Dein Schuldner, gutes Aelternpaar!
„Und bin es gern; könnt' ich nur mehr verdienen:
„Gern gäb' ich mehr. Daß ich's nicht kann, das kümmert mich. Mit Thränen
„Ess' ich mein Brod. Verstehn Sie, lieber Herr,
„Nun meine alte Schuld?" — „Nicht mehr!"
Rief jener. „Guter Mann! hört auf! und Gottes Segen
„Mit euch auf allen euren Wegen!"
Er sprachs und gieng. „Wie? unter solchem Kleid

„Schlägt solch' ein Herz, wohnt solche Dankbarkeit ?,
Dieß dacht' er. Und sein Weg führt ihn zweyhundert Schritte
Noch weiter bis in's Dorf, wo neben mancher Hütte
Das Schloß sich hebt, in dem des Dorfs Besitzer wohnt,
Ein Mann, in dessen Herz die Menschenliebe thront;
Ein wahrer Menschenfreund, der über gute Sitten
Und Thaten seines Dorfs ein seltnes Tagbuch hielt,
Und jeden schönen Zug nach seinem Werthe fühlt'.
Hier war der Ungenannte wohl gelitten,
Kehrt' ein, erzählt', was ihm geschah,
Und welchen guten Sohn er sah.

Der Herr des Dorfs erstaunt. „Sollt' ich ihn denn nicht kennen?"
Läßt sich das Haus der alten Aeltern nennen,
Sieht sein Register nach, und findet dort
Von dieser stillen Tugend noch kein Wort.
Der Diener einer geht, und kommt und bringt die Kunde:
Es wäre wirklich so; ja, zög' nicht seinem Munde
Der gute Sohn zwey Dreyer täglich ab,
Die alten Aeltern lägen längst im Grab.

„Nun" — sagte der Baron — „den übertreff' mir Einer!
„Das ist ein braver Sohn, wie keiner!
„Wie dank' ich Ihnen, Freund, daß Sie so frisch
„Mir ihn bekannt gemacht. Sie bleiben doch bey Tisch?
„Nein, eine größre Freude
„Gäb's in der That, mein Bester, wohl für heute,
„Für meinen heutigen Geburtstag nicht.

„Geh', hohl mir einer gleich den armen Wicht!
„Auch ich will Ihnen wieder Freude machen."

Im Augenblick' trat die Baronin ein,
Mit ihr und um sie Kinder, groß und klein;
Aus Allen schien des Tages Freud' zu lachen.
Man grüßte sich, setzt sich zu Tisch,
Erzählt' die rührende Geschichte
Vom Herzen weg, so warm, so frisch,
Daß manche Thräne floß. Der Held in dem Gedichte,
Der gute arme Sohn erschien —
Und alles, alles sah nur ihn.

Gewaltig stutzt er hier, den Ungenannten,
Doch ihm vom Felde her so gut Bekannten,
Im Zirkel der gnädigen Herrschaft zu seh'n;
Er schien, wie auf glühenden Kohlen, zu steh'n.

„Sohn," — fragt' der Herr — „ich höre, du hast Schulden;
„Ist's wahr?" — „Ja, gnäd'ger Herr! doch keinen Viertels-Gulden
„Mehr, als ich da dem lieben Herrn gesagt,
„Der's auf dem Feld' mir abgefragt;
„Bin's alles meinen alten Aeltern." — „Sage,
„Wie viel gibst du denn ihnen alle Tage?"
„Sechs Dreyer hab' ich. Von sechs Dreyern zwey
„Geb' ich, und gäbe gerner drey,
„Vier — aber, lieber Gott!" — — „Ach! ich versteh' dich. Höre'
Fuhr der Baron jetzt fort — „bedenk' einmal, wie's wäre,
„Wenn künftighin, mein guter Peter, ich
„Bezahlte diese alte Schuld für dich?

„Wärst du's zufrieden?“ — Er fiel auf die Kniee.
„Ach, gnäd'ger Herr!“ — sagt' er — „ich wollte
spät und frühe,
„Wenn Sie den armen Aeltern für den armen Sohn
„Die beyden Dreyer geben, viel tausend Gottes-
Lohn
„Und Segen Ihnen
„Und Ihren Kindern wünschen.“ — Allen steigen
Thränen
In's Aug'. „Nein, Peter! nein, so meynt' ich's
nicht.
„Du bist ein ehrliches Gesicht.
„Mit einemmal sey sie nun abgetragen
„Die alte Schuld. Wie? das will ich dir sagen.“
„Wie gegen Aeltern, so sey dankbar gegen mich,
„Zu meinem Gärtner mach' ich dich,
„Und deine Schulden will ich erben;
„Für deine Aeltern sorg' ich, bis sie sterben.
„Sieh, nun ist deine alte Schuld bezahlt!“
Wer aber, Freunde, mahlt
Des guten Sohnes Herz, der Aeltern Glück, und jene
Vielseitig rührende und menschlich-schöne Scene?
Wo wär' ein Vater, auf dem Thron
Wie in der Hütte, der nicht einen solchen Sohn
Sich wünschte? Wo ein Kind auf Erden,
Das nicht vor diesen Spiegel steh'n,
Mit Vortheil sich darin beseh'n,
Und weiser könnt' und besser werden?
Ihr Söhn' und Töchter! schau't hinein,
Und strebt dem Jüngling gleich zu seyn!

85.

Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschen-Seele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuer-Seele.

„Diesen Jüngling" — sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
„Stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge
„Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freyheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleyen
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reitz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reitz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erste Frag' an ihren Bischof
War: „wo ist mein Sohn?" — Er ist gestorben!"
Sprach der Greis, und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
„Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."

„Dieses Jünglings Seele" sprach Johannes —
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?"
„Auf dem Berge dort."
„Ich muß ihn sehen!"

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er).
„Führet" — sprach er — „mich zu eurem Führer!"
Vor ihn trat er; und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
„Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
„Einen Greis. Ich habe dich gelobet
„Meinem Herrn, und muß für dich antworten.
„Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
„Für dich hin, nur dich fortan verlassen
„Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
„Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand nnd seine Wange,
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?
Und es wiederfand; und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct-Johannes Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit, und Lieb' und Wahrheit.

86.

Des Vaters Segen.

An einem schönen Frühlings-Morgen nahm
Der alte Sigmund seinen Sohn
Mit sich. Er gieng mit ihm hinaus
Ins Freye. — Beyde setzten sich
Jetzt nieder unter eine Linde,
Auf einem weichen Blumenrasen.

„Wie lacht der Himmel!" — sprach der Knabe,
Und schmiegte sich an seinen Vater, —
„Wie lacht der Himmel heut' so freundlich
„Auf uns herab! — O siehst du, Vater,
„Wie dort die Rosenwolke sich
„So lieblich über'm Eichwald neigt;
„Wie hier der Sonnenstrahl so sanft
„Durch's zarte Lindenlaub sich bricht;
„Wie über uns die Lerche singt;
„Wie alles um uns lebt und webt
„Im jungen Licht des Morgenhimmels!"

„Ja, schön ist Alles,“ — sprach der Alte,
Und wischte eine Thräne sich —
„Schön ist die Erde, wenn der Lenz
„Herab auf lauen Lüften kommt,
„Und unter ihm die Flur ergrünet;
„Wenn aus den schwarzen Aesten sich
„Die rothe Blüthe lächelnd drängt,
„Und Gottes Segen mild herab
„Aus rothen Thaugewölken träuft.
„Noch schöner aber, theurer Sohn!
(Er drückt ihn an sein Vaterherz)
„Noch schöner ist der Mensch, der Gott,
„Nur Gott im holden Frühling liebt!
„An Ihn denkt, wenn die Blüthe sich
„Aus schwarzen Aesten lächelnd drängt,
„Ihn flüstern hört im Morgenwind,
„Ihn flöten hört im Silberquell,
„Und rieseln in des Segens Fluth!
„O Sohn, schon neigt mein weißes Haupt
„Sich unter meiner Jahre Last.
„Bald — bald — ich fühl's, werd' ich nicht mehr
„Des Himmels schönes Antlitz seh'n,
„Nicht mehr der Erde Lenzgestalt! —
„Zwar fallen bey'm Gedanken mir
„Oft blut'ge Tropfen aus dem Herzen;
„Denn ach! die Erde ist so schön —
„So süß des Menschen Anblick — so
„Holdselig die Natur! —
„Doch bald
„Zerrinnt die Wolke, und es lacht,
„Gleich einem Frühlings-Paradies,
„Die Zukunft mir entgegen.

„Sohn!
„Nur wenig hinterlaß' ich dir,
„Die kleine Hütte und mein Feld;
„Das Wenige wird Gott dir segnen,
„Und wie ein milder Strom wird stets
„Mein Segen leuchten über dir.
(Jetzt legt der Alte seine Hand
Mit Thränen auf des Jünglings Haupt,
Dem tief sein Innerstes zerfloß.)
„Gott segne dich, mein Sohn! mein Sohn!
„Mit seines Segens trefflichstem!
„Sey treu und fromm bis in dein Grab,
„Und liebe ewig deinen Schöpfer,
„Wie Kinder ihren Vater lieben! —
„So oft du an die Arbeit gehst,
„So oft du wiederkehrst vom Felde,
„Erheb' die Hände himmelwärts,
„Voll Danks, zum Vater der Natur;
„Dann wird, gleich einem Geist des Himmels,
„Die Fruchtbarkeit durch deine Felder
„Hinschreiten; unter ihrem Fußtritt
„Wird Segen rieseln wie ein Bach.
„O liebe ewig deinen Schöpfer!
„Und wenn du dann in stiller Nacht
„Anbetend stehst — wenn zarte Lispel
„Vom Himmel dich umwehen — denke,
„O denke dann an deinen Vater,
„Der mit der wärmsten Zärtlichkeit
„Dich liebte — wie kein Vater liebt!" —

So segnete an jenem Morgen
Der fromme Sigmund seinen Sohn,
Dem heiße Zähren niedertropften
Ins junge Gras.

Sie scheiden jetzt.
Bald starb der Greis. Sein frommer Sohn
Begrub ihn unter jene Linde
Mit heißen Thränen. —
Gott erhörte
Des Sterbenden Gebet; der Jüngling
Ward fromm und gut und arbeitsam;
Es segnete der Menschenvater
Ihm Haus und Hof, und Müh' und Feld.
Oft wandelte im Mondenschein
Der Gute zu des Vaters Grab,
Und weinte Freudenthränen d'rauf
Und segnete des Edeln Asche.

„O, Gottes Lohn! o, Gottes Lohn!
„Sanft sey dein Schlummer, guter Mann!
„Hör' meinen lauten, lauten Dank,
„Für deine Lehren, deinen Segen,
„Der wie ein Engel mich begleitet.
„O, Gottes Lohn! o, Gottes Lohn!
„Sanft sey dein Schlummer, guter Mann!"

87.

Louise.

Louise zählte jetzt schon vierzehn Sommer,
Die ihr, wie so viel Tage, schnell entflohen.
Ihr Herz, für jede Tugend heiß erwärmet,
Sprach aus dem offnen und bescheid'nen Blicke.
Mit jedem Liebreitz reichlich ausgeschmückt,
War sie ganz unbekannt mit Stolz und Eitelkeit.
Der Aeltern Wunsch aus ihrem Aug' zu lesen,

Mit milder Freundlichkeit ihm noch zuvor zu kommen;
Durch Güte und Gefälligkeit die Freundinnen
Mit jedem Tag noch stärker zu gewinnen;
Der Wahrheit und der Tugend schöne Lehren
Dem Herzen tiefer, ewig einzuprägen;
Das war bis jetzt ihr schönes Tagewerk.
Es war an einem heitern Sommermorgen,
Als sie an ihrer frommen Aeltern Seite
Den Gipfel eines nahen Bergs bestieg.
Dort lag an einem bunten Wiesenanger
Ein friedlich Dörfchen unter stolzen Bäumen.
Hier hüpfte eine große Wollen-Heerde
Bey dem Schallmeiensang der frohen Hirten.
Da zog der Schnitterinnen lauter Haufen
Hinaus zum schweren, gold'nen Aehrenfeld.
Die Freude glänzte aus des Mädchens Augen,
Und frohe Zähren flossen von den Wangen.
Mit stiller Wonne weilten auf dem Kinde
Der Alten dankerfüllte Blicke:
So sieht der Ewige mit Wohlgefallen
Auf heil'ge Tugend freundlich nieder.
„Kind," — sprach der Vater d'rauf mit süßen Worten —
„Du warst hienieden uns're höchste Freude,
„Und wirst, so hoffen wir zu Gott, es ewig seyn.
„Sieh! groß und schön ist unsres Gottes Erde,
„Und für die Unschuld blühen tausend Wonnen.
„Im sanften Weh'n des kühlen Abendwindes,
„Und im Gewittersturm, fühlt sie sich näher
„Dem Gütigen, der Licht und Dunkel mischte.
„Ihr Auge blickt mit seeligem Entzücken

„Hinüber in der Ewigkeiten Thäler,
„Und labt sich an der Zukunft Seligkeit.
„O laß die Unschuld dein Gefährte seyn!
„Bald oder spät schlägt uns're Sterbestunde,
„Und du, Geliebte, wallst allein hienieden.
„Du weinst! doch trockne deine frommen Thränen,
„Du gehst nicht ganz verlassen deine Pfade.
„Unsichtbar schwebt um dich der Mächtige,
„Und schützet dich, wenn du die Tugend liebest.
„Nicht immer wird dein Fuß auf Rosen gehen:
„Doch bebe nicht: auf Leiden folget Segen,
„So wie die Sonn' auf schwarze Nächte folgt.
„O Seligkeit für uns! wenn unschuldsvoll
„Wir dort dich ewig in die Arme schliessen."
So sprach der Greis; es schwur die fromme Tochter,
Mit halb erstickter und gerührter Stimme,
Der Tugend treu zu seyn im Leben und im Sterben.

88.

Die häuslichen Freuden.

Ein weiser Mann (still, heitere Vernunft
In seinem niedersehenden Gesicht
Bestärkte jeden, der ihn sah', er sey
Ein weiser Mann) mit Namen Ebarit
Abuladott, der seinen Vater noch
Und seine Mutter, hohen Alters, noch
Am Leben hatte, sah sein männlich Bild
Im Bach Arakda, den die Heiligen
Der großen Wüsteneyen trinken, sah's
Und fand ihm plötzlich, plötzlich Aehnlichkeit
Mit seinem alten Vater. „Vater sieh"

Rief er — „ich werde stolz, ich gleiche dir!“
Und da, da trat der alte Vater hin
Zu seinem Sohn, faßt ihn an seiner Hand
Und bückte sich, und sah zugleich mit ihm
In hellen Bach, und sah sein graues Haar
Und seines Sohns noch schwarze Locken, und
Indem sie beyde sich besahen, kam
Auch noch die alte Mutter; Vater, Sohn
Und Mutter, alle dreye standen nun
Am hellen Bach, und sah'n sich drinn, und dann
War unter ihnen eine Freude, wie
Die Freuden guter Geister! Vater, Sohn
Und Mutter weinten, drückten, küßten sich,
Und rühmten ihrer Leben Seeligkeit.
Der Vater: daß er ein so gutes Weib
Gefunden hätte; willig, ihm die Last
Des Erdenlebens zu erleichtern, ihm
Zufriedenheit ins Herz zu lächeln, und
Ihm seinen Männer=Ernst zu mäßigen;
Die Mutter: daß der beste Mann ihr Loos
Geworden sey; der Sohn: daß er so sehr
Dem Vater ähnlich sehe! dieses war
Ihr herzliches Gespräch. Dann aber gieng
(Und Sohn und Mutter sahen hinter her)
Der Vater, in den Augen Fröhlichkeit,
Den Berg hinunter, stand dann, sah sich um,
Und endlich saß er nieder, wie vertieft
In die Gedanken des Gesprächs, und sah
Den Sohn und seine Mutter, die vertraut
In zärtlicher Umarmung giengen, noch
Sich unterreden. „Mutter,“ — sprach der Sohn —
„Ich kenne meinen theuren Vater; Gott!

„Wenn ich in allen seinen Tugenden
„Ihm ähnlich wäre; welch ein Herz er hat!
„Welch' einen Geist! als ihn Bedulamoth,
„Der böse Mann, verfolgte, seinen Feind
„In seinem ganzen Leben sich bewies,
„Mit welcher weisen Unterwürfigkeit
„In seines Gottes Willen hat er es
„Ertragen! hat er seines Lebens Feind
„Noch endlich überwunden! Gott, wie schön
„War diese That! Mit seines Lebens Feind
„Sich auszusöhnen, gieng er heimlich hin
„Zu seinem letzten Krankenlager, fand
„Ihn blaß und sterbend! Bruder! sprach sein Feind,
„Ich kann nicht sterben, deine Hand, und da,
„Da bückte sich mein theurer Vater, nahm
„Die Hand des Sterbenden, und drückte sie
„Wie seines besten Freundes Hand! und sprach
„Den Segen Gottes über ihn! und ach!
„In diesem stillen ernsten Augenblick,
„In dem der Sterbende, getröstet nun,
„In eine beß're Welt hinübergieng,
„Ich kanns euch nicht beschreiben, Mutter, wie
„Das Auge meines theuren Vaters da
„So heiter war! Er sah mich an, ich stand
„Nicht weit von ihm, es war ein Sonnenblick
„In meine Seele: Gott, wie lieb' ich ihn!

Die Mutter aber floß in Thränen; „Sohn"
Sprach sie — „in deinem: Gott, wie lieb ich ihn!"
„Erkenn ich meinen Ebarit; und gab
„Ihm einen Kuß, so mütterlich, wie sie
„Noch keinen ihm gegeben hatte." „Nu!
„Was ist's?" — rief da von seinem Rasensitz

Der alte Vater, und stand auf und gieng
Der Mutter und dem Sohn entgegen, gieng
Mit munterm Schritt und fragte, was es sey?
Und als die Mutter gern es sagte, da,
Da gab der Vater seinem guten Sohn
Auch einen Kuß. — Welch' eine Seeligkeit,
Ein Vater seyn wie dieser Vater, und
Ein Sohn wie dieser Sohn, und so geliebt
Von seiner Mutter! Welche Seeligkeit
Auch auf der Erde, wenn die Menschen sich
Einander lieben, wenn die Aeltern und
Die Kinder sich einander lieben! Ha!
Wie schön, wie schön in meines Gottes Welt!
Mein Vater, meine Mutter sind darin!
Und du mein Bruder, du, mein Ebarit
Abuladott! Ich flieg' in seinen Arm
Er ist mein Bruder! Gott, wie lieb ich ihn!

89.

Der Greis und seine Söhne.

Ein Greis, der sich nach seiner Gruft
Mit frohem Herzen sehnte, ruft
Einst seine Söhne vor sein Bett,
Und spricht: „nehmt diese Pfeil' und seht,
„Ob ihr sie brechen könnt, doch ohne sie zu trennen,
„Den Sinn davon erklär' ich euch nachher."
Der älteste Sohn versucht's; umsonst. — „Das können
„Nur Stärkere" (spricht er).
Der zweyte nimmt das Bündel vor die Kniee,
Und strebt; vergebens ist die Mühe.
Der jüngste macht sich auch daran; allein

Es war verlor'ne Zeit; das Bündel widerstehet;
Kein Pfeil war eingeknickt. — „Nun sehet,
„Was meine Kraft vermag" (fällt hier der Vater ein)
Und läßt sich auch die Pfeile reichen.
Die Söhne lächeln, seh'n sich an, und schweigen.
Er aber lös't, und bricht die Pfeile, ein für ein.
„Ihr seh't (spricht er hierauf), daß Eintracht viel vermag,
„Drum lebt in Fried' und Liebe!" — Jeden Tag
Singt er dasselbe Lied, bis seine Kräfte neigen,
Und er sich sterben fühlt; sein letztes Wort ist dieß:
„Liebt euch einander, lebt als Brüder,
„Gebt euch die Hände, und so schließt,
„Einträchtig mir im Tod' die Augenlieder."
Sie sprechen weinend „ja!" Er stirbt. Sie finden
Ein schön Vermögen, doch auch manchen Zwist
Mit Nachbarn, Gläubigern. Ihr einz'ger Vortheil ist,
Sich gegen alle zu verbinden.
Es wird Prozeß geführt, und sie gewinnen ihn:
Allein nicht lange sieht man ihre Freundschaft blüh'n,
Das Blut hat sie vereint, der Eigennutz entzweyt:
Mißtrauen, Habsucht, Geitz und Neid
Wird eine Quelle von Prozessen.
Die Theilung gibt zu tausend Streit,
Zu der Schikane heimlichen Recessen,
Zu Kält' und Bruch Gelegenheit.
Die Richter zieh'n die Sachen in die Länge.
Der Gläubiger und Nachbarn Menge
Dringt auf Revision,
Und treibt die Brüder in's Gedränge.
Denn, ach! die Eintracht war entfloh'n;
Sie sehen Fremde sich in ihr Vermögen theilen,
Und merken sich zu spät die Lehre von den Pfeilen.

90.

Die Ameise.

Ein Müssiggänger sah' die Lilie
Des Feldes blüh'n, und hört' der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?" —
Sprach er — „Wohlan, so sey mein Leben auch
„Blüh'n und Verblühen, Anschau'n und Gesang!"

Er gieng zur einsam-frommen Wüstenev
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau' zur Erd' hinab,
„Simplicius!"

Er sah'. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein and'rer Hauf'
Hielt Kräutersamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbey, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab;
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört' den andern; jeder wich
Beym Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag, und wer
Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar. =

Simplicius sah's mit Verwunderung,
Und sähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht viel mehr als sie?"

Und vor ihm stand ein Greis. „Verlorner Sohn,
„Wie? hast du keinen Vater? keine Mutter?
„Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
„Beyspringen könntest? Bist vom Himmel du
„Entsprossen? keinem Menschen auf der Welt
„Verbunden oder werth, daß ihm ein Theil
„Von dir gehöre? — Sieh' das kleine Volk
„Ameisen. Jede wirket ingemein,
„Und ohne Eigenthum hat Jede gnug."

Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sah fortan
Im großen Ameisenhaufen dieser Welt
Die Gottesstadt (die oft sich unbewußt).
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt
Niemand für sich, für alle Jedermann.

91.

Ruhe nach der Arbeit.

Willst du lang' was treiben, treib's nicht immer,
Sonst ersinket deine matte Seele:
Ruh' und Arbeit wechs'le, daß die Arbeit
Neu dir sey, und deine Seel' erquicke!
Sanct Johannes, schon im hohen Alter,
Lebte zu Ephesus, und ruhte
Nach und zwischen seines Amts Beschwerden.
Um ihn spielete ein zartes Rebhuhn,
Dem er täglich Trank und Speise reichte,
Das in seinem Schooße schlief; er streichelt
Freundlich sein Gefieder, redet mit ihm,
Und es horcht ihm, zwitschert Dank ihm freundlich.
Einst tritt aus dem Wald ein fremder Jäger

Blutig ihm vors Angesicht. Um die Schulter
Hieng sein Köcher an dem Arme hieng ihm
Der entspannte Bogen. Lange wünscht' er
Diesen Heiligen zu sehn', und sah ihn —
Spielend mit dem Rebhuhn.
Hochverwundert
Stand er vor ihm, rief unwillig endlich:
„Heiliger Johannes! Fern gekommen,
„Einen Göttlichen zu sehen, seh' ich
„Einen Menschen, der die Zeit vertändelt."
Und der Greis antwortet ihm so milde:
„Guter Fremdling, warum daß dein Bogen
„So entspannet hängt?" —
„Entspannet?" — sprach er —
„Daß er tauge, wenn ich ihn nun wieder
„Zielend spanne. Kann des Bogens Senne
„Immer straff seyn, ohne zu erschlaffen?"
Spricht Johannes:
„Kann des Lebens Sehne
„Stets gespannt seyn, ohne zu erschlaffen?
„Lerne von mir Ruhe nach der Arbeit,
„Sanfte Ruh', den Reitz zu neuen Kräften,
„Und dann sage frey: daß ein Apostel,
„Daß Johannes dich die Ruhe lehrte."

92.

Tullus.

„Brich dem Hungrigen dein Brod, denn was du
„Thust an dem Geringsten deiner Brüder,
„Thust du an mir selbst!" — sprach Jesus Christus. —

Reich begabt mit Land und Gold war Tullus,
Glänzend ragte sein Pallast gen Himmel,
Aller Zonen Schönstes prangt' in Silber
Und in Goldgeschirr auf seiner Tafel;
Doch verschloß er karg sein Ohr den Armen,
Und, statt mild zu geben, nannt' er zornig
Tagediebe, die ihm flehend nahten.

Eines Tages saß in glüh'nder Mittagssonne
Unter einer Lind' ein Häuflein Armer,
Preisend Jenes Mild' und Dieses, aber keiner
Rühmte sich von Tullus eines Hellers.
Spricht der Eine: „Hört, was soll ich haben,
„Wenn ich heut' von ihm euch etwas bringe?"
Und man sprach: „Ein Jeder von uns soll dir
„Einen Pfennig geben," weil man wußte,
Daß von Tullus er doch nichts bekäme.

Alsobald gieng jener zum Pallaste,
Stand am Thore still, auf Tullus wartend.
Tullus kam: da heischt' er eine Gabe,
Und ließ ab mit Bitten nicht, daß endlich
Tullus sich nach einem Steine bückte,
Um den Quäler mit ihm fortzutreiben.
Als er aber keinen fand, so nahm er
Aus dem Korb' des Sklaven, welcher eben
Für's Gesinde ein'ge grobe Brodte
Bracht', ein Brod, und warf es nach dem Bettler.
Der ergriff es schnell, und trug's zur Linde:
„Gebt mir her nun Jeder einen Pfennig!
„Dieses Brod, ich schwör's, hab' ich von Tullus."

Wenig Tage d'rauf erkrankte Tullus;
Und ihm dünkt' einmal im Traum: er stehe
Vor dem Weltgericht, und seine Thaten

Würden von dem Richter abgewogen.
Und auf Einer Seite standen Männer,
Angethan mit nächtlich schwarzen Kleidern,
Häuften Schuld auf Schuld in eine Schale,
Daß sie sank und sank, und immer tiefer.
Auf der andern Seite aber standen
Jünglinge in weißen Lichtgewanden
Trauernd, weil nicht eine einz'ge gute
That sie hatten für die and're Schale.
Endlich sprach der Eine: dieses Brod hier
Gab er, ob im Zorn gleich, einem Armen!
Und er legt' es in die leere Schale,
Daß sie sank und sank, und immer tiefer,
Bis das Zünglein stand nun mitten inne.
Drauf der Engel sprach zu Tullus: „Laß dieß
„Nicht die ein'ge Gabe seyn! leicht dürfte
„Sonst die and're Schale wieder sinken!
„Gehe hin, erbarme dich der Armen,
„Daß auch deiner einst sich Gott erbarme.“

Und der Traum entschwand. Der Krank' erwachte;
Blickt' auf die Vergangenheit voll Reue,
Sprach dann zu sich selbst: „vermag dies eine
„Brod, das ich im Zorne hingeworfen,
„Schon so viel, o welch' ein Lohn muß dann nicht
„Derer warten, welche voll Erbarmen
„Mit den Brüdern ihren Bissen theilen!“

Und als er genesen war, erbaut' er
Mild ein großes Haus den Armen, theilte
Reichlich Jedem mit, oft eh' er flehte,
Und der Dank von vielen hundert Armen
Flehte Segen ihm vom Himmel, und nach langen
Jahren folgten Thränen seiner Leiche

Um den Vater, der zu seiner Schätze
Erben seine armen Brüder machte.

93.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert!
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
„Gottlob!" fieng unser Jüngling an,
„Daß ich die Stadt schon sehen kann;
„Allein der Berg ist steil, o! wär' er schon erstiegen!"
Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unsrem Jüngling ins Gesichte.
O, dacht' er, weil ich doch sehr lange steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich von Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.
Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
„O Freund!" rief einer von den Höhen —
„Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
„Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt,
„Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
„Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
„Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.

„Steig leer, und steig beherzt, und gib dir alle Müh';
„Denn unser Glück verdienet sie!"
Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht', und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüßte,
Er sah bald in das Thal und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
„Steig'," sagt' ihm sein Verstand, „bemüh' dich um dein Glück!"
„Nein," sprach sein Herz, „kehr' in das Thal zurück;
„Du steigst sonst über dein Vermögen.
„Ruh' etwas aus, und iß dich satt,
„Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!"
Dieß that er auch. Er pflegte sich im Thale;
Entschloß sich oft zu geh'n, und schien sich stets zu matt.
Das erste Hinderniß galt auch die andern Male:
Kurz, er vergaß sein Glück, und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen,
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und seh'n darauf nach ihren Lüsten,
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück;
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.

94.

Die Freundschaft.

Philemon starb, und ließ bey seinem Sterben
Zween Söhnen nichts als Armuth, Schulden erben;
Jedoch ein Gut von unschätzbarem Werth,
Ein Schatz, den größtentheils der Millionär entbehrt,
Ein Schatz, den Flammen nicht, wie Haab und Haus, verbrennen,
Ein Schatz, den Diebe nicht uns listig rauben können,
Ein Schatz, den nie der Rost der Zeit zernagt,
Ein Schatz, an den sich nie der Zahn der Made wagt,
Ein Freund blieb ihnen noch. Des Vaters süße Pflichten
Erfüllt Arist — Er nimmt die Waisen in sein Haus,
Wählt, sie zu bilden, klug die besten Lehrer aus,
In allem Nützlichen läßt er sie unterrichten.
Arist, dem Jedermann ein groß Vermögen gab,
Schafft plötzlich Wagen, Pferd' und drey Lakayen ab,
Gibt nicht Konzerte mehr, nicht Häll' und Assembleen,
Läßt täglich nur in braunem Frack sich sehen;
Kein Diner, kein Soupee, kein rauchendes Kamin
Lockt der Schmarotzer Heer zum fetten Schmause hin.
Inzwischen will Arist nicht träger Ruh' genießen,
In seine Zelle sich, als Eremit, verschließen,
Er schlägt sein Hotel feil, wählt vor dem Thor' ein Haus,
Zur stillen Wohnung, in der schönsten Gegend aus.
Doch die Verläumdung sucht in schleichenden Gerüchten
Arists erworb'nen Ruhm durch Lügen zu zernichten.
„Pfui, zu welch'm kargen Filz der Millionär Arist"
Brummt laut das Publikum, „hinabgesunken ist!"

„Nein,“ flüsterten sich dort zwey Spötter in die Ohren,
„Bey'm grünen Teppich hat er Haab' und Gut
verloren.“
Gelassen hört Arist der Bosheit Schlangenzischen,
Und denkt, die Wahrheit mag den schwarzen Dunst
verwischen!
Nach ein paar Jahren tritt der Freundschaft edler Held
In schönerm Glanz hervor, und trotzt der argen Welt.
Durch weise Sparsamkeit und durch des Himmels
Segen,
Errang der edle Mann viertausend Louisd'or;
Philemons Kinder schwang er aus dem Staub' empor.
Auf Zinse legt' er gleich dieß glänzende Vermögen:
„Hier,“ sagt er, „Kinder, seyd ihr tugendhaft und klug,
„Für euern Bürgerstand ist dieses Glück genug;
„Durch Ordnung und durch Fleiß könnt ihr euch
mehr erwerben.
„Kein Dank! Ihr baut't mein Glück: denn freudig
kann ich sterben.“

95.

Leander und Selin.

Leander und Selin, zwey Freunde, die
Ein gleiches Herz und gleicher Edelmuth
Verbanden, traten in Geschäften einst
Zusammen eine Fahrt durch's Weltmeer an.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sah'n.
Das Ufer floh', und bald erblickten sie
Rings um nur Luft und Meer. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten

In seinem Wiederschein geruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel,
Als schnell ein reißender Orkan erwacht;
Der peitscht das Meer, durchwühlt den tiefen Grund,
Treibt, Bergen gleich, die hohen Wogen fort,
Und schleudert mächtig gegen einen Fels
Das Schiff. Es scheitert. Jeder sucht dem Tod'
Auf Trümmern von dem Schiffe zu entflieh'n.
Den beyden Freunden ward ein Brett zu Theil;
Allein es war zu leicht für seine Last.
„Wir sinken," — sprach Selin, — „das Brettchen trägt
„Uns beyde nicht; o Freund! leb' ewig wohl!
„Du mußt erhalten seyn; an dir verliert
„Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
„Wär' mir das Leben doch nur eine Qual." —
„Nein," — sprach Leander — „nein, ich sterb', o Freund!"
Allein Selin verließ zu schnell das Brett,
Und übergab dem nassen Grab'
Der Wasserwogen sich.
Die Vorsehung,
Die über Alles wacht, sah' seine Treu'
Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe seyn. Mitleidig trägt's
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leandern schon daselbst. — O! wer
Beschreibt die namenlose Freude, die
Sie fühlten? Sie umarmten sich
Mit einer Thränenfluth. Leander sprach:
„O allzutheurer Freund, in was für Qual
„Hat deine Freundschaft mich gestürzt! Ich hab'

„Um dich zehnfache Todesangst gefühlt.
„Was du thatst, wollt' ich thun, denn ohne dich
„Wünscht ich das Leben nicht." — „Geliebtester!
„Was wär' ich ohne dich?" — versetzt Selin, —
„Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!
„Komm, laß uns Ihn, der uns vom Tod' befreyt,
„Verehren, und Ihm ganz das Leben weih'n!"

Sie knieten nieder an das Ufer hin,
Und dankten dem, der sie errettete;
Und ihr Gebet drang durch die Wolken, drang
Zu Gott. — Leander theilte mit Selin,
Der arm an Geld, doch reich an Tugend war,
All' seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch beglückter fand.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus,
Und lange waren sie der Nebenmenschen Glück.

96.

Der Wanderer.

Ein Wand'rer ohne Stab und Stecken
Sah einen festen Hagdorn in den Hecken.
„Ha!" — dacht' er — „der ist eben recht;
„Wer ohne Stab geht, der geht schlecht,
„Allein ihn abzubrechen, das hält schwer;
„Je nun, gibt's doch der Stäbe mehr."
Er bricht ein schlankes Reis vom nächsten Weiden-
baum,
Und geht heran, und fühlt es kaum:
„So leicht, so biegsam, glatt und schön,
„Ey, da ist's eine Lust zu geh'n."
Doch sieht er hier und dort noch schön're steh'n,

Und bricht so nach und nach vor Freuden
Sich einen ganzen Büschel Weiden;
Und geht, und trägt sich an den vielen
Unnützen Stäben müd und matt.
So wenig lernt der Mensch den Druck der Lasten fühlen,
Die er sich selbst bereitet hat.
Den frohen Wand'rer führt indeß sein Weg
An einen breiten Bach, wo jüngst den Steg
Die Fluth hinweggeschwemmt. „Was lange stutzen?
„Entschluß gibt Muth." — Er sieht den Nutzen
Von seinen Wanderstäben ein;
Prüft sie, und lässet einen nach dem andern,
(Denn stark ist keiner g'nug) den Fluß hinunter wandern.
Hier ist der stärkste noch: gewagt muß es doch seyn:
Er stützt sich fest darauf, und springt und fällt hinein.

Vor Freunden, die so bald sich finden,
So schnell mit jedem sich verbinden,
Und mit dem ersten Wort, dich leichter zu bethören,
Die wärmste Zärtlichkeit dir schwören,
Und ew'ge Freundschaft, ew'ge Treu,
Vor solchen Stäben geh' vorbey!

Nur einen treuen Freund auf meiner Pilgerbahn,
O Vorsicht, stelle mir zu Seiten,
Auf den dereinst am Strom der Leiden
Mein schwaches Herz sich stützen kann!

97.

Die Wassertropfe.

Ein Wassertropfe fiel einst in das Meer
Aus einer Wolke Schooß herab, und sah
Verloren sich im weiten Ocean:
„Ich hier in dieser ungeheuren See,
„Ich" rief er „sollte seyn? Ich war ein Theil
„Der Welt, mein Daseyn kennet Gott! O wär'
„Auf ewig aus der Schöpfung ich vernichtet,
„Ich allergeringstes der Geschöpfe des
„Unendlichen!" — so sprach er mit sich selbst
Und unzufrieden mit der Vorsehung.
Sieh! da schwamm eine Muschel her, und schloß
Den Busen auf, und schlang den Weinenden
In sich hinab. Lang lag der Tropfe da,
Lang, viele Jahre lang, und härtete
Sich allgemach, und bildete sich nun
In eine Perle: diese Perle fand
Ein Wasser-Taucher, mannigfaltig war
Ihr Schicksal, herrlich glänzt sie jetzt
Die schönste, reicheste in Persiens Diadem.

98.

Die Raupe und der Schmetterling.

Dicht an der Erd' auf dunklem Strauche saß
Eine rauhbehaarte Raup', und fraß
Das herbe Laub. Da schwebte auf leichtem Gefieder
Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling nieder;
Ihn trugen die spielenden Wellen der Lüfte

Zur Blume, da trank er die würzigen Düfte.
Die Raup' erhob erstaunt vom dunklen Strauch
Ihr thierisch Haupt, und seufzt: „Auf niedrem Bauch
„Muß ich mich kriechen, im Staube plagen,
„Indeß den Vogel dort durch die heit're Luft
„Vier goldgeschmückte Schwingen tragen.
„Ihn nährt der Blumen-Saft und Duft,
„Und ich muß derbes Laub zernagen!“ —
Der Sommervogel sang: „Getrost, mein verkleideter Bruder, nicht immer
„Wirst du dich plagen im rauhen Gewand;
„Bald wird auch dich die freundliche Hand
„Der Mutter bekleiden mit Schimmer!
„Bald wird ein doppeltes Flügelpaar
„Auch dich zum fröhlichen Leben erheben,
„Den Staub abschüttelnd, verjüngt wie ein Aar,
„Wirst du in den Lüften und Düften dann schweben.
„Drum glaube und harre der besseren Zeit,
„Und trage geduldig dein staubigtes Kleid.“ —
So sang der Schmetterling. Doch das bestäubte
Gewürm erhob den schweren Kopf, und schnaubte
Den Vogel an, und ließ die scharfen Klau'n,
Gebiß und Borstenhaar ihn schau'n.
D'rauf neigte es die trägen Glieder
Zum halbzernagten Blatt hernieder.
Und Psychens Vögelein auf goldenen Flügeln
Entschwebte zu blühenden Thälern und Hügeln.

99.

Die Cedern auf Libanon.

Zwölf Männer zogen, mit des Eisens Schärfe
Gerüstet, auf des Libans hohen Gipfel.

Sie wählten sich der Tannen höchst', und standen
Umher. Beschlossen ward der Ceder Fall,
Die manch' Jahrhundert schon dem Sturm getrotzet.
Da tönte aus den Wipfeln eine Stimme:
„Verweg'ne, ehrt ihr nicht mein hohes Alter
„Und meine Kraft, die durch die Wolken strebt?"
„Dieß eben ist's," antworteten die Männer,
„Was jetzt des Schicksals höhere Gewalt
„Auf dich hernieder ruft. Willst du allein
„Ihm trotzend stehn, ein kühner Spott des Wechsels,
„Der über Rom und Babylon gewaltet?
„Erfahr' auch du des Geistes Uebermacht,
„Der mit des dunkeln Erzes Kraft sich rüstet!"

Gewaltsam trafen jetzt des Eisens Schläge
Den alten Stamm. Die hohen Gipfel wankten,
Erschrocken stand die Schaar der jungen Cedern,
Und tiefer drang ins Mark des Erzes Wuth.
Da fiel der Baum, zerschmettert sanken rings
Der Cedern junges Volk, der Berg erbebte,
Und weithin scholl das donnernde Getöse.
So bleibt im Fall dem Großen noch die Größe.

Dem Sturze folgte Schweigen. Ein Gewimmer
Ertönte aus der jungen Cedern Wipfel,
Die mit zerriß'nen Aesten standen seufzend:
„Wie trauert nun des Libans öde Seite,
„Worauf sie fiel, des Waldes Königin!
„Zerschmettert liegt der hohen Schwestern Blüthe,
„Die schlank und schön die Königin bedienten,
„Und uns umhängt verdorrend das Gezweige,
„Das sie zerschlug! Ihr Götter sagt, was haben
„Wir und sie dann gefehlet und verbrochen?"

„Verbrochen!“ — war die Antwort — „wollt ihr denn
„Des Schicksals tiefen Rath so kindisch richten,
„Und seinen Schluß nach eurer Höhe messen!
„Zu nah' dem Großen ohne eig'ne Größe
„Traf euch sein Fall. Zu klein, um des Geschickes
„Gewalt und Schluß mit hohem Muth zu tragen,
„Sey euch vergönnt, nur euer Loos zu klagen!“

Da klagten sie: „Wie hat des Libans Königin
„Ihr Haupt umsonst zum Himmelszelt erhoben!
Die Götterstimm' antwortete: „Umsonst?
„Hat sie euch nicht ein ewig Bild gegeben,
„Gleich ihr in Majestät gen Himmel euch zu heben!“

„Sie fiel!“ erscholl die Klage „ach, sie fiel!
„Ihr Stamm bedeckt des Berges hohen Rücken,
„Und niederwärts im Staube ruht ihr Haupt!“
Die Stimme sprach: „Nicht blinder Stürme Wuth,
„Des Geistes Kraft hat sie bezwungen!
„So wird der Geist auch wieder sie erhöhn',
„Mag sie hinschweben auf des Meeres dunklen Wogen,
„Und Flagg' und Segel sie umweh'n;
„Mag sie aufstreben zu der hohen Wölbung Bogen,
„Des Tempels Zier und Stütze steh'n;
„Was groß zu seyn vom Himmel ward erkohren,
„Bleibt ewig im Gebiet des Geistes unverloren.“

100.

Das Gartenbeet.

Im Frühjahr war's, als Karl mit seinen Schwestern
Im Garten durch die Gänge gieng,

Und bald das Beet besah, das ehegestern
Des Rettigs Samenkorn empfieng,
Bald bey dem Blüthenschmuck der Aprikose
Entzückt und preisend stehen blieb;
Bald vor dem Baum, der noch umhüllt mit Moose,
Die ersten, edeln Blüthen trieb.

So sieht man sie von einem Baum zum andern,
Vom Tulpentrieb zum Veilchen geh'n,
Bis sie durch alle Gänge forschend wandern,
Und endlich an der Mauer steh'n,
Die, vor der Stirn des Nordens hingezogen,
Den Weinstock stützt mit überwölktem Bogen;
Hier hatten sie ein Beetchen umgegraben
Des Mohns Gesäme eingestreut.
Karl bückt sich nieder, sieht, und ruft erfreut:
„O Schwestern, seht! die Körnchen haben
„Schon einen Keim!" — Die Schwestern trauen
Des losen Bruders Worten nicht,
Sie neigten sich zum Beet, und schauen,
Wie Keim an Keim aus lock'rer Erde bricht.
Sie neigten sich noch tiefer, und erkennen
Viel grüne Spitzchen, die sich schon
Entfalten, und zu schmalen Blättchen trennen,
Wie zarte Saat vom bunten Mohn.
Sie freuen sich so kindlich rein, und eilen,
Dem Vater ihre Freude mitzutheilen.

Der Vater lächelt — und die Kinder bleiben
Im Zimmer, denn die Thurm-Uhr schlägt;
Jetzt geht's zum Lernen, und ein Jedes trägt
Papier zum Tische, und was sonst zum Schreiben
Noch nöthig ist. — Indessen geht
Der Vater in den Garten zu dem Beet

Mit Mohnsaat, theilt es in zwey Theile,
Und ziehet mit geschäft'ger Eile
Auf einer Hälfte alle Keime aus.
Dann wandelt er gelassen in das Haus,
Und sagt den Kindern nicht ein Wört
Von seiner Arbeit. Doch jetzt tönt die Glocke;
Der Schreibe-Lehrer greift nach Hut und Stocke,
Und geht mit seiner Federbüchse fort.
Die Kinder lassen Alles liegen,
So wie es liegt, und fliegen
Durch Haus und Gartenthür und Gänge,
Zu sehen, ob schon in der Länge
Von einer Stunde jeder Keim entfältet,
Und schon zu Blättchen sey gestältet.

Doch welch' ein Schreck! ich mag ihn nicht beschreiben;
Die Kinder weinen, jammern, reiben
Sich Händ' und Augenroth,
Und eilen hastig zu dem Vater wieder,
Und klagen ihm mit Stammeln ihre Noth.
„Ich war's," — sprach dieser ernst und bieder —
„Ich war's, der eure Freude störte!
„Doch sag' ich nicht, warum ich dieß gethan,
„Oft will's das Schicksal auch! denn wisset, es gehörte
„So in des guten Vaters Plan;
„Und ob ihr gleich den Zweck nicht könnet deuten,
„So wird er doch euch klar in künft'gen Zeiten!
„Jetzt störet nicht das Beet im Garten:
„Das Ende müßt ihr erst erwarten."
Die Kinder trockneten die Thränen, sahen
Zufrieden zu dem Vater hin;

Von ihm nur Gutes zu empfahen,
Das waren sie gewohnt, und ihr getrübter Sinn
Erheiterte sich nach und nach,
Als noch der Vater lehrreich sprach:
Wie oft des Menschen schwacher Geist sich trüge,
Wenn unerforschlich Gott Etwas verfüge.

Schon hatte zehenmal die Sonne
Vollendet ihre Bahn, als zu der Kinder Wonne
Die Saat auf ihres Beetes Halbscheid schnell
Empor gewuchert, viele Blätter trieb,
Hier rund, dort spitz, hier dunkel und dort hell,
Indeß die and're Hälfte unbewachsen blieb.
Doch an dem eilften Tage hoben
Sich Keime aus der nackten Erde vor,
Und stiegen, durch das Licht von oben
Genährt, mit frischem Grün empor.

Da sprach der Vater: „seht, das ist die edle Saat;
„Dort wuchert Unkraut. Dieß hat euch betrogen,
„Hat alle Kraft in sich gesogen,
„Des Mohnes zarten Trieb erstickt;
„Und wenn ihr auch ein Keimchen noch erblickt:
„So wird es mit dem Unkraut ausgezogen.
„Ich wußte dessen Keim zu unterscheiden,
„Vertilgte ihn, als es noch möglich war.
„Das Böse mußte schon den guten Boden meiden,
„Eh' noch das edle Korn den zarten Keim gebar.
„Drum lernet ihr das Böse früh' erkennen
„(Es nimmt des Guten Schein erst an),
„Und lernet es vom Guten zeitig trennen,
„Bevor es noch der Tugend schaden kann.
„Ist seine Wurzel tief gedrungen,
„Hat sie das edle Samenkorn umschlungen:

„So wird dieß in dem Keimen noch ersticken.
„Und wenn ihr gätet, wird die rasche Hand
„Das Unkraut öfter nur zerknicken;
„Die Wurzel, tief gedrungen in das Land,
„Wird unversehrt im Beete bleiben,
„Und neues Unkraut treiben.

101.

Der Sturmvogel und die Schiffenden.

Ein Schiff durchschnitt des Meeres blaue Bahn;
Das Seegel schwoll, die Wellen spielten
Sanft rauschend um den Kiel, Delphine wühlten
Und wälzten scherzend sich im Ocean.
Vom fernen Eiland trugen sanfte Lüfte
Des Zimmet-Waldes Düfte.
Das Schiffsvolk lag im milden Sonnenschein,
Und vom Verdeck ertönten Jubel-Lieder,
Vermischt mit lautem Scherz zum frohen Wein,
Und leiser plätscherten die Wogen.
Da kam ein Sturm-Fink hergeflogen,
Und ließ sich auf das Steuer nieder.
Den Unglücks-Vogel sah der Steuermann; fürwahr!
„Du Freudenstörer," — hub er an —
„Du konntest nie uns ungeleg'ner kommen!
„Doch soll dir dein Propheten-Amt nicht frommen,
„Dir selbst verkünde die Gefahr!"
Er sprach's, ergriff die Büchse, traf
Des Vogels Brust; er fiel. Doch eh' des Todes Schlaf
Sein Aug' umschloß, erscholl aus seinem Munde

Der ernste Spruch: „Ihr wähnet im Propheten
„Der Wahrheit heil'ge Kraft zu tödten!
„Umsonst! es naht die ernste Stunde
„Und euer Sträuben hemmt sie nicht,
„Dann wird ihr Wort zum Sturm, ihr stilles Licht
„Wird sich zu Feuerflammen röthen!"
Er sprach's, da floß sein Leben aus der Wunde,
Gewölk stieg auf, hoch schwoll im Sturm die Fluth,
Der Blitz zerriß den Mast, es scholl Gewimmer;
Des Oceans empörte Wuth
Verschlang des Schiffes Trümmer.

102.

Sophron.

Fern von der Städte nichtigem Gewühle,
Im Arm der treuen Lehrerin Natur,
Auf einer stillen reichgeschmückten Flur,
In eines dicht umlaubten Hüttchens Kühle
Verlebte Sophron seines Daseyns Morgen,
Gleich einem süßen gold'nen Hoffnungs-Traum;
Und unbekannt mit allen Erden-Sorgen,
Blüht' er, wie in des Haines dunklem Raum
Die Rose, vor der Mittagsgluth geborgen,
Und wuchs zum Jüngling frey und stolz empor.
Doch da ergriff ein brennendes Verlangen,
In dem der Kindheit Frieden sich verlor,
Die Ruhmbegier sein Herz. Von ihr befangen,
Drängt es ihn aus der Dunkelheit hervor.
Der Unberühmtheit Schaam färbt seine Wangen,
Und was sich sonst sein schönster Wunsch erkor

Verliert sich in des Ruhmes gold'nem Glanze;
Ihm winkt das Glück nur bey dem Lorbeerkranze.

Nach einer oft gehörten Sage stand
In einem unbekannten Mittagsland
Ein Tempel, den in grauer Urwelt Zeiten
Die Götter selbst zum Sitz des Ruhmes weihten.
Zur Reise hin zu diesem Heiligthum
Spornt ihn sein ungemeß'ner Durst nach Ruhm.
Und kaum erwogen hat er den Gedanken,
Als er der Heimath ihm verhaßte Schranken
Mit frohem Herzen leichten Fußes flieht,
Und hin nach jenem Wunderlande zieht.

Nach manchem Kampf, nach mancher Müh' und Noth
Sieht er mit nie empfundenem Entzücken
Auf eines keck gethürmten Felsens Rücken,
Hoch übergoldet von dem Morgenroth,
Des lang gesuchten Tempels hohe Spitzen
Im leichten blauen Nebelflore blitzen.

So eilt der Schiffer hin zum theuren Heerde
Vom Elemente, das ihn oft betrog,
Als schnell vergessend jegliche Beschwerde
Zum Ziele seiner Träume Sophron flog,
Doch welch' ein Schauspiel, neu und fremd, entfaltet
Sich seinem Blick, als er es bald erreicht!
Ein grauer Felsen, wunderbar gestaltet,
Thürmt sich in Riesenmassen kühn und leicht,
Und droben prangt in unermeß'ner Ferne,
Gleich einer Sonne in dem Heer der Sterne,
Ein Marmor-Tempel ganz mit Gold gedeckt,
Der, von dem leichtesten Azur umflossen,

Auf seiner Säulen mächtigen Kolossen
Sich in der Wolken Schleier leicht versteckt.

Noch stehet Sophron tief im Schau'n verloren,
Als leis' ein süßer Gruß in seinen Ohren,
Wie Nachtigallenmelodie, ertönt;
Er wandte sich — und ihm zur Seite stehet
Ein holdes Weib, durch jeden Reiz verschönt,
Von Rosenhauch und Veilchenduft umwehet,
Nur leicht verhüllt in einem prächt'gen Kleide,
Und reich geschmückt mit köstlichem Geschmeide:
„Komm!" — lispelt sie mit süßem Flötentone —
„Ich führe dich in jenes Heiligthum,
„Ich adle dich zum hohen Göttersohne,
„Ich bin die Führerin zum wahren Ruhm."
Noch zaudert Sophron. „Wie?" sprach sie betroffen,
Und fragt' den Spiegel, den sie bey sich trug:
„Dürft ich ein freundlich Ja von dir nicht hoffen?
„Ich dächte doch, ich wäre schön genug!
„Nein, du bist mein!" — spricht sie mit keckem Sinne,
Und drängt den Jüngling in ein nied'res Thal,
In das dort von des Tempels hoher Zinne
Ein schwacher Abglanz, wie ein Abendstrahl,
Durch dicht verschlung'ne Rosenbüsche fiel.

Ein bunter Haufen, wunderlich geschmücket,
Trieb dort um jenen Strahl ein seltsam Spiel;
Man sang und tanzte, lief, von sich entzücket,
Doch strebte keiner hin zum großen Ziel.
„Wer sind denn diese buntgemischten Reihen?" —
Fragt Sophron staunend seine Führerin.
„Die sind es, die sich meiner Führung weihen;
„Willst, Jüngling! du nicht auch zu ihnen hin?"

„Sag' mir zuvor, wann sie das Ziel ergreifen?“ —
„Wie? — Siehst du nicht? — Sie sind ja hier am
Ziel. —
„Sie, die noch hier herum im Thale schweifen,
„Gleich einem Mückenschwarm im leeren Spiel?“
„Am Ziele sie? — Nein, eine Führerin
„Wie du, ist nimmermehr nach meinem Sinn;
„Gehab dich wohl!“
So spricht er und entflieht.
Doch wenig Schritte war er nur gegangen,
Als ihm ein wilder Schwarm entgegen zieht,
Der, keck sich brüstend, immer mit Verlangen
Hin nach des Felsens hohem Scheitel sieht.
Ein Weib, die Herrschsucht sprach aus ihren Mienen,
Hebt über Alle hoch das Haupt empor,
Stets sorglich um sich blickend, gieng sie ihnen
Mit großen Schritten lautgebietend vor.
Kaum senkte sie ihr Auge hin zur Erde;
Doch sah sie endlich dort den Jüngling steh'n,
Und winkt ihm mit befehlender Geberde,
Und heißt ihn, näher her zu ihr zu geh'n.
„Komm“ sprach sie „fall' anbetend vor mir nieder.
„Und schwör', mein Sklave immerdar zu seyn,
„Zum unverdienten Danke führ' ich wieder
„Dich in das Heiligthum des Ruhmes ein.“ —
„O laß“ — sprach Sophron — „doch zuvor mich
schauen,
„Wie du sie führst, die sich dir anvertrauen!“ —
„Wie, ist dir denn vor meinem Werthe bange?“
Erwiedert sie, und wirft das Haupt zurück,
„Doch wie du willst. Sieh hin, an jenem Hange
„Da führt mein Weg, der einzige, zum Glück!“

Dahin blickt Sophron, und gewahrt mit Schrecken
Den Felsen tausendfach zum Riff zertheilt;
Nicht einen Fußtritt mag er da entdecken,
Wo er auch nur mit seinem Auge weilt.
Und dennoch wogt mit Jubelsang die Menge,
Von blinder Wuth gespornt, zum Abgrund hin;
Ein Jeder strebt empor in dem Gedränge,
Und ruft den Andern: „Seht doch, wer ich bin!“
Der klimmt hinan, und Jener wankt und sinket
Laut jammernd in ein ungeheures Grab;
Doch wem schon nah die Siegespalme winket,
Den stürzt die Führerin nun selbst hinab.

Mit Schaudern wendet Sophron seine Schritte,
Von diesem großen Trauerspiel geschreckt;
Da dränget sich keck auf des Weges Mitte
Ein Weib, das seine Blöße schlecht verdeckt,
Und doch mit Flittern und mit theuren Lappen pranget,
Mit dieser Frage laut zu ihm heran:
„Sag' Jüngling mir, wornach dein Herz verlanget,
„Ich bin's, die deine Wünsche stillen kann!
„Ich, die des dunkeln Schicksals Zügel lenket,
„Die ihren Freunden halbe Welten schenket,
„Ich führe dich, willst du mein Jünger seyn,
„Mit einem Sprung in jenen Tempel ein.“

Des Jünglings Antwort war ein tiefes Schweigen;
Kalt läßt ihn alles, was die Dreiste sprach;
Fort geht er, ohne ihr sein Ohr zu neigen;
Doch Jene folgt ihm ungebeten nach,
Und hört nicht auf mit Selbstlob ihn zu quälen,
Und ihre Thaten pomphaft zu erzählen,
So lang' es ihr an Athem nicht gebrach.

Schnell flieht er fort, getrieben von Verdrusse;
Und als er sich von ihr verlassen fand,
Da tritt er seufzend zu des Berges Fuße,
Und lehnt sich trauernd an die kalte Wand.
Mit einem Blick, getrübt durch heiße Thränen,
Schaut er zum hohen Heiligthum empor;
Mit jedem Pulsschlag wächst sein tiefes Sehnen;
Doch, ach! wohin sich auch sein Blick verlor:
Er sieht nur tausend drohende Gefahren,
Und nirgends kann er einen Pfad gewahren.
Da schwebet durch das blühende Gefilde,
Umflossen von dem reinsten Himmelslicht,
Ein Frauenpaar. Das schönste Traumgebilde
Mahlt ihre hohe Engelsschönheit nicht.
Denn Reize, die die kühnste Phantasie
Im höchsten Adlerschwunge nie erreichet,
Vor denen ihre Farbenglut verbleichet,
Wie Sternenglanz im Morgenroth entweichet,
Umstrahlten mit dem reichsten Zauber sie.
Und wie im nie ermeß'nen Aethermeer
Zwey Sonnen hehr und still vorüberglänzen,
So schwebten sie, geschmückt mit Veilchenkränzen,
Und Arm in Arm geschlungen, leicht daher.

Ein Strahl des höhern Lichts, das sie verkläret,
Trifft Sophron's Auge, und entflammt sein Herz;
In Lust verwandelt sich der Sehnsucht Schmerz,
Und eine Hoffnung, die er kaum genähret,
Wird ihm Gewißheit. Wunderbar entzücket,
Als er die göttlichen Gestalten sieht,
Spricht er, indem er schnell vor ihnen kniet:
„Ihr Himmlischen, die ihr so gern beglücket,

„O nehmet mich in eure heil'ge Mitte,
„Und leitet meiner Jugend irre Schritte,
„Hinauf zum Ziel, wo ewig jung und grün
„Der herrlichsten Vollendung Kränze blüh'n!" —
Ein Blick, den Lieb' und Zärtlichkeit verschönen,
Macht ihn des heißen Flehn's Erhörung kund;
Wie Harmonien bess'rer Welten tönen
Die Worte aus der Himmlisch-schönen Mund:
„Du guter Jüngling, willst du Treu' uns schwören,
„So leiten wir dich gern zu jenem Ziel;
„Doch laß dich nicht den bösen Wahn bethören,
„Als sey der Weg dahin nur Scherz und Spiel!
„Auf allen Seiten drohen dir Gefahren,
„Doch immer wird dich unser Bund bewahren,
„Und hoffend, duldend, jedem Kampf bereit,
„Dringst du zum Ruhm und zur Unsterblichkeit."

Der Jüngling schwört, sich ihnen zu ergeben,
Und eine heil'ge, nie gefühlte Gluth
Durchströmet ihn, wie neugebornes Leben,
Und füllet seine Brust mit Heldenmuth.
Kühn blickt er auf, und wallt mit festem Schritte
Den engen Pfad, den jenes Paar erwählt,
Strebt immer höher, und mit jedem Tritte
Fühlt er sich auch zu neuem Kampf gestählt.
Ob dort der Pfad im Abgrund sich verlieret,
Und da ein Felsen auf ihn niederhängt;
Ob er ihn jetzt zum jähsten Abhang führet,
Und dann zur schmalsten Pforte sich verengt;
Ob ihn Gewitterstürme wild umsausen,
Und donnernd Fluthen vor ihm niederbrausen,
Er wandelt muthig, im Geleite
Der Göttlichen, die rauhste Bahn,

Und ringet kühn an ihrer Seite
Durch die Gefahr zum Ziel hinan.

Schon liegt des Tempels Pracht vor ihm entfaltet,
Als er noch einmal freudig rückwärts sieht;
Und ha! — ein Unthier, greulich mißgestaltet,
Bleich, abgezehrt, doch voller Tücke, zieht
Ihm züngelnd nach in großen weiten Ringen,
Und schnappt und sprützt nach ihm sein schwarzes Gift.
Doch schon ein Blick vermag es zu bezwingen,
Der es von seinen Führerinnen trifft.
Er krümmt sich zähneknirschend eng zusammen,
Spei't eine Lava, Gift und Dampf und Flammen,
Und zuckt und stirbt.

Jetzt steht der Tempel offen,
Dem Ruhm und der Unsterblichkeit geweiht,
Und was der Jüngling kaum gewagt zu hoffen,
Verwandelt sich zur schönsten Wirklichkeit.
Er kniet am großen Weih'altare nieder,
Und Wolken Ambradufts umhüllen ihn;
Sein Name hallt im weiten Dome wieder,
Ein ew'ges Echo läßt ihn nicht entflieh'n,
Und auf des Tempels diamant'nen Wänden
Da graben ihn die Führerinnen ein;
Ein Lorbeerkranz, geknüpft von ihren Händen,
Umfängt sein Haupt mit einem gold'nen Schein.

Vom Uebermaaße solcher Wonnen trunken,
Bringt Sophron jetzt dem hehren Engelpaar,
Zu ihren Füßen dankend hingesunken,
Den feurigsten Erguß des Herzens dar.

„Doch laßt mich" — fuhr er fort, „auch jetzt noch wissen,
„Was ich im Schleier dunkler Räthsel sah.
„Vom leichten Spiel des Zufalls fortgerissen,
„Weiß ich noch selber kaum, wie mir geschah.
„Wer war das Weib, das von sich selbst entzücket,
„Mit süßer Rede mir entgegenflog,
„Die überreich mit jeder Zier geschmücket,
„Zu leerem Spiel dort in ein Thal mich zog?"
„Die Eitelkeit!" — „Doch jene, deren Schritte
„Schon sagten, wie voll Uebermuths sie sey?"
„Die Ruhmsucht!" — „Aber nennt mir nun die Dritte?" —
„Das, guter Sophron, war die Prahlerey!"
„Allein das Unthier, das mit gift'gen Bissen
„Mir unheilbringend nachgestrebt?" —
„Es war der Neid." — Ihr Göttlichen vergebt,
„Nur noch dieß Eine laßt den Kühnen wissen:
„Wer seyd denn ihr, ihr Freunde meiner Jugend?"
„Ein Schwesterpaar: die Weisheit und die Tugend!"

103.

Der edle Baum.

Gepflanzt von treuer Hand, erwuchs ein Baum,
Den mütterlich der Erde Busen hegte,
Den Sonnenstrahl und Windessäuseln pflegte,
Er wuchs empor zum weiten Himmelsraum.

Des Frühlings Nässe und des Sommers Brand
War ihm gefahrlos in des Jahres Kreise;
Ihn schützt' im Winterfrost auf gleiche Weise,
Wie bey des Herbstes Sturm, die treue Hand.

Der hohe Stamm des Baumes theilte sich
In Zweige, ihrer Stellung nach verschieden;
Doch strebten sie, an Früchten reich und Blüthen,
Zu einem gleichen Gipfel brüderlich.

Oft zwar entstand ein nachbarlicher Zwist:
Die schwachen mußten oft den stärkern Zweigen,
Die sich verbreiteten, geduldig weichen,
Und mancher Schößling wand sich durch mit List.

Doch wölbt die Krone lieblich sich und fest,
Ein weiser Gärtner leitet ihr Gedeihen:
Er ist's, der sie uns ihren Schatten weihen,
Und ihre Früchte uns genießen läßt.

Wie heißt der edle Baum? — Religion,
Von Gottes Hand gepflanzet und gepfleget,
Vom Sturm der Bosheit stets umsonst beweget,
Des Friedens Wohnsitz für den Erdensohn.

Zwar trennten sich, wie Zweige, die Partheien;
Doch sie, die von demselben Baume stammen,
Hält Duldung, Lieb' und Eintracht fest zusammen,
Der Tugend Frucht kann überall gedeih'n.

So strahle denn der Lenz aus unsrem Blick,
Der Winter stürme in des Lebens Mühen;
Der Geistesfreuden = Baum wird nie verblühen,
Er trägt der Gegenwart und Zukunft Glück.

104.

Die Vorsehung.

Es war einst zu Ekbatana
Ein frommer Mann, der immer dachte,
Nur wenig schlief, und selten lachte,

Und über alles, was geschah
Und nicht geschah, tiefsinnend Schlüsse machte.
Schon lange sah sein ernster Blick
Der Thoren Lust, der Sünder Freuden,
Und oft der Tugend Mißgeschick,
Der Unschuld bittres, unbedau'rtes Leiden.

„O!“ — rief er zweifelnd — „wenn von beyden
„Ein weiser Gott das Schicksal lenkt,
„Wie kann der Böse glücklich scheinen,
„Und, frevelhaft durch ihn gekränkt,
„Der Biedermann sein Leben so durchweinen?“

Er sprach's, und eine Thräne schlich
Von seinen abgeblaßten Wangen,
Und tiefe, tiefe Seufzer drangen
Aus seinem vollen Herzen sich.

„Gut!“ — dacht' er dann — „die Zweifel mir zu lösen,
„Will ich die weite Welt durchgeh'n,
„Und aller Menschen Schicksal seh'n,
„Der Guten Schicksal und der Bösen.“

Er gieng, und traf zu seiner Freude
Bald einen alten Pilger an,
Deß Blick voll Würd' und Huld sogleich sein Herz gewann.
Sie grüßten sich, und giengen beyde
Denselben Weg, ein wild Gebirg' hinan.
Am Abend kamen sie in eines Waldes Mitte,
Zu eines Hirten stiller Hütte,
Und trafen Unschuld hier und gute Sitte,
Zufriedenheit und Tugend an.
Der Fromme lud mit vieler Bitte
Die beyden Wandrer ein, gab ihnen süßen Most

Und Milch, und reife Trauben,
Kurz seine beste Hirtenkost,
Und führte sie, mit liebevollem Sinn,
Zu kühlen, blüthevollen Lauben,
Auf frische Rosenbeete hin.
Hier schliefen sie geruhig unter Myrthen,
Bis schier die Mittagssonne schien;
Da schieden sie mit Thränen von dem Hirten,
Und segneten und küßten ihn.

Sie giengen fort, und priesen ihn noch beyde,
Als, mitten unter Dank und Freude,
Der Weise von Ekbatana
Des Hirten Becher in dem Kleide
Des Pilgers eingewickelt sah.
Voll ernsten Unmuths stand er da;
Verachtung sprach aus seinen Mienen,
Und seine blassen Wangen schienen
Von edlem Zorn zu glüh'n.
Bald wollt' er reden — wollte flieh'n —
Doch schwieg er noch, und blieb. — Auf thauendem Gefieder
Kam schon die Dämmerung heran,
Als unsre beyden Pilgerbrüder
Dicht vor sich einen Pallast sah'n.
Sie klopften leise, standen, klopften wieder;
Die Pforte ward nicht aufgethan;
Bis endlich sie, nach langer Bitte,
Der Wächter scheltend in den Vorhof ließ,
Und ihnen eine finstre Hütte
Mit Ungestümm zur Nachtruh wies.

Hier hörten sie des Reichen Freude,
Sah'n seines Hauses königlichen Glanz,

Und ihn, bedeckt mit Gold und Seide,
Geführt in Reihentanz;
Doch ihnen gab man kaum, sich schlafend einzuhüllen,
Ein wenig Stroh, und, Durst und Hunger sich zu stillen,
Zum Wassertrunk ein Stück verleg'nes Brod.
Sie schliefen bis zum Morgenroth,
Viel süßer als der Wirth auf seinen Purpurdecken;
Und als sie eilten, wegzugeh'n,
Da ließ, zu unsers Weisen Schrecken,
Der Pilger hier des Hirten Becher steh'n.

Er schwieg auch jetzt, und, ohne sich nur umzuseh'n,
Gieng's fort den ganzen Tag. Sie sprachen viel von Tugend,
Vom Schicksal, von den Tagen ihrer Jugend,
Und langten, als der Abend kam,
Bey einem Armen an, der sie mit Herzensfreude
In sein verödet Häuschen nahm,
Und gern sein Brod aus seiner Tasche,
Und einen kühlen Trunk aus seiner Kürbisflasche
Den matten Wand'rern gab.
Gelehnt auf ihren Pilgerstab,
Und von der Wanderung Beschwerde
Entkräftet, saßen sie bey seinem kleinen Herde,
Und schliefen bald darauf, wie konnt' es anders seyn?
Bey'm Feuer nach einander ein.

Kaum dämmerte der Tag, so weckte
Der Pilger seinen Freund, und zog ihn, ohn' ein Wort
Wie mit Gewalt, vom Hause fort

Auf einen Hügel hin, und steckte,
Da noch der Arme schlief, mit frevelhafter Hand
Das kleine Binsenhaus in Brand,
Und sah von fern, mit innigem Entzücken,
Den frommen Alten zitternd flieh'n,
Und seine ganze Hütte glüh'n.

Der Weise fiel bey dieser Scene
Vor Schrecken auf sein Angesicht,
Verhüllte sich, vernahm die Jammertöne
Der abgebrannten Unschuld nicht.
Der Pilger gieng, ihn aufzurichten;
Allein er stieß mit einem Blick
Voll Grimm, als wollt' er ihn vernichten,
Des Pilgers Räuberhand zurück.
Doch ließ er endlich sich bewegen,
Um ferner noch den Lauf der Welt zu seh'n,
Bis an den Abend mitzugeh'n.

Sie wurden, wie die Menschen pflegen,
Einander wieder gut, vergaßen, was gescheh'n,
Und kamen bald zu Gräbern und Moschee'n,
Zu Dörfern, Gärten und Gehegen,
Und endlich auch, in einem dichten Wald,
Zu eines Jägers Aufenthalt.

Der gute Mann nahm sie mit freundlichem Gesichte,
Wie seine Brüder auf,
Gab ihnen Milch und süße Früchte,
Erzählte manche Mordgeschichte,
Und seinen ganzen Lebenslauf.
Und als die Pilger bald darauf
Sich schickten, wieder fortzureisen,

Da rief er seinen kleinen Sohn,
Den Wand'rern Weg und Steg zu weisen.

Sie waren noch nicht weit davon,
Als sie sich einer Brücke nahten.
Schmal war der Steg, und Beyde baten
Das Kind, voranzugeh'n. Es gieng; der Pilger trat
Dem Knaben nach, und warf — welch eine schwarze That! —
Mit einem Stoß, den er dem Kleinen gab,
Ihn plötzlich in den Fluß hinab.

„Ha! Scheusal!" — rief der Denker — „Ungeheuer!
„Zu lange trägt die Erde dich!
„Zu lange zögert schon des Himmels rächend Feuer!
„Hier miß den Abgrund, Mörder! stirb durch mich!"
Schon faßt er ihn, wollt' in die Fluth ihn stürzen,
Da taumelt er zurück, und sah — welch Phänomen!
Des Pilgers Bart sich schnell verkürzen;
Sein Angesicht war jugendlich und schön,
Es schwanden von der Stirn des Alters tiefe Falten,
Und seine weißen Haare wallten
In goldnen Locken regellos
Um seinen Hals in seinen Schoos.
Aus seinem Mantel wurden Purpurschwingen,
Die glänzend an den Schultern hiengen;
Aetherisches Gewand
Umgab des schönen Jünglings Hüfte;
Und ein Gewölk voll Rosendüfte
Floß feyernd durch die stillen Lüfte,
Wo jetzt des Weisen Schutzgeist stand.

„Verwegner!" — rief er laut — „durch Tadelsucht entehren

„Willst du den Gott, der Welten Leben gab!
„So höre denn! und kannst du ihn belehren,
„So nimm ihm seinen Herscherstab!"

„Kurzsichtiger! Des guten Hirten Becher,
„Er war vergiftet. Noch zu rechter Zeit
„Nahm ich das Gift der armen Redlichkeit,
„Und gab's dem reichen Zecher;
„Der trank, auf frevelhaftem Schmaus,
„In Einem Zuge sich verdienten Tod daraus.

„Der Arme mit der Kürbisflasche
„Wird unter seines Hauses Asche,
„Zum Lohn für seine Redlichkeit,
„Den größten Schatz von Golde finden,
„Und dann das Glück der Armuth gründen.

„Und dieses Kind? — Es starb noch unentweiht
„Vom Laster, in der Unschuld Tagen.
„Als Jüngling hätt' es dich erschlagen,
„Und seinen Vater umgebracht.

„O Blinder! hemme deine Klagen,
„Wenn, wie es scheint, in trüber Nacht
„Die Vorsicht schläft. Es wacht, es wacht
„Ein weiser Gott, vor dem sich Engel neigen;
„Den bet', in ehrfurchtsvollem Schweigen,
„Mit tiefer Demuth an, und traue seiner Hand!"
So sprach der Schutzgeist, und verschwand.

105.

Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage,
Wer ausharret, wird gekrönt.

Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwen-Sieger,
Tapfer ist der Welt-Bezwinger,
Tapf'rer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beystand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
„Still entgeh'n!“ sprach Placidus.
„Auf! laßt uns dem Fleisse dienen.“
(Sprach sein Weib) „und, gute Knaben,
„Tapf're Knaben, folget uns!“

Also giengen sie; im Walde
Traf sie eine Räuber-Schaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder. —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus“ (ruft eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen),
„Dulde dich, du findest sie!“

Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre, Wand'rer, bey mir ein“
(Sprach der Landmann); „du bist traurig;
„Auf! und fasse neuen Muth.
„Wen das Schicksal drückt, den liebt es,

„Wem's entzieht, dem will's vergelten,
„Wer die Zeit erharret, siegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bitt're Frucht, Geduld.
„Placidus“ (rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen)
„Dulde dich, du findest sie.“

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr“
(Sprach der Kaiser) — „suchet ihn!“
Und man suchte nicht vergebens;
Denn die Prüf'zeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür',
Sah'n den Gärtner, und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeer'n,
Einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm gieng der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinn's nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefocht'nem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,

Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
„Feldherr, sieh hier deine Söhne!
„Mich, dein Weib, Eugenia!

„Wie die Löwin ihre Jungen
„Jagt' ich sie den Räubern ab.
„Nachbarlich in dieser Hütte,
„Komm und schau', erzog ich sie.
„Glaubte dich uns längst verloren;
„Deine Söhne mir statt deiner,
„Deiner werth erzog ich sie.

„Als die Post erscholl vom Kriege
„Rufend deinen Namen aus,
„Auferweckt vom Todtentraume,
„Rüstet' ich die Jünglinge.
„Zieht, verdienet euren Vater!
„Streitet unerkannt, und werdet,
„Werdet eures Vaters werth!

„Und ich seh', sie tragen Kränze,
„Ehrenkränze dir zum Ruhm,
„Die du unerkannt den Söhnen,
„Nicht als Söhnen, zuerkannt.
„Vater, nimm jetzt deine Kinder,
„Feldherr, sieh hier deine Söhne,
„Und dein Weib Eugenia.

„Was die Schickung schickt, ertrage.
„Wer ausharret, wird gekrönt."
Placidus, der Stillgesinnte,
Lebet noch in Gemmen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen;

Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sanct Eustachius.

106.

Der Greis Pietro.

Vor des reichen Otto's Thüre kam
Der Greis Pietro, der Arme.
Sein Blick war trübe von Harme,
Weil all' seine Habe die Flamme nahm.
„Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut:
„Von oben er gnädig hernieder schaut."

Kaum war verhallet der tröstliche Spruch,
Da kam mit hinkenden Tritten
Almanso, der Schmeichler, geschritten.
Ihm war Pietro's Wort nicht genug:
„Wer Otto, dem Gott der Verlassenen, traut,
„Der hat auf sicheren Grund gebaut."

Als auf hohem Balkon der reiche Mann
Der Armen Worte vernommen,
War Unmuth dem Herzen entglommen.
Sein stolzer Sinn fieng zu eifern an:
„Laß seh'n, wer auf sicherern Grund gebaut,
„Wer auf Gott, oder wer auf mich vertraut."

Und in seinem Eifer stieg er herab,
Mit listig erdachtem Gebote:
„Man backe noch heute zwey Brode;
„Doch wäge man sie sorgfältig ab.
„Hier ist ein Beutel mit ächtem Gold,
„Des Vertrauens auf mich verdienter Sold.

„In ein Brod komme das Gold hinein,
„Und wenn die Greise sich zeigen,
„Soll man's dem würdigsten reichen.
„Doch soll nur jener der Würdigste seyn,
„Der spricht: Wer Otto dem Reichen traut,
„Der hat auf sichern Grund gebaut."

Am andern Tag um die Mittagszeit
Erschienen die Greise wieder,
Erneuend die gestrigen Lieder,
Deß laut sich Otto, der Reiche, freut.
Almanso bekam das Brod mit Gold,
Des falschen Vertraun's unverdienten Sold.

Kaum hatten sie beyde die Straß' erreicht,
Entbrannt in Almanso die Flamme:
„Daß Gott den Reichen verdamme!
„Sein Brod ist schwer. Es ist sicher feucht.
„Was soll mir das Brod? Ein so reicher Mann,
„Und fängt mit dem Gelde zu geitzen an!"

D'rob erbebte Pietro's zarter Sinn,
Auch nicht im Bettler erloschen.
„Noch hab' ich nur, leider! zwey Groschen.
„Gib, Freund, mir das Brod, und nimm sie hin.
„Hältst du nicht die Gabe des Dankes werth,
„So hast du vielleicht sie nie entbehrt."

Hier nahm er das Brod, und eilte fort,
Ihn empfiengen die hungrigen Kleinen
Vor der Hütte mit freudigem Weinen.
Da sprach er tröstend der Ahnung Wort:
„Hier bring' ich euch Brod. Das gedeiht euch gut,
„Weil d'rauf der Segen des Dankes ruht."

Und als er das Brod auseinander schnitt,
Da fiel der geahnete Segen,

Ein Beutel mit Gold, ihm entgegen.
Er besah ihn staunend. Sein Inn'res stritt:
„Nun kannst du von Kummer und Noth dich befrey'n.
„Wie? kann es mit Recht auch dein Eigenthum seyn?"

Da eilt' er, den Beutel in der Hand,
Zu Almanso. — „Jedem das Seine.
„Hier hast du, mein Guter, das Deine,
„Den Beutel, den ich im Brode fand.
„Das Brod nur kauft' ich, und nicht das Gold.
„Nie war ich dem heimlichen Raube hold."

Wie vom Funken der Zunder, wird das Gemüth
Vom Strahl des Guten entzündet.
Und dem Wort, das das Gute verkündet,
Ist selt'ner die That, als dem Beyspiel entblüht.
Auch Almanso fühlte den himmlischen Strahl,
Und erwärmte durch ihn des Bessern Wahl.

„Verzeih' mir's Gott, der dem Sünder verzeiht!
„Jetzt ehr' ich dein frommes Vertrauen.
„Auf Gott will auch ich nun bauen,
„Auf ihn, deß Namen ich heut' entweiht.
„Doch dieses Geld ist nimmer mein;
„Denn seiner werth bist du allein."

„Nein" — sprach Pietro. — „Denn fremde Hab'
„Soll nie mich Armen bereichern,
„Willst du's zu behalten dich weigern;
„So gehört's dem Manne, der es gab."
Drauf eilten sie fort mit vereintem Sinn,
Und trugen das Gold dem Reichen hin.

Hoch staunte der Reiche. — Dann rief er laut:
„Nie soll mir ein Schmeichler den Glauben

„An Gott, den Wahrhaftigen, rauben.
„Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.
„Behaltet Beyde den Beutel mit Gold,
„Des Vertrauens auf Gott verdienten Sold.“

107.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Insel Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
In's Meer, und Purpurfarbe floß
Vom Himmel in die Fluth hinab.
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken, sprach jetzt: „O wie schön
„Ist nun die Gegend! Sieh' den Schwan,
„Sieh', wie, von seiner Brut umringt,
„Er in die rothe Fluth sich taucht!
„Wie lieblich flüstert dort am Strand
„Der schlanken Espen zitternd Laub;
„Und, o! wie reizend wallt die Saat
„In sanften, grünen Wellen fort!
„O, was für Anmuth hauchen jetzt
„Gestad' und Meer und Himmel aus!
„Wie schön ist alles, und wie froh
„Und glücklich macht uns die Natur!“
„Ja!“ — sagt' Irin — „sie macht uns froh
„Und glücklich, und du wirst durch sie

„Glückselig seyn dein Lebenlang,
„Wenn du nie von der Tugend weichst,
„Und wenn nicht wilde Leidenschaft
„Der Schönheit sanft Gefühl in dir
„Zerstöret. — O Geliebtester!
„Ich werde nun in Kurzem dich
„Verlassen, und die schöne Welt,
„Um in noch schönern Gegenden
„Glückseliger als hier, zu seyn.
„O, bleib' der Tugend immer treu!
„Und weine mit den Weinenden!
„Gib gern von deinem Vorrath, gern
„Den Armen; hilf, soviel du kannst,
„Zum Wohl der Welt; sey arbeitsam:
„Erheb' dein Herz empor zu Gott,
„Dem Wind und Meer gehorsam sind,
„Der Alles uns zum Besten lenkt.
„Wähl' lieber Mangel, Schand' und Tod,
„Eh' du in Bosheit willigest.
„Ruhm, Ueberfluß und Pracht sind Tand;
„Ein ruhig Herz macht unser Glück.
„So, mein Geliebter, dacht' ich stets,
„Und war stets glücklich. Und wiewohl
„Ich achtzigmal bereits den Wald
„Um meine Hütte grünen sah;
„So ist mein langes Leben doch
„Gleich einem heitern Frühlingstag,
„Vergangen unter Freud' und Lust.
„Zwar hab' ich auch manch Ungemach
„Erlitten; als dein Bruder starb,
„Da flossen, ach! der Thränen viel,
„Und Alles, Alles schien mir schwarz.

„Auch faßte mich oft auf dem Meer
„Im leichten Kahn der Sturm, und warf
„Mich mit den Wellen hoch empor;
„Dann stürzten donnernd sie herab;
„Ich stürzte mit, und meinte dann,
„Daß zwischen jeder Welle mir
„Ein furchtbar Grab sich öffnete.
„Allein bald legte sich der Zorn
„Des Windes, und die Luft ward hell!
„Und ich erblickt', in stiller Fluth
„Des Himmels Bild; der blaue Stör
„Mit rothen Augen sah empor
„Aus seiner Höhl' in tiefer See,
„Und alles Volk des weiten Meer's
„Spielt' auf der Fluth im Sonnenschein,
„Und Ruh' und Freude kam zurück
„In meine Brust. Jetzt wartet schon
„Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
„Der Abend meines Lebens wird
„So schön, als Tag und Morgen, seyn.
„O, Sohn! sey fromm und tugendhaft,
„So wirst du glücklich seyn wie ich;
„So bleibt stets diese Welt dir schön!"

Der Knabe schmiegte zitternd sich
An seines Vaters Arm, und sprach:
„Mein Vater, nein, du stirbst noch nicht;
„Du lebst noch lange mir zum Glück!"
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Bedeckte schon mit Dunkelheit
Das weite Meer, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er lebte stets
Nach dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben schien
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

108.

Werner und David.

Um den heil'gen Simon Petrus
Schwebt ein Geist in stiller Demuth,
Gleich, als achtet er bey weitem
Sich nicht würdig, einen Jünger
Jesu Christi zu begleiten;
Beyde weideten die Lämmer
Auf den amaranth'nen Auen.

Unserm Werner *), der so eben
Auf der Lämmerflur der Gottheit
Angekommen, war's, als sollt' er
Kennen, der in stiller Demuth
Um den hohen Jünger schwebte.

---

*) Der Consistorial-Rath Werner Streithorst, starb bald nach dem Tode des David Klaus, eines sehr originellen Hirten im Halberstädtischen, voll des besten Herzens, und weise, wie der weiseste Idyllenmensch im Geßner, welchen ersterer durch seine nützliche Schrift: David Klaus, ein Sittenbuch für gute Leute, — auch im Auslande bekannt machte.

Fragen wollt' er; aber Petrus
Sah die Frag' in seinem Auge:
„Kennst du" — sprach er wie verwundert,
„Kennst du nicht den alten David?
„Ihn nicht, dessen weise Sprüche
„Du die fernsten Thale wiederhallen lehrtest?"
„Ah! mein David!" —
Rief frohlockend unser Werner —
„Himmelsglanz umfloß so mild dich,
„Daß ich fast den Freund verkannte!

David lächelte: „Dort unten
„Kanntest, Theurer, du mich besser,
„Suchtest, fandest meine Seele,
„So wie ich die deine. Süßes
„Angedenken jenes Traumes,
„Da wir Sterbliche noch waren!
„Sterbliche, doch mehr als ahnend,
„Daß wir einst es nicht seyn würden;
„Pilgernd, aber mit der Heimath
„Triumphirenden Gedanken
„Uns beflügelnd alle Schritte.
„Ach, wie hieng an deinen Lippen
„Oft mein Herz! Wie ward die Tugend
„Sichtbar mir in deinem Leben!
„Ja, kein Gott und keine Tugend
„Wären, hätten wir nicht wieder
„Uns geseh'n, mein theurer Werner! —
„Und wir seh'n so bald uns wieder!"

„Sagt!" — rief lallend dieser — „Sagt es
„Nicht. — Er sang's. Von selbst zerfließet
„Dort die Red' in Melodieen
„Ohne Regel; des Entzückens

„Leichter Schwung verschmäht die Fesseln,
„Ach! zu klein, doch immer dacht' ich
„Mir dieß Wiederseh'n der Freunde,
„Wenn ich's dachte! denn die Asche,
„Was wir auch sie wegzuathmen
„Rangen, hieng zu fest an unsrem
„Aetherfunken, guter David!"
Jesus Christus, auf dem Throne
Seines Vaters sitzend, sandte
Einen Blick des Wohlgefallens
Auf die Scene zarter Freundschaft,
Dieser Blick war Werners Weihe.
Einen Stab von klarem Golde,
Mit dieses Paradieses Flora
Frisch umwunden, nahm er freudig
Aus den Händen des Erbarmers.
Und die Dreye nun gesellet
Zu einander unzertrennlich,
Weideten fortan die Lämmer
Auf den amaranth'nen Auen.

109.

Der fromme Einsiedler.

Im feierlichen Schatten uralter Eichen eingehüllt
Stand die Einsiedeley Roberts.
Ein Dach mit Moos gefüllt
Umschloß ihn, arm und frey.
Er lebte so heilig, so fromm und so gut;
Sein Herz schlug hoch, wie die Nachtigall sang;
Und schaudernd durchbebten die Adern das Blut,
Wenn Gottes Lob in seinem Munde erklang.

Die Sonne schlief noch, wenn er schon das Glöck-
lein zog,
Und dadurch früh die Schäfer kund umher bewog,
Mit ihm den großen Schöpfer zu verehren;
Mit Augen, naß von Herzensdank,
Den stillen Säugling an der Mutter Brust zu lehren,
Daß Gottes Huld nicht mit der Sonne sank.
Er brachte manches Schäfchen, das sich in der Welt
verlor,
Zu Gott zurück;
Und machte, eh' er sich die Einsamkeit erkor,
So vieler Menschen Glück!
In einer schönen Nacht
Saß er am Stamme eines Baum's, und dacht'
An Gott und an die Seeligkeit,
Wohin er bald zu kommen hoffte.
Die Sterne rollten hoch daher,
Der Mond ergoß ein Feuermeer,
Und alles schwieg, kein Blättchen regte sich.
Der Fromme sprach: „O Gott, wie freu' ich mich!
„Wie blüht jetzt Alles um mich her,
„Wie schön ist deine Welt!
„Wie süß, wie heilig ihr Genuß!
„Und doch ward er mir einst vergällt,
„Ich lebte mit Verdruß!
„Ach! Brüder, wolltet ihr mich hören,
„Ich würd' aus euren Augen Thränen locken,
„Ich würde euch beschwören:
„Genießet euer Glück!
„Verlaßt die eiteln, flücht'gen Freuden
„Der Welt und ihrer Eitelkeit,
„Kommt her, und seht, wie Christen sterben!"

Ein Schlummer sank auf seine Augen nieder.
Die Engel sangen Jubellieder,
Es rauschte leis' des Baches Fall,
Es klagte sanft die Nachtigall. —
Der Tag brach schon in Osten an,
Noch klang das Glöcklein nicht. —
Es beten Weib und Mann,
Und bey schwachem Morgenlicht
Geh'n sie hinaus, den Guten zu begrüßen,
Sie fanden ihn im letzten Schlummer,
Und weinten laut.
Ihr Herz war schwer von Seelenkummer,
Als sie ihn mit dem Tode ringen sah'n.
Der Morgen graut!
Der Greis erholte sich zum letztenmal —
Wie lieblich war der Stimme Schall:
„Die Tugend, die mein Herz erwarb,
„Wirst du dort oben nun gewiß belohnen!
„Der Herr ist groß!" — Ein leises Säuseln kam,
Die feierliche Stunde schlug;
Er lächelte, wie Engel lächeln, neigt' sein Haupt
und starb.

114.

Der himmlische Garten.

Maximina, die an ihres Vaters
Herzen hieng (denn nach der Mutter Tode
Hatt' er sie, sein einzig Kind, erzogen,
Und der Mutter Bild in ihr geliebet),
Maximina hieng auch nach des Vaters
Tod' an seinem Herzen, und verlassen

Wie ein Lamm in öder wilder Wüste,
Sehnte sie sich oft zu ihm hinüber;
„Ach, daß ich ihn einmal schauen könnte
„Droben dort in seinem Paradiese!"
Und ein süßer Schlaf umfieng sie freundlich,
Und sie sah im holden Traumgesichte
Einen Garten, voll der schönsten Blumen,
Die auf Erden sie noch nie gesehen.
Gold'ne Früchte glänzten auf den Bäumen,
Deren Zweige klingend sich bewegten.
Freundlich kam der Vater ihr entgegen:
„Sieh, o Kind, wie angenehm ich wohne!"
Nahm sie bey der Hand, und zeigt' ihr tausend
Schöne Blumen. —
„Laß mich," — sprach sie träumend —
„Diese junge Rosenknospe brechen." —
„Brich sie, wenn du kannst!" — Die
Knospe wich ihr.

„Sieh, o Tochter, eben das war deine
„Lebens-Blum'. Unausgeblühet kannst du,
„Darfst du sie nicht brechen; unter Dornen
„Blühet sie, doch voll und schön und einsam."
„O so zeige mir denn, guter Vater,
Dein' und meiner Mutter Lebens-Blume!"
„Siehe, hier auf einem Stengel beyde;
„Eine längst, die and're kaum verblühet."
Wundernd sah sie jetzt die vielen Blumen,
Rosen, Lilien und Hyacinthen,
Knospen blühend und verwelkend.
„Tochter,"
Sprach die himmlische Gestalt, und wurde
Leuchtender, „Du siehest hier den weiten

„Lebens-Garten auserwählter Menschen;
„Engel wachen über Bäum' und Früchte:
Deiner Knospen Hüter sind wir beyde,
„Ich und deine Mutter.“
„Ach, wo ist sie?“

Glänzend gieng die schönste der Gestalten
Ihr vorüber, und das Kind erwachte.
Paradies und Vater war verschwunden.

Aber immer blieb ihr tief im Herzen
Dieser Traum; auch sehnlich-wünschend wollte
Sie die Lebensknospe eh' nicht brechen,
Eh' es ihres unsichtbaren Wächters
Linde leise Vater-Hand geböte.

Anhang.

1.

Die erwachsenen Kinder.

Zwey Freunde besprachen sich einst im Garten über gar wichtige Dinge, über Gott, Bestimmung und Unsterblichkeit.

Und sie freueten sich der Wahrheiten, die Vernunft und Offenbarung über diese großen Angelegenheiten des Lebens den Menschen lehren, und waren darüber sehr vergnügt. Doch dieß genügte ihnen nicht, und sie fiengen an nachzugrübeln über die Art und Weise, wie wohl die Schöpfung entstanden, wie das höchste Wesen die Welten regiere u. s. f.

Ihre Nachforschungen aber befriedigten sie nicht, denn je weiter sie grübelten, auf desto größere Schwierigkeiten stießen sie, und ihr Verstand gerieth in Irrungen, und verfiel auf Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse, die weder belehren noch beruhigen können. Und beyde Freunde wurden traurig und betrübten Sinnes gar sehr.

Da kamen zwey muntere Knaben in den Garten gehüpft, und durchliefen den reichen Vorrath von Gewächsen und Früchten, ohne die beyden Freunde zu bemerken. Diese aber waren die Väter der muntern Kindlein. Und die Freunde schaueten sich um, und erblickten ihre beyden Söhne an einem Blumenbeete, das sie begoßen und reinigten. Die schönfarbigen und wohlduftenden Blumen ergötzten die Knaben sehr, und die Freude glänzte auf ihren Gesichtern. Da begann der eine Knabe und sprach zum andern: „Siehe, der liebe Gott geußt Thau und Regen auf die lieblichen Kinder des schönen Frühlings, damit sie wachsen und gedeihen, und läßt seine Sonne darauf scheinen. Aber, sprich doch, Lieber! wie wachsen denn sie eigentlich, und wie fassen sie denn Wurzel? das möcht' ich gern wissen, dann könnt' ich wohl selbst manch holdes Blümlein aus dem Schooße der Erde hervorrufen und wachsen lassen. Nicht?" — Der andere wurde nachdenkend, und am Ende kamen sie überein, sie wollten ihre Neubegier bald befriedigen. — Und sie rissen eine Blume nach der andern aus dem Beete, beguckten sie von allen Seiten, zerlegten die Wurzeln und Zasern, und entblätterten die Kelche, um zu erforschen, wie denn die Blumen eigentlich zum Wachsthume gelangen.

Sie erfuhren aber nichts mehr, als sie vorher schon wußten. Darüber wurden sie traurig und niedergeschlagen, und verstummten ganz. — Endlich sagte der eine, es war aber der Jüngste der Knaben, und sprach: „Mag uns das doch nicht weiter kümmern, mein Lieber! genug sie wachsen schön empor und schaffen uns so manche Freude. Vielleicht erfahren wir die Art und Weise, wie sie empor kommen und gebildet werden, wenn wir größer und älter werden. Siehe, wenn wir es schon jetzt wissen könnten und sollten, würde Vater es uns nicht schon längst gelehrt haben?“ — und sie hüpften fröhlich davon.

Die beyden Freunde aber hatten den Knaben die ganze Zeit über zugesehen, und auf ihr Gespräch aufmerksam gelauscht. Jetzt sahen sie sich einander an, und sprachen beschämt: „Haben wir vorhin etwas Vernünftigeres gefordert und verlangt, denn die Knaben an dem Blumenbeete? waren die erwachsenen Kinder weniger kindisch als die kleinern? — Und hat ihr einfältiger Sinn nicht recht: „siehe wenn wir es jetzt schon wissen könnten und sollten, würde Vater es uns nicht schon längst gelehrt haben?“ und heitern Gemüths verließen sie den Garten, und giengen den Knaben nach.

2.

Der Blick gen Himmel.

Vor mehr als 200 Jahren wandelte einst in einsamer mitternächtlicher Stunde Theo, ein frommer Greis, in den blühenden Gefilden Italiens, und schien dem blaß schimmernden Monde sein noch blas-

seres Antlitz, so wie das Innere seines geängstigten Herzens zeigen zu wollen. Er war versenkt in tiefes Nachdenken, und seinen Lippen entfuhren zuweilen unverständliche Laute, die gewöhnlich von einem tiefen Seufzer begleitet waren. Und auf einmal stand eine unbekannte Gestalt vor dem tiefseufzenden Greise. Ihr Antlitz leuchtete, und in der Hand hielt sie ein Rohr gar wunderbar gestaltet, dergleichen Theo noch nie gesehen. — Und die Gestalt öffnete die Lippen, und fragte den Greis in einem Tone, der sein ganzes Herz gewann: „Warum wandelst du so betrübt einher? Und was quält dein armes Gemüth, daß du seufzest und weinest?" — Da erwiederte Theo wie folgt: „Mich betrübt das Schicksal meiner Brüder und Schwestern, sie fallen ab von Gott und wandeln nicht in seinen Wegen; verödet und leer steh'n der Andacht heilige Tempel, und wenn das so fortgeht, wie es begonnen, so wird des Herrn Name ein leerer Schall bleiben." — Und die Erscheinung entgegnete und sprach: „Fürchte nichts, du fromme Seele! der Herr läßt sich keinem Zeit-Alter unbezeugt. Er hat sich selbst einen Tempel erbauet, der stehen wird auf ewige Zeiten, und in welchem alle Völker der Erde den größten der Baumeister kennen und anbeten werden! Nimm dieses Rohr und schau nach oben!" — Und wie begeistert ergriff die Hand des Greises das ihm dargereichte Rohr, und voll des Entzückens blickte er nach dem mit Sternen besäeten Himmel. Und siehe, die Unermeßlichkeit eröffnete sich seinen wonnetrunkenen Blicken: das Heer der Fixsterne sah er gränzenlos vermehrt; der Orion und das Siebengestirn entwickel-

ten vor seinem bewaffneten Auge viele Hunderte von Sternen, wo das bloße Auge kaum einige wenige unterscheidet. Und der Greis konnte sich nicht satt sehen an dem prachtvoll geschmückten Himmelsteppiche. Die Gestalt, mit Wärme ergreifend die Hand des Greises, sprach also: „Glaube es mir und beruhige dich; nie, nie kann der, der über diesem Himmelszelte thronet, vergessen werden, so lange man ihn hier (nach dem Himmel zeigend) und durch jenes künstliche Auge aufsuchen wird, das man bis auf den heutigen Tag noch nicht kennen gelernt."

Und der Greis war im Begriff niederzuknieen vor der leuchtenden Gestalt, die er für ein höheres Wesen hielt. Sie aber erwiederte und sprach: „Kniee nicht nieder, ich bin ein Mensch wie du, und mein Name heißt Galiläi."

3.

Der Schiffer.

Ein wackerer Seemann, der Befehlshaber eines Schiffes war, sagte eines Tages zu seinem Weibe: „Mutter! unsern Jungen nehme ich mit nach Westindien; denn er soll einmal ein tüchtiger Seefahrer werden, und sich schon früh vertraut machen mit dem ungetreuen Elemente, mit Sturm und Ungewitter." Der Knabe aber zählte nicht mehr denn acht Jahre und war das einzige Söhnlein. Die Mutter bat mit Thränen in den Augen: Nimm mir doch das Knäblein nicht, das meine Seele so inniglich liebt. Aber der Vater beharrte fest auf seinem Willen und meynte, der Junge müsse mit dem Fahrzeuge auf dem Ocean

eben so behend umgehen lernen als mit Ball und Kreisel auf dem festen Boden. — Nach einigem Nachsinnen, siehe, da sprach die Mutter also: „Ich habe einen guten Gedanken! laß dem Knaben ein Schifflein bauen nach dem Bilde eines großen Handels- oder Kriegs-Schiffes, und in unserm Garten einen kleinen See graben; da möge sich das zarte Söhnlein üben und vorbereiten sonder Gefahr auf seinen künftigen Beruf.“

Das Eigene des Gedankens gefiel dem Vater wohl und er gab nach. Bald war das Schiff fertig mit Mast nnd Segel, und bald schwamm es auf dem See. Der kleine Schiffer war entzückt, und ein Lehrer war bestellt, dem Seefahrer jedweden Theil in und an dem Schiffe mit Namen zu benennen und ihm die Erscheinungen deutlich zu beschreiben, die in der See sich zeigen.

Der Knabe begriff sehr schnell, und fuhr geschickt auf dem kleinen Gewässer umher, zur Freude der Mutter und des Lehrers. So vergiengen viele Jahre, und der Knabe war ein Jüngling worden. Jetzt durfte die Mutter nichts dagegen haben, daß der Jüngling den Vater begleiten möge, konnte er ja des Schiffchens kleinste Theilchen benennen, auch sprach er von Nord und Süd, von Ost und West, von Klippen und Sandbänken, von Windstille und Sturm, von Ebbe und Fluth. Aber siehe! das Schiff segelte ab und der Wind erhob seine Stimme. Schier ohnmächtig wurde der neue Seefahrer; und als es nun hieß, das Fahrzeug wäre in Gefahr, sich einer Klippe zu nähern; da zitterte der gelehrte Jüngling. Der Vater ergrimmte und sprach: sieh nur, Junge!

was frommt nun dein Geschwätz? Der geringste Matrose beschämt dich ja, der auf dem Meere in einem Tage mehr erfuhr, als du von deinem Lehrer in vielen Jahren nicht gelernt."

Erfahrung ist eine treffliche Lehrerin, und das Leben macht weiser denn alle Schul-Gelehrsamkeit in Worten und Zeichen.

4.

Hillel und Maimon, oder die Versuchung Gottes.

Der weise Hillel hatte einen Jungen, deß Name war Maimon, und Hillel freuete sich der Anlagen des Jünglings und seines guten Verstandes. Aber bald vernahm er, daß Maimon der eigenen Weisheit zu sehr vertraute, und des Gebets sich gänzlich entschlage. Denn der Jüngling sprach in seinem Herzen: wozu das Beten? Bedarf der Allwissende unseres Wortes, daß Er helfe und gebe? So wär' Er ein Menschenkind. Kann menschliches Bitten und Seufzen die Rathschlüsse des Ewigen ändern? Wird der Allgütige uns nicht von selbst das Gute und Nützliche gewähren? — So waren des Jünglings Gedanken? — Aber Hillel war bekümmert in seiner Seele, daß Maimon sich weiser dünkte denn das göttliche Wort, und er setzte sich vor, ihn zu belehren. — Als nun Maimon eines Tages zu ihm gieng, saß Hillel in seinem Garten in dem Schatten der Palmen, sinnend und sein Haupt auf die Hand gelehnt. Da fragte Maimon und sprach: „Meister, wem sinnest du nach?" — Da erhob Hillel sein Haupt

und redete in diesen Worten: Siehe, ich habe einen Freund, der lebet von dem Ertrage seines Erbes, das er bisher mit Sorgfalt bebauete, so daß es ihm reichlich die Mühe belohnte, aber jetzt hat er Pflug und Kunst abgethan, uud will den Acker sich selbst überlassen. So wird er verarmen und Noth leiden."

„Hat sich ein Geist des Unmuths seiner Seele bemächtigt, oder ist er ein Narr worden?" fragte der Jüngling. „Keines von beyden, antwortete Hillel. Er ist wohl erfahren in göttlicher und menschlicher Weisheit und frommen Sinnes. Aber er sagt: Der Herr ist allmächtig, so mag er mir leichtlich die Nahrung verleihen, ohne daß ich mein Haupt zur Erde neige, und er ist gütig, so wird er meinen Tisch segnen und seine milde Hand aufthun. — Und wie läßt sich dem widersprechen?" — „Wie? sagte der Jüngling — heißt das nicht, Gott den Herrn versuchen? Hast du ihm das nicht gesagt, Rabbuni?" Da lächelte Hillel und sprach: „ich will es ihm sagen. Du, mein geliebter Maimon, bist der Freund, von welchem ich rede." — „Ich?" sagte der Jüngling, und entsetzte sich. Der Greis aber antwortete und sprach: „Versuchest du nicht auch den Herrn? Ist das Gebet weniger denn die Arbeit, und die geistliche Gabe geringer als die Frucht des Feldes? — Und ist Er, der dich heißt das Haupt zur Erde neigen, der irdischen Kunst willen, ist Er ein anderer, als der dich heißet dein Haupt gen Himmel erheben, die himmlische Frucht zu empfahn? — O mein Sohn, sey demüthig, glaube und bete!" — Also redete Hillel und sah auf gen Himmel. Maimon aber gieng hin und betete, und sein Leben ward ein göttliches.

5.

Nathanael und Sacharja.

Nathanael, der Knabe, saß an einem trüben Nachmittage ganz einsam in seiner Stube und dachte nach über mancherley Dinge, bedeutende und unbedeutende, ganz so, wie sie im Gehirn eines aufkeimenden Jünglings entstehen.

Da neigte sich der Tag, da ward es Abend, und Finsterniß umhüllte alles rings umher. — Der Knabe, der sich sehr behaglich und lässig fühlte, wollte nicht eben seinen bequemen Polsterstuhl verlassen, kehrte sich nicht an das Finsterseyn, blieb sitzen und hieng ferner seinen Gedanken nach. — Da bemächtigte sich seiner eine starke Müdigkeit, und lastete schwer auf ihm, also daß er einschlief. — Indem er so da saß und schlief, öffnete sich knarrend die Stubenthüre und hereintrat Sacharja sein Lehrer, haltend ein hellleuchtendes Licht in der Hand. — Nathanael erwachte von dem Geräusche, und als er die Augen aufschlug, und des Lichtes Strahlen seinen Blicken begegneten, hielt er abwehrend seine beyden Hände sich vor den Augen, und bat den Lehrer, er möchte doch das Licht seitwärts stellen, bis er es besser werde können ertragen. — Nachdem Sacharja also gethan, und allmählig das Zimmer erfüllt wurde vom Lichte, nahm der Knabe seine Hände von dem Antlitz, blickte noch etwas scheu um sich her, vermochte bald frey umher zu schauen in der Stube, und endlich näherte er sich dem Lichte. Der Lehrer aber zündete bald noch ein Licht an, und dann mehrere, und alles war seinem Schüler weder lästig noch beschwerlich, sondern machte

vielmehr dem Knaben viele Freude, und verschaffte ihm Nutzen, denn er vermochte besser zu lesen aus dem Buche, das vor ihm lag.

„Wie ist doch der Mensch ein Gewohnheitsthier! hub der Knabe nach einer Weile an; was vorhin mich blendete, und was ich nicht vermochte zu ertragen, das leuchtet mir jetzt und macht mir auch Freude. — „Ja wohl, versetzte der Lehrer, kann der Mensch an alles gewöhnt werden, aber es ist auch nöthig, daß wir ihn nur allmählig führen von Gewohnheit zu Gewohnheit; ein schnelles Uebergehen kann nicht frommen, weder körperlich, noch geistig. Und so wie der, welcher aus der tiefen Nacht eines Kerkers hervor ans Tages-Licht geht, leicht erblindet, eben so wird der auch geistig erblinden, und nimmer zum Lichte gelangen, der in der Nacht des Irrwahns und Aberglaubens befangen, plötzlich von der Fackel der Aufklärung beleuchtet wird."

„Und mäßigen wir auch unsere Forderungen an den in der Blindheit des Wahnes Befangenen, und treten ihm nur mit kleinen Beleuchtungen entgegen, so wird ihm auch dieses geringe Licht keinesweges willkommen seyn, er wird es abwehren und die Augen verschließen, so wie du vorhin bey meinem Eintritte die Hände hattest aufs Antlitz gelegt. — Sollten wir es nun dabey bewenden lassen? Können wir es, wenn wir das Beste der Menschheit wollen? O nein! keineswegs! — Wir müssen dem Widerstrebenden gewähren, ihn nicht gewaltsam dem Lichte zuwenden; aber um ihn her müssen wir es erleuchten und die Finsterniß vertreiben, alsdann wird er ebenso wie du, Nathanael, es vorher gethan, erst etwas

scheu um sich her blicken, dann aber frey umherschauen, sodann dem Lichte der Wahrheit sich nähern, und endlich gar dessen sich freuen; heller und deutlicher wird er mit erleuchteten Augen dann lesen aus dem großen Buche der Natur, und dem heiligen der Offenbarung." — Also sprach Sacharja, der verständige Lehrer; Nathanael aber ergriff die Hand seines Lehrers, und drückte sie dankend an's Herz. — Und als er zum Jünglinge und Manne heranreifte, und ein Lehrer wurde und Redner des Volkes, da rühmte jeder die Sanftmuth und die Liebenswürdigkeit, mit der er lehrte, da horchte jeder gern seinen gütigen, verständigen Worten, und wie der Strahl des Morgenroths allmählig verscheucht die Nebel finstrer Nacht, und das Licht der herrlichen Sonne herbeyführt: so verscheuchte auch die Rede, seinen Lippen entflossen, die Nebel des Wahnes, und führte herbey der Wahrheit helles Sonnenlicht.

6.

Das Ackerwerk Gottes.

Otto, ein Landwirth sprach eines Tages zu seinem Nachbar Gotthold: „Ich habe seit vielen Jahren deinen Wandel und Wesen beobachtet, aber es dünkt mich vor allem köstlich und zugleich befremdend. Obwohl deine Schicksale oft wunderbarlich wechselten, und viel und mancherley Leid und Trübsal dich und dein Haus betroffen haben, so bleibest du dennoch gleich heiter und still in deinem Angesicht und Wesen, an dem bösen wie am guten Tage. Lehre mich, wie du solches vermögest."

Da lächelte Gotthold und sprach zu Otto: „Das läßt sich mit wenigen Worten sagen. Mich lehret es mein eigener Beruf und die tägliche Arbeit. Siehe, ich betrachte mich selbst und mein Leben als ein Ackerwerk."

Als bey diesen Worten Otto ihn ansah, als ob er Gotthold nicht verstünde, fuhr dieser fort: „Siehe, mein Bruder, wenn ein Trübsal kommt, so denke ich an den Pflug und die Egge, die den Erdboden aufreißen, damit das Unkraut ersterbe, und das Sämen-Korn Wurzel fassen möge. So forsche ich nach dem wüsten Fleck in meinem Innern, und nach dem Unkraut, das in mir wohnen möge. Dieses muß vertilgt, oder jener bearbeitet werden, wenn die Frucht wachsen und gedeihen soll. Zuweilen auch sehe ich auf meine Trübsal wie auf ein Gewitter, welches schwarz und drohend heraufziehet, hernach aber Regen bringet, und die Luft abkühlt, und denke dabey: wenn es vorüber ist, wird die Sonne wieder scheinen. Siehe, so betrachte ich mich selbst und mein Leben als ein Ackerwerk. Darf auch der Acker zu dem Pflüger sagen: was machest du?" — „Und wer ist deines Ackers Herr und Pfleger?" — fragte Otto. — „Wer anders, antwortete Gotthold, als Er, der den Reif und Schnee und Thau und Regen und Sonnenschein auf unsre Aecker sendet; wen Er züchtiget, den hat Er lieb."

7.

Die Sonnenstäubchen.

Die helle Sonne schien um Mittag durch das Fenster in die Stube hinein, und machte sichtbar unzählig

viele Stäubchen, die das schwache Auge früher gar nicht gewahren konnte. „Ach Mutter, liebe Mutter! rief die kleine Innocentia, sieh doch die wunderschönen Stäubchen, die dort in dem Strahl der Sonne spielen! sag mir doch, wo kommen denn diese jetzt her?“ „Die Stäubchen, mein Kind, versetzte die verständige Mutter, waren früher eben so gut da, wie sie es jetzt sind, du hattest sie nur nicht gesehen, weil die Sonne sie nicht beleuchtete. — Hierbey meine Tochter, nimm wahr das Beyspiel und merke dir die Lehre: Nichts ist auf der Erde, und wäre es auch noch so klein, das nicht endlich an die Sonne käme. Darum sey stets offen dein Handeln und ohne Rückhalt, denn wenn du einen kleinen Fehler noch so sehr in deinem Innern tief verbergest, so wird doch gar bald der forschende Strahl in dem Auge des weisen Beobachters das Geheimniß beleuchten, und dann stehest du beschämt da, anstatt daß du bey offenem Betragen gar bald, und ohne das drückende Schamgefühl der Verheimlichkeit, gebessert werden wirst.“

Also die verständige Mutter

Innocentia aber versprach stets offen zu handeln und ohne Fehl, und ward die Freude der Mutter.

8.

Rabbi Josua und der Kaiser.

Den würdigen Rabbi Josua ließ einstens der römische Kaiser vor sich kommen, und sprach zu ihm: Josua, man rühmt von dir, du seyest ein verständiger Mann, man sagt, du wissest Bescheid in geistlichen

und weltlichen Dingen: so sage denn und theile es mir mit, wie ich deinen Gott, den Gott des Volkes Israel, den du den Herrn nennest des Himmels und der Erde — wie ich diesen Gott sehen kann, denn mich gelüstet sehr zu schauen den, der da so groß seyn soll und mächtig und über Alles erhaben." — „Wohlan, rief Rabbi Josua, du sollst es versuchen, ihn von Antlitz zu Antlitz zu schauen, ich selbst will deinem Auge den Weg bahnen." — Da führte er ihn um Mittagszeit hinaus ins Freye, als eben der Tag schön war, und die Sonne heiter und unumwölkt herabsendete ihre glühenden Strahlen auf die Erde. — „Hebe nun deine Augen auf, o Kaiser! und sieh nach oben, denn über dir führt der Weg zu Gott." — Und als der Kaiser aufhub die Augen, da begegneten ihm die brennenden Strahlen, und er mußte halb erblindet zur Erde senken seinen schwachen Blick. „Hast du keinen andern Weg zu deinem Gotte? sprach jetzt der Kaiser, dieser Bahn vermag mein Auge nicht zu folgen, denn ich erblinde so mich noch einmal die Strahlen treffen." — Da sprach Rabbi Josua: „wie? mein Kaiser, du willst ins Antlitz schauen dem Herrn, von dessen Abglanz voll sind alle Welten, und vermagst doch nicht zu begegnen dem Blicke deß, welcher ist der kleinste seiner Diener? — Fürwahr, obgleich Kaiser, bist und bleibst du doch ein schwacher Erdensohn, wie wir alle sind, und wirst hienieden nie den Ewigen schauen, der schon zu seinem treuen Diener und Propheten Mose sprach: Der Mensch kann mich nicht sehen, so lange er noch am Leben ist. Aber willst du doch erkennen

meinen Gott, so darfst du gar nicht erst weit suchen, bewundere ihn in dem kleinsten Sonnenstäubchen, so wie in dem Berge, der himmel an strebt, im Wurme, der im Staube kriecht; so wie im Adler, der sich zur Sonne schwingt; überall ist der Herr, seine Majestät erfüllt die ganze Welt." — Also Rabbi Josua, der Kaiser aber sprach: „Du hast mich belehrt, weiser Josua, nicht mehr will ich stolz emporheben meinen Blick zu Gott, und das auch nicht am Himmel suchen, was auf Erden mir so nahe ist.

9.

Der Gärtner.

Heftige Stürme hatten einst im frühen Lenze eine der fruchtbarsten Gegenden Syriens verwüstet; die fleißigen Bewohner eines ansehnlichen Fleckens litten dabey beträchtlichen Schaden; ihre schönen Gärten waren zerstört, ihre gutbestellten Felder zerwühlt; aber sie verloren den Muth nicht, und würden sich bald wieder erholt haben, wenn nicht ein neues Unglück sie betroffen hätte. Der Sommer war drückend heiß; kein milder Regen erfrischte die Fluren; die Bäche versiegten; die Brunnen gaben kein Wasser mehr; eine einzige Quelle, etwa eine Stunde Wegs vom Flecken entfernt, am Fuße eines Berges zwischen dichtem Gesträuch verborgen, blieb immer gleich ergiebig. Dahin mußten nun Morgens und Abends die Mädchen des Fleckens wandern, um Wasser zu holen, dahin und in den nahen Wald trieben die Hirten ihre Heerden, denn weit im Umkreise gab es

sonst keine Weideplätze mehr. — Die Mädchen mußten an einem Garten vorübergehen, der sonst mit den schönsten Früchten, den lieblichsten Blumen geprangt hatte; jetzt ragten nur kahle Aeste über das Zaungeflechte, welke Blüthen hiengen an halb verdorrtem Gesträuch. „Ach!“ rief eines der Mädchen — „wie Schade um das Gärtchen, es war so lieblich, nun ist es eine Wüste!“ — „wie die ganze Gegend;“ setzte eine andere hinzu. „Und mit all seiner Thätigkeit wird der gute Salem es nicht wieder herstellen können; — sagte die dritte — denn es mangelt an Wasser.“ — Einstimmig ward der arme Gärtner von den Mädchen bedauert. Dieser stand indessen gebückt jenseits des Zaunes, an dem er eben besserte, und horchte auf das Geschwätz. Er war ein muntrer Greis, dessen Kräfte schon zu schwinden begannen, aber nicht sein Muth, nicht sein Vertrauen auf Gott. Als der ganze Mädchenschwarm vorüber war, hob er sich empor. „Seyd ihr so mitleidig, ihr guten Kinder — dachte er — wir wollen doch sehen, ob euch das von Herzen kömmt, oder ob es nur leere Worte sind.“ Er kollerte eine kleine Tonne vor die Gartenthüre, und paßte denn auf, bis die Wasserträgerinnen zurück kamen. Schon von Ferne hörte er sie schäckern und lachen, denn die meisten waren noch in dem glücklichen Alter, welches im Geleite schuldloser Freude und lächelnder Hoffnung mit leichtem Fuße auch über Dornen wandelt, ohne sie zu fühlen. Salem trat vor die Thüre. — „Welche von euch lieben Mädchen gönnt mir einen frischen Trunk?“ rief er ihnen entgegen, indem er sich den Schweis von der gefurchten Stirne trocknete. — Ich! — „Ich!

scholl es wie aus Einem Munde, und alle drängten sich um ihn her, und schienen die Glückliche zu beneiden, der er den Krug aus der Hand nahm. — „Ach! das hat wohlgethan!" — sagte der Greis, als er getrunken hatte. — „Wollt ihr wohl täglich, wenn ihr hier vorbey geht, das gute Werk üben, einen Durstigen zu tränken?" „Kannst du daran zweifeln?" schrieen alle. — „Du mußt aber keine verschmähen, Vater Salem" — sagte eine der jüngsten — „wir alle meynen es mit dir gut! — „Nun — rief der Alte — so hab' ich mich nicht in euch geirrt; mich könnt ihr wohl nicht alle tränken, ihr lieben Kinder; aber auch meine Bäume und Blumen sind durstig, und müßen verschmachten, wenn ihr euch nicht über sie erbarmet. Ich kann höchstens einmal des Tages mich zur Quelle hinschleppen, und was würde das Bißchen Wasser nützen, das ich zu bringen vermöchte; wenn aber jede von euch, so oft ihr hingeht, den Krug etwas voller nimmt, und dann nur so viel davon in die Tonne gießt, als ein Durstiger trinken könnte, so wird das Gärtchen bald wieder lustig grünen und blühen, und jede mag sich dann an ihrem Hochzeit-Tage einen schönen Strauß holen. — Wollt ihr das?" „Gerne! — gerne!" riefen sie alle, und goßen gleich aus ihren Krügen Wasser in die Tonne, die nun nie mehr leer wurde. Nach einigen Wochen hatten sie schon die Freude an den schönen Blumen und duftenden Kräutern in Salems Garten. — „Seht ihr dort die Wolken aufsteigen?" — sagte er eines Abends zu ihnen — „diese Nacht wird es regnen, und wenn meine vieljährigen Beobachtungen nicht trügen, wird das ein fruchtbarer ausgiebiger Regen. — Die Bä-

che werden wieder fließen, die Brunnen sich füllen, und ihr den weiten Weg zur Waldquelle nicht mehr wandern müßen. Aber bey meinem Versprechen bleibt es, jede bekommt an ihrem Brauttage einen schönen Blumenstrauß, und jetzt geb' ich euch noch eine gute Lehre mit: „Was dem Einzelnen auch mit der größten Anstrengung unmöglich ist zu bewirken, das vermögen viele, die sich zu einem edeln Zwecke verbinden, mit geringer Mühe."

10.

Die Himmelsleiter.

In seinem weiten Hörsaale saß der große Lehrer Rabbi Moses Ben Maimon auf erhabenem Stuhle, um ihn herum seine Schüler, des Landes edelste Söhne. Vor ihm aber lagen die herrlichen Schriften der Weltweisen Arabiens, Roms und Griechenlands, der großen Geister des Morgen- und Abendlandes. Denn er, der Vortreffliche, war fern von dem Irrwahne der spätern Lehrer seiner Glaubensgenossen, die nur in den Schriften ihres Volkes Licht und Weisheit suchen wollten, jene aber nicht kannten und demnach haßten; ihm war das Göttliche göttlich, wo er es fand. Wie der ältere Moses war er Israels Leitstern in der Wüste des Aberglaubens, wie der jüngst verstorbene zeigte er der Gemeinde Jeschurum den Weg zum ewigen Leben. — Also saß der Greis mit silberlockigem Haupte und lehrte die Wahrheit. Und als er geendigt hatte seinen Vortrag in arabischer Sprache, erhob sich Joseph Ben Jehuda,

der erste seiner Schüler, von seinem Sitze und sagte: „Rabbi, mein gütiger Lehrer, mir ist in der Geschichte unsres Stammvaters Israel eine Stelle dunkel und unbegreiflich, erlaubst du es, so trage ich solche zur Auflösung dir vor?" — „So nenne sie mir, mein Sohn Jehuda" versetzte der Lehrer. — Da rollte Jehuda eine Schrift auf, und laß die Worte:

„Jakob aber hatte (zu Beth-El) einen Traum: da war eine Leiter gestellt auf der Erde, ihre Spitze aber reichte gen Himmel, und die Engel Gottes stiegen auf derselben auf und ab, Gott aber stand oben darauf." — „Sag an, erhabener Meister, wie soll ich sie nehmen die Worte, die mir so wunderbar scheinen?" — Da antwortete Rabbi Moses und sprach: „Gar Großes und Herrliches, mein Sohn, hat uns die heilige Schrift bildlich gegeben in diesen wenigen Worten, vernehme, Jehuda, die Deutung! und nimm sie zu Herzen. — Die Leiter, welche gestellt war auf die Erde, deren Spitze aber reichte gen Himmel, das ist die geistige Verbindung, in welcher die höhere überirdische Welt mit unserer irdischen steht, es ist die Stufenleiter der Erkenntniß und Einsicht, die sich zum höchsten Ziele der Gottheit naht, die wohl auf der obersten Spitze dieser Leiter steht. Wer in sich den Beruf fühlt, hinauf zu steigen zu jener unendlichen Höhe — ach! wir sollten ihn alle fühlen! — der gelangt nur allmählig und von Stufe zu Stufe dahin, wo der Herr, der Gott aller Geister, als das Ziel steht seit ewigen Zeiten oben am äußersten Ende. — Da nun, meine Lieben, an jenem einzigen Orte der Glückseeligkeit ist Befriedigung für die Sehnsucht edler Gemüther und großer Seelen, bis dahin

aber ist ernstes Streben und Hoffnung, die nimmer trügt, ihr Theil." „Wer aber, o Meister" versetzte Jehuda, „sind die Engel Gottes, die auf- und absteigen auf der Leiter?" — „Dieß, mein Sohn, sind die großen Menschen, die Edlen der Welt, welche durch ihr Leben und Wandel heilbringend waren, sind und seyn werden fürs Menschengeschlecht; willst du, so kannst du Propheten sie nennen, weil ein von Gott begeisterter Prophet jeder ist, der Großes und Edles gethan, gleichviel in welchem Lande und unter welchem Volke er lebt, — denn ein göttlicher Mann sieht hier auf der ganzen Erde nur ein Land und ein Volk, und nennt mit liebendem Herzen die Menschen alle: Brüder." — „Warum aber, göttlicher Rabbi" sprach jetzt der Jüngling „steigen diese Engel des Herrn, diese Propheten, von der Leiter herab? wäre es nicht geziemender für sie, immer höher zu steigen und nimmer herunter zu kommen und sich zu wenden zum Niedrigen, das unter ihnen ist?" — „Du irrst, mein Sohn, dieses Herabsteigen ist nothwendig und wohl ziemend für die Hinaufsteigenden. Denn nicht sind die Propheten des Herrn, um selbstsüchtig ihre Weisheit, Erkenntniß und Einsicht zu verschließen in sich, sondern sie müssen von den erklimmten Stufen ins irdische Leben unter ihnen hinabsteigen, und ihre Brüder, die zu schwach waren, ihnen zu folgen, unterrichten und belehren. So sind es jetzt alle Propheten des Herrn, so lange sie auf der Leiter näher wären der Erde als dem jenseitigen Ende, dem Reiche der Geister, immer herabsteigen, und haben ihren Neben-Brüdern eine Richtschnur gegeben ihres Wandels, und sie die

Thaten gelehrt, welche sie ausüben sollen. Ja selbst wenn solcher Prophet immer höher steigend uns entnommen wird, und dahin kommt, wohin unser Blick nicht reicht, welches wir Jenseits nennen, so wirket doch sein Geist wohlthätig fort auf die, welche tief stehen unter ihm auf der Erde, und immer bleibt er ihnen ein Bote und Engel des Herrn, ein göttlicher Prophet." — Also sprach Rabbi Moses Ben Maimon. Und Jehuda, wie auch die übrigen Schüler, freuten sich der lehrreichen Auslegung, und dankten dem Lehrer. — Er aber sprach: „ihr seht, meine Kinder, welche köstlichen Lehren die heil. Schrift enthält, wenn ihre Worte nicht, wie oft geschehen, verdreht und verkehrt werden, sondern wenn mit dem Geiste Gottes, der in uns wohnt, sie richtig ausgelegt wird und gedeutet."

11.

Die Giftpflanze.

Der redliche Gottwalt lustwandelte in einem botanischen Garten mit seinem achtzehnjährigen Sohne Sigmund, der nahe daran war, das väterliche Haus zu verlassen, und die hohe Schule zu besuchen, allwo er sich zum Arzte bilden wollte. — Gottwalt, der selbst die Pflanzenkunde liebte und lehrte, zeigte dem Sohne alle die mannigfaltigen, buntfarbigten und schönen Erzeugnisse verschiedener Welttheile, die hier beysammen standen, und machte ihn mit ihrer verschiedenen Eigenschaft bekannt. — Jetzt fiel dem Sohne eine schöne goldgelbe Pflanze auf, die lichtblaue Streifen hatte, und im Strahle der Sonne die herrlichsten

Farben spielte. Im Anschauen dieser schönen Blume versunken, bog er nun sich zu ihr hin, und wollte ihren Geruch auch erproben. — „Um Gottes willen!“ rief der Vater, indem er ihn mit starkem Arme zurückhielt — „was beginnst du, Unvorsichtiger! weißt du auch, daß jede körperliche Annäherung an diese trügerisch dich lockende Giftpflanze dir eine gefährliche Entzündung an dem Orte der Berührung hervorbringt? Als nun Sigmund verwundernd den Vater anhörte, und sein Erstaunen äusserte über die so unerwartete Täuschung, nahm der Vater wiederum das Wort, und sprach zu ihm: „laß dich nicht befremden, mein Sohn, die gehabte Erscheinung in der Pflanzenwelt, auch unter Menschen findest du sie. Du wirst nun bald von mir scheiden, und in der großen Stadt, wo du zu deiner Bestimmung dich ausbilden wirst, ohne Führer und Rathgeber einsam stehen und verlassen. Da werden dir denn nächst vielen herrlichen jungfräulichen Blumen, welche die Zierde jener Stadt, sind auch manche giftige aufstoßen, die an Farbe und Glanz jene duftenden, still und züchtig blühenden noch fast übertreffen. Aber fliehe! fliehe! mein Sohn, jede Annäherung dieser Wesen, denn ihr Odem ist Gift, ihre Berührung ist Tod für Geist und Körper! Laß, o geliebter Sohn! nicht umsonst mich so lange dich gepflegt haben, und ertödte den Keim nicht zu all dem Guten und Schönen, den ich frühzeitig in dich gelegt, durch solche giftige Verlockung; befördere vielmehr zur Reife die Saat, die jetzt schon zu reifen beginnt, und höre nie auf, deinem Berufe zu leben.“ — Da erfaßte der edle Jüngling die Hand seines trefflichen Vaters, und sprach: „O du mein

einziger Geliebter, dem ich Leben und Bildung verdanke! hier gelobe ich dir unter freyem Himmel vor Gott dem Allwissenden, treu meinem heiligen Berufe zu leben, deine Lehren zu bewahren, und jede Verführung zu fliehen. Und wenn in schwachen Augenblicken dieser ernste Vorsatz auch nur im Geringsten schwanken sollte, so wird das Andenken an diese Stunde ihn wieder befestigen.“ Also der Jüngling. Und er hat Wort gehalten. Nach Jahren kam er von der hohen Schule zurück, gesund und kräftig an Leib und Seele, und ward die Freude seines Vaters und seiner Mitbürger.

12.

Der Turmalin.

Ein reicher Kaufmann zeigte seinem Sohne mehrere der seltensten und besten Edelsteine, und unterrichtete ihn über die Eigenschaften und den Werth derselben. Jetzt brachte er auch einen Turmalin hervor, und sprach: „Sieh, mein Sohn! dieser Stein gehört zu dem Thongeschlechte, und geschliffen und polirt wird er wohl auch als Edelstein geachtet. — Du findest ihn schwarz und braun und grün, und roh ist er drey=, sechs=, auch neunseitig. Aber merke dir auch dessen Eigenschaft. — Wenn du ihn auf heiße Asche legest, und er einen gewißen Grad von Wärme angenommen hat, so beginnt er ein seltenes Spiel mit der Asche. Auf der einen Seite zieht er sie an sich, und auf der andern bläs't er sie von sich, und beym gänzlichen Erkalten liegt er ganz matt vor dir da.“

Hierauf ließ man heiße Asche bringen, und der Versuch wurde angestellt. Als nun der Knabe das Anziehen und Wegblasen der Asche mit angesehen, rief er überrascht: „o welche seltene Erscheinung!“ — Und es versetzte darauf der erfahrene und verständige Vater: „Ja wohl ist es eine seltene Erscheinung, doch hat sie ihren Grund in des Steines elektrischer Kraft, die nach ihren eigenen Gesetzen solche Wirkung hervorbringt. Aber sieh doch, mein Sohn, wie immer, so ist abermals hier die stumme, leblose Natur unsere Lehrerin. Mit Wärme begegnen wir, oft einem kalten Menschen, es dauert eine kurze Zeit und sein eisiges Herz thauet auf, er ist empfänglich für uns, er zieht uns an sich, so wie wir vorher gestrebt, ihn zu erfreuen, scheint er jetzt uns erfreuen zu wollen. Doch sehr bald erkennen wir mit Schmerz das erborgte Gefühl, er stößt uns von einer andern Seite wieder von sich, er erkaltet dann gänzlich, steht eisig und einsam für sich allein da, und ziehet Niemand mehr an. So, mein Sohn, ist es mit solch' erkünstelter Freundschaft, so mit jedem erborgten Gefühl für das Gute, Große und Schöne; lange dauert es nimmer. Nur wenn in uns selbst ist die eigene Flamme, so brennet und lodert sie fort, und verlöschet nimmer, und glühet auch jenseits hinüber.“ Da erwiederte darauf der kluge, aufmerksame Knabe: „Sehr, o Vater, hast du mich erfreut, durch deine weise Lehre, sie soll mir gewiß seyn eine Weisung für mein ganzes Leben, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Aber erlaube auch mir eine Bemerkung, die jetzt sich mir aufdringt. Mir deucht jener Versuch mit dem Steine ein Bild zu seyn vom

eiteln Treiben, vom nichtigen Wirken und Schaffen des Menschen. Wie jener erwärmt, so wird auch der Mensch bald empfänglich gemacht für die vielerley Genüsse des Lebens. Und er bauet hier auf und zerstöret dort wieder, sammelt hier, zerstreuet dort, bringt an sich und wirft von sich, nimmt auch, erwärmt ergriffen vom Augenblicke, viele Gewohnheiten an, und legt sie wieder ab, wechselt, tauscht und verändert viele Begriffe und Meinungen. Endlich aber erkaltet er gänzlich, ist entblößt von allem, und läßt alles hinter sich liegen; eitel war sein Bestreben, nichtig sein Thun und Lassen.' — „Wahr und richtig bemerkt!" sprach jetzt der überraschte Vater. „Aber merk' es dir auch, mein Sohn! und nimm es zu Herzen, daß du nicht achtest der eiteln irdischen Güter." — Also sprach Vater und Sohn über einen Turmalinstein. Aber im Herzen freuete sich der Vater des klugen und verständigen Knaben, und nahm sich vor, öfters zu prüfen die Aufmerksamkeit seines Sohnes.

13.

Theobald.

Nach langer Trennung besuchte Theobald die heimathliche Gegend wieder, auf daß er sich des Angesichts der lang entbehrten Eltern erfreue. Es kamen aber mit ihm ein Knäblein und ein Mägdlein, die theuren Pfänder seiner Liebe; und sie blieben im Hause des Vaters drey Monden lang. Mit Wohlgefallen ruhte der greisen Eltern Auge oft auf den

lieben Enkeln, denn sie sahen des geliebten Sohnes jugendliches Bild in ihnen erneut, und erinnerten sich mit Freuden seiner zarten Jugend, wie er auch ein Kind gewesen, und dann zum Jüngling und Mann herangereift; und die Vergangenheit mancher seligen Stunde wurde wach in ihrem Herzen, und brachte fröhliches Leben in den stillen Kreis, und Glück und Freude wohnten im Vaterhause; denn wo frohe Herzen voll Liebe und Vertrauens sich gegen einander ergießen, da ist auf Erden schon die Seeligkeit des Himmels. — Unter den Freuden der elterlichen und kindlichen Liebe waren drey Monden vergangen. Da schlug die Trennungs-Stunde, und es rollte der Wagen, der Vater und Sohn zurück in die Arme der Gattin und Mutter führen sollte, die daheim geblieben. — Die letzten Augenblicke in der Eltern Umarmung bewegten des Sohnes Herz wunderbar, also daß er sinnend da stand, und nicht vermochte von dannen zu gehen. „Zeuch im Frieden" sprach des Greises Mund; aber der Sohn antwortete: „O meine Geliebten, darf ich von hinnen gehen? eure Jahre haben abgenommen, und euer Alter ist schwach worden, daß ihr der Stütze bedürfet. Wie habt ihr mein gepfleget, als ich ein schwaches Kind war? ihr habt mir's oft erzählt, wie ihr zitternd für mein Leben an meinem Krankenbette gestanden, und mit Augen voll heißer Thränen den Himmel für meine Genesung angefleht habt, und wie Gott euer Flehen erhöret, und mich zu eurer Freude hat groß werden lassen. O ihr Geliebten, soll ich euch nicht lieben, die ihr mich zuerst also geliebet habt! darum möchte ich mich nicht von euch trennen, daß ich euch die

Liebe und Pflege wiedergebe, die ihr einst mir im zarten Alter schenktet." — Aber der Greis antwortete also: „Wohl nennest du dich unsern Schuldner; aber sey ruhigen Herzens. Wenigen Kindern dieser Erde ist das Glück zu Theil worden, die Schuld der Liebe ihren Eltern wieder abzutragen. Sey getrosten Herzens, mein Kind, und zeuch in Frieden, denn also will es die Ordnung der Dinge: du sollst Vater und Mutter verlassen, und an deinem Weibe hangen." — Also sprach der Greis, und wandte sein Angesicht, daß er die Thräne verberge, die unter den Augenwimpern hervorquoll. Aber er ermannte sich, denn er gedachte des weichen Herzens der Gattin und des Sohnes. — Siehe da traten die Kindlein herzu, mit Reisekleidern angethan, und boten den Großeltern die Händchen und die rosigen Wangen zum Kuß des Abschieds. Und die Eltern nahmen die Kindlein in ihre Arme, und herzten und küßten sie, und der Greis sprach also zu ihnen: „Wollt ihr auch mit dem Vater ziehen, ihr Lieben? oder gefällt es euch, bey uns zu wohnen, und der Blumen zu pflegen, im Garten, und die Tauben zu füttern?" — Aber die Kindlein umfaßten liebkosend des Vaters Kniee, und das Vaterauge schaute liebend und freundlich auf sie hernieder, wie die Frühlings-Sonne erwärmend und leuchtend steht über dem Hirtenthale. — Und der Greis gewahrte den Vaterblick in des Sohnes Auge, und sprach zu ihm: „du liebst deine Kinder?„ — „Mit unendlicher Liebe," antwortete Theobald, „wie ihr mein Vater, und meine Mutter, mich liebtet!" — „Nun so gehe hin, antwortete der Greis, und thue an ihnen, was wir an dir gethan, damit sie zuneh-

men an Jahren und Weisheit, und dem Herrn ein Wohlgefallen. Also wirst du bezahlen, was du uns schuldig bist; denn die Liebe und Pflege, die Kinder von ihren Eltern empfangen haben, ist eine Schuld, deren ganze Größe sie erst an der Liebe zu ihren eigenen Kindern ermessen, und die sie erst an diesen voll und ganz wieder abtragen können."

14.

Die untergehende Sonne.

Einsam stand ich auf dem Hügel, als eben die Sonne in Majestät und Pracht ihr goldenes Haupt untertauchte. Freundlichen Abschied schien sie noch zu nehmen von der Erde und ihren Bewohnern; glühendroth strahlte der abendliche Himmel über mir, und unter mir warf die Erde den röthlichen Schimmer zurück. Wundersam-schön vor allem mahlten sich die Strahlen auf den Gräbern und den Denkmalen, welche die Liebe den Abgeschiedenen geweiht hatte, und auf den grasigten Hügeln des nahen Gottesackers, der vor meinen Blicken lag. — Allmählig zogen die nächtlichen Schatten herauf. Da traten Todes-Gedanken vor meine Seele: mir war's auf einmal, als ob alles ein Grab um mich her wäre; je dunkler es wurde von aussen, desto dunkler ward es in meinem Innern. Da liegen jetzt auf diesem Leichenfelde — sprach ich zu mir selbst — so viele Tausende begraben, welche alle einst lebten, fühlten wie ich: hier ruht die Freude, die Hoffnung, die Liebe so unzählig vieler Menschen. Ach! vielleicht — vielleicht schla-

fen sie den ewigen Schlaf, vielleicht hat es aufgehört, auf immer, aufgehört ihr Fühlen, ihr Denken, und sie können nicht mehr Herrliches schauen, wie ich's so eben geschaut habe. — Mit Zweifeln rang mein Geist — denn die Nacht stellt die Bilder des Todes in ihrer furchtbarsten Gestalt dar — ein schwerer Kampf erhob sich eine Zeitlang in meinem Innern. Doch bald trat das feyerliche Schauspiel der scheidenden Sonne mit all' seinen lieblichen Bildern wieder vor meine Seele; lebhafter als je erfüllte es meinen ringenden Geist, und lichtvoll zückte der Gedanke durch meine Brust: Es ist ein Gott! ein Gott, der über dem Ganzen waltet, der überall ist, der alles regieret und leitet, und auch über den Gräbern seine allmächtige Hand hält, die eben jetzt so lieblich strahlten, als die scheidende Sonne ihnen noch so freundlich zulächelte! Es ist ein Gott, ein allumfassendes Wesen, das unmöglich Geschöpfe in's Daseyn rufen konnte, die bloß für einen Augenblick seiner Allmacht Größe anschauen, empfinden und bewundern sollten, um dann — auf ewig unterzugehen. Nur die irdische Sonne ist ihnen untergegangen, so wie ihr Körper von Erde und Staub im Erdenschooße untergieng; aber der große Geist, der die Sonne erschuf, der Urquell aller Geister, aller denkenden Wesen, führt sie zu einem höheren Licht empor, wo seiner Allmacht Werke herrlicher ihnen strahlen, wo der Staub sie nicht mehr niederziehen kann zur dunkeln Erde; denn was er, der Allmächtige, sich erschuf, kann nimmermehr ein Raub des Todes seyn; sein eigen Bild kann Er nicht zernichten wollen. — So dachte ich — und neue Welten funkelten vor meinen

Augen; der Mond trat still und sanft am fernen Himmels-Bogen hervor, und zahllose Sterne wandelten, wie eine unübersehbare Lämmer-Heeerde, über meinem Haupte. Von sprachlosem Erstaunen ergriffen stand ich da, mir däuchte, aus der Sternennacht heraus rufe mir ein unsichtbarer Bote Gottes in das Herz: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen! — Ich gehe hin, die Stätte zu bereiten!“ Ich verstand nun ganz der erhabenen Worte tiefen Sinn, ich schaute meinen Herrn und Erlöser hoch über den Sternen zu des ewigen Vaters Herrlichkeit erhoben. Von reiner, heiliger Liebe schlug mein Herz, mein Glaube ward groß und stark, und das Gebet entströmte den Lippen. Nichts geht verloren, was auch dem Auge hier entflieht, allmächtiger Vater! Dort sind ja die lichten Wohnungen, die uns dein Eingeborner bereitet und verheissen hat. Du selbst führst mich hinweg über Welt und Tod, und zeigst mir meine künftige Behausung, wo ich ewig bleiben werde. Nur stammeln kann ich Dir den Dank, daß Du mir diese Stunde hast bereitet, wo d e i n e Herrlichkeit und m e i n e vor mir sich klar entfaltete, jetzt noch ein Sterblicher, umgeben von Tod und Verwesung — doch bald — ach! bald darf ich, ein Unsterblicher, Dich verehren in deines Himmels höherem Heiligthum. — Die schweigende Natur sprach Amen! Ruhig und heiter ward mein Herz, und große Hoffnungen giengen für all' die Entschlafenen in meiner Seele auf. Ist Er ja hingegangen, so hallte es lange noch in meiner Seele nach, durch Blut hingegangen, wie so eben die scheidende herrliche Sonne, um uns die Stätte zu bereiten, und kom-

men muß der Tag, wo wir uns Alle — Alle wieder finden werden in der Behausung des großen Vaters. Denn ein Gott ist, ein Vater der Menschen, wie ein Heiland, der Allen die Stätte bereitet hat. Der Mond strahlte herrlich und immer lieblicher — freundlich rückten die Sterne herab, die Schatten der Nacht verschwanden um mich, und licht ward es in meiner Seele. Ich hatte Gott gesehen.

15.

Der Abschied.

Rabbi Johanan, Sohn Saki's, war dem Tode nahe, und es traten zu ihm seine Schüler, um noch einmal zu schauen das Antlitz ihres vortrefflichen Lehrers. Aber da Johanan sie sah, weinte er bitterlich. — Und die Schüler darauf: „Rabbi, du Licht Jeschurums, mächtig schützende Säule Israels, kräftig wirkender Hammer, wie kannst du jetzt weinen?“ — Und Johanan: „Ja wohl, meine Theuren, ziemt es mir zu weinen. Bedenket nur, wenn man jetzt vor einen König mich führte zum Gericht, welcher König, wie ich, wäre von Fleisch und Blut, dann schon würde ich beängstet seyn und weinen. — Dabey ist solcher König ein sündiger Mensch von Staub und Asche, heute ist er hier, morgen im Grabe, sein Zorn dauerte nicht immer, sein Strafen gieng schnell auch vorüber, und selbst der Tod, den er gäbe, er währete nur einen Augenblick, nicht rauben könnte er mir das ewige Leben. Und könnte ich ihn nicht auch, wenn es aufs Aeusserste käme,

durch Worte versöhnen oder durch Geld? — Jetzt aber werde ich hingelangen zum König der Könige, zum Ewigen Gott Zebaoth! — gelobet sey sein heiliger Name! — und ach! wie ergreift's mich so mächtig, denk' ich daran! Zürnet Er mir dort, strafet Er mich, oder tödtet mich gar, dann bin ich auf ewig verloren; nichts hilft Ueberredung da, keine Bestechung findet auch statt. — Nur zwey Wege habe ich dort vor mir, der eine führt zur paradiesischen Glückseligkeit, der andere in den Abgrund der Hölle. Ach! welchen von beyden wird man mich führen!" — So sprach weinend der fromme bescheidene Johanan, welcher das Licht genannt wurde seines Zeitalters. — Aber die Schüler erwiederten drauf: „Frömmster der Frommen! wer sollte von uns nicht verzagen, wenn du weinest in entscheidender Stunde? — O, wenn doch wir alle beym Uebergang ins künftige Leben dir glichen, bescheidener, demüthiger Meister! Doch ehe du ziehest von dannen, gib uns deinen Segen, Vater!" — Und segnend erhob er die Hände und sprach: „Möge Gott euch in eurer Frömmigkeit bestärken, und möget ihr den Herrn stets nur so ehrerbietig fürchten, wie einen irdischen König. „Nicht mehr" — versetzte Johanan — „einem Könige bezeuget ihr Ehrfurcht, so oft ihr gesehen werdet von ihm, und er euer Betragen bemerket. Unserem Gott also, dem Herrn der Heerschaaren, sollet ihr auch nur Ehrfurcht beweisen, wenn Er euch siehet und bemerket; aber Er sieht euch immer, Er bemerket euch überall, und auch in dem verborgensten Winkel. Ihr müßt Ihm also immer und vielfach Ehrfurcht beweisen." — So sprach der Vortreff-

liche, senkte scheidend sein Haupt auf's Lager, und sein Geist schwebte hinüber zum König der Könige. — Die Schüler aber weinten nicht um den Beneidenswerthen, und eiferten ihm nach all' die Tage ihres Lebens.

16.

Die Schaafmilch.

In einer großen Residenzstadt lebte eine reiche Frau, die hatte viel des Goldes und des Silbers, und viel auch des köstlichen Geschmeides, auch fehlte es ihr nicht an Dienern und Dienerinnen, und an allem, was das Leben angenehm machen kann und bequem. Aber die reiche Frau war dennoch nicht glücklich, sie konnte sich nicht erfreuen des innern, häuslichen Friedens, denn ihr Mann that fremd gegen sie, und ihre Kinder waren lieblos und pflichtvergessen. Denn das böse Beyspiel der Eltern verleitet zuerst die ihnen am nächsten stehen, die Kinder. — Das alles schmerzte die Armselige sehr, und selbst ihr Reichthum ward ihr zur Last. — „Ach!" — sprach sie einst zu einer vertrauten Freundin — „ich wollte schon Verzicht leisten auf die Liebe meines Mannes, könnte ich nur die Zuneigung der Kinder gewinnen! Ich will es doch versuchen, vielleicht kann ich ihre harten Herzen gewinnen." — Da gieng sie dann hin und kaufte viel glänzenden Schmuck und prachtvolles Geräthe, und brachte es den Kindern, und glaubte, durch diesen feilen Sold zu gewinnen, was das köstlichste ist auf Erden, das Herz und die Liebe der Kinder. Aber wie ward sie getäuscht!

Ueberrascht von dem Glanze, sagten sie wohl lächelnd etwas von Dank und unverdienter Güte, aber ihr Herz war nicht dabey, lieblos klangen die Worte. — Stillschweigend zog sich die unglückliche Mutter zurück, tragend im Herzen den scharfen Stachel des Grams. Und ein Tag nach dem andern verfloß, schnell verlor sich bey den Ungerathenen das Andenken an die Güte der Mutter, und betrübt sah diese, wie die Liebe immer abnahm, der Ungehorsam aber und die Mißachtung mehr und mehr anwuchs. — Solche trübseligen Wahrnehmungen verkümmerten ihr je den Genuß, und verscheuchten auch den balsamischen Schlaf von ihren Augen. — Als sie nun einstens die ganze Nacht hindurch sich schlaflos herum wälzte auf ihrem Lager, und keine Ruhe und Erquickung ihr geworden für die Leiden der Seele und des Körpers: da entraffte sie sich früh der Lagerstätte, öffnete das Fenster, blickte hinaus in den jungen Tag und sprach: „O, kommt herüber zu mir ihr kühlenden Lüftchen des Morgens, senket euch herab auf mich, ihr balsamischen Tröpfchen des Thaues, und löschet die stille heißbrennende Glut, die mich zu verzehren droht!" Also sprach die Unglückliche in der Betrübniß ihres Herzens. — Horch! da regte sich etwas unter ihrem Fenster, und leise zog sie ihr Haupt zurück, und blieb sitzen am geöffneten Fenster. Denn der schwache Leidende ist gern still und in sich gekehrt, und scheuet das Auge des Beobachters. Aber es war Leonora, ihre vertraute Freundin, die sich regte am untersten Fenster. Dieses Mädchen war wohl einem Engel des Herrn zu vergleichen, so fromm war sie und vortrefflich, und so sehr war sie

die Vollstreckerin des heiligsten Willens, und übte nur Tugend und Liebe. Und sie auch hatte eine schlaflose Nacht früh aufgescheucht von der Lagerstätte, denn sie war bekümmert um ihren guten, alten Vater, der krank und schwach war, und dessen Tage mit Kummer besäet waren, und um die liebende Mutter, die da geduldig ertrug und mit Ergebung des Geschickes eisernen Arm, und um die trauten Geschwister und Freunde in der Nähe und Ferne, und um alle, die da schwer geprüft werden; denn Ihr Herz, frey von Selbstsucht, faßte nicht den eignen Kummer allein, sie empfand und litt auch mit andern. Also stand sie dann, umstrahlt von des Morgenroths rosigten Wimpern, und eine Thräne, wie sie die Seligen weinen, enttráufelte ihren blauen Augen, und that kund, was in des Herzens innerster Tiefe sich regte. — Da ward es plötzlich geräuschvoller unten am Fenster, und mit verstohlenem Blicke sah die reiche Frau hinab, um zu erfahren die Ursache des Geräusches. Und siehe, Leonorens Mutter war es, die unten stand am Fenster, ein zartes, hochherziges Weib. Und sie hielt in der einen Hand ein steinernes Krüglein, mit der andern aber klopfte sie ans Fenster und sprach: „Thue das Fenster mir auf, du herzliebes Kind, du Freude und Entzücken meines Lebens!“ — Und als Leonora, froh überrascht, mit kindlicher Hast öffnete das Fenster, sie grüßte und ihr küßte die mütterliche Hand, da sprach jene: „Hier, liebe Tochter, bring' ich dir ein Krüglein voll Schaafmilch, ich habe sie heute sehr früh bekommen, nnd konnte sie unmöglich genießen, ohne sie mit dir zu theilen, denn ich weiß es,

du trinkst sie gerne." — Also sprach sie, und reichte das Krüglein der hocherfreuten Tochter, welche die Mutter, umhalste und kein Ziel setzen konnte ihren, kindliche Wonne athmenden Liebkosungen. — Viel noch sprachen sie beyde von dem Vater, dem Bruder, der Schwester und von den Freunden des Hauses, als die majestätische Sonne hoch heraufschwebte in ihrer Pracht und Schöne, mit gleicher Milde ausgießend ihr flammendes Meer über die niedrigsten Hütten, wie über die hohen Palläste der großen volkreichen Stadt. Da erwachte alles zum neuen Leben, zu rascher Thätigkeit, und immer lauter wurde es und geräuschvoller auf der Stege. — „Laß uns jetzt scheiden" — sagte die liebende Mutter — „mich ruft die Verwaltung des Hauses." — „Auch mich" — entgegnete die zärtliche Tochter. — Und stillschweigend umarmten sich beyde nochmals, aber es sprachen die beredten Blicke nur Liebe und Wohlwollen. Zum Vater eilte die Mutter zurück. Die Tochter begleitete sie mit liebenden Augen, bis sie herumbog um die Ecke der Straße, von wo aus die Mutter nochmals sehr freundlich sie grüßte. — Als die reiche Frau dieß alles gesehen und gehört, rollten ihr heiße Thränen die blasse Wange herab, und laut schluchzte sie auf, und jammerte und klagte und verwünschte sich ihre Tage. Denn der Schmerz der Unglücklichen vergrössert sich, und wird doppelt von ihnen gefühlt, wenn sie andere glücklich sehen. — Leonora aber hörte das Wehklagen ihrer Freundin, und eilte hinauf zu ihr, und fragte sie theilnehmend was ihr fehle.

„Ach, Freundin!" — sagte die Kummervolle — mir zur Qual habe ich eben am Fenster gelauscht.

O, wie glücklich sind Sie und Ihre Mutter, wie unglücklich und elend ich und meine Kinder! Wie arm bin ich mit meinem Reichthume! Fürwahr ich gäbe all' meine Habe darum, könnte auch einmal mir nur werden eine so goldene Morgenstunde. O, des reinen Wohlwollens, der herzinnigen Freude! ein Krüglein voll Schaafmilch kann zwey Menschen beglücken!

„Nicht die Gaben sind es, die uns beglücken, es ist die Liebe, das reine, hohe Gefühl, das aus dem Innern kommt, und nicht von Aussen kann genommen werden, denn nur im Herzen ist seine Quelle; sie allein nur, die Liebe, das reine, hohe Gefühl ist es, die jedem Dinge gibt die Bedeutung, sie fragt nicht nach Namen und Werth, denn sie nur macht namhaft und schätzbar. — Diese Liebe lebt in uns, muß aber auch, wenn sie nicht versiegen soll, von liebenden Wesen genährt werden. Und das ist es eben, worin Sie bey ihren Kindern gefehlt, hier trifft Sie der Vorwurf. Wohl haben Sie ihre Kinder viel Wissenswürdiges gelehrt, der Künste so manche ihnen beygebracht, aber Sie haben es vergessen, zu warten und zu pflegen in ihnen den Keim der Liebe und des Wohlwollens; von aussen ist Prunk da und Glanz, von innen aber finstere Nacht und Verwirrung; und Selbstsucht nennt man das Ganze, was Ihre Kinder belebet.“ — Also sprach offen und frey die holdselige Leonora, die Freundin aber weinte an ihrem Halse, denn sie fühlte es schwer, daß nur zu wahr sie geredet von einem leider so stark überhand genommenen Uebel.

17.

Die Insel.

Fünf Menschen fuhren in einem Schiffe auf der See. Es erhub sich ein Sturm, der das Schiff hiehin und dorthin trieb, und den wüthenden Wellen Preiß gab. Endlich kam es an eine überaus schöne Insel, wo die Landung möglich und leicht war. Sie hielten nun Rath, ob sie landen sollten oder nicht. — Der Erste sagte: er wolle nicht auf diese Insel gehen, es könne schnell ein günstiger Wind wehen, dessen Benützung Pflicht wäre. Wenn er dann in den Vergnügungen auf der Insel den Augenblick versäumte, so würde er vielleicht sein ganzes Leben auf der Insel zubringen, und den jetzigen kurzen Lebens-Genuß mit lebenslänglicher Reue bezahlen. — Der Zweyte stieg ans Land, vergnügte sich ein paar Stunden an den Reitzen der Insel, hütete sich jedoch sorgfältig, sich von ihnen fesseln zu lassen, und kehrte nach mäßigem Genuße zum Schiffe zurück. — Der Dritte wurde von den Schönheiten der Insel so bezaubert, daß er schon begann, des Schiffs und der Rückkehr zu vergessen. Zum Glück hörte er, als plötzlich ein günstiger Wind sich erhob, den Schiffer blasen. Angst und Zittern überfiel ihn. Er lief was seine Kräfte vermochten, und kaum, doch noch erreichte er das Schiff. — Der Vierte, in der Belustigung auf der Insel verloren, hörte zwar das Blasen des Schiffers, aber von dem schwelgenden Genusse der süssen Früchte eingeschläfert, sprach er zu sich selbst: Ich habe noch Zeit, so eilig kann das Schiff doch nicht abfahren, der Schiffer wird erst

essen u. s. w. Während dem stieß das Schiff vom Lande ab. Endlich reuete ihn seine Zögerung. Er eilte, so sehr er konnte. Aber ach! er erblickte jetzt das Schiff schon einige hundert Schritte in der offenen See! Er schrie, bat, flehte, seiner zu warten, und ihn ins Schiff aufzunehmen. Er wadete durch das Wasser, und endlich gelang es ihm, mehr todt als lebend das Schiff zu erreichen. — Der Fünfte aß, trank und war fröhlich. Er hörte den Schiffer blasen; er wußte, daß es ihn gemeint war, und aß und trank ruhig und fröhlich fort. Das Schiff fuhr indeß ab. Er legte sich schlafen, und aß und trank den folgenden Tag, wie vorher. So die übrigen Tage des Sommers und des schönen Herbstes. Jetzt naht der Winter. Die Bäume entblättern sich, die Früchte fallen ab. Durch den Ueber-Genuß der Früchte fühlte er sich unwohl und geschwächt. Die Sonne erwärmt ihn nicht mehr. Der Frost des Winters erstarrt das Blut in seinen Adern. Krank und hülflos liegt er da. Angst und Verzweiflung nagten an seiner Seele, und die Schmerzen der Krankheit in seinen Gebeinen. Er wird ein Raub der reissenden Thiere, die ihn verzehren. — So der Talmud. — Das Bild ist treu nach Colorit und Zeichnung. Die Insel ist die Welt überhaupt. Jeder Mensch hat aber auch seine eigene Insel. — Gesegnet ist, der die ihm gewordenen Güter besitzt, aber nicht von ihnen sich besitzen läßt; der sich seiner Insel-Freuden freuet, doch so, als freute er sich nicht. — Dreymal gesegnet ist, der das gute Theil erwählt, ruhig auf dem Schiffe bleibend des Wehens des Windes harret, und Augen und Ohr und

Herz verschließt den Zauberbildern und Zauberstimmen der Welt und Weltfreuden.

18.

Die Ohnmacht menschlicher Größe.

Als Sultan Mahmud die Annäherung seines Todes bemerkte, wollte er noch einmal in allem Glanze seiner Hoheit vor seinem Volke erscheinen. Er saß auf einem goldenen Throne, von welchem er eine weite Ebene übersehen konnte, zu seiner Rechten saß sein Sohn auf einer Stufe des Throns, seine übrigen Kinder und zwölfhundert Fürsten standen vor ihm, und die vornehmsten Staats-Bedienten lagen auf den Knieen zu den Füßen des Thrones. Alle seine Weiber, sein ganzer Hofstaat und alle seine Kriegsvölker zogen vor ihm vorüber; alle seine Schätze, sein Gold, seine Diamanten und andere Kostbarkeiten waren zu beyden Seiten wie zwey große Hügel aufgethürmt, deren Glanz im Schein der Sonne die Augen blendete. — Mahmud mit dem goldenen Stirnbande um das Haupt und dem goldenen Scepter in der Hand wandte sich an seinen Sohn: „Du kennst meine Macht, meinen Glanz, meine Größe" — sagte er zu ihm — „dünken sie dir groß genug?" „Herr, deine Macht ist ohne Gränzen" — antwortete der Prinz — „der Ewige verleihe dir langes Leben!" — „Glaubst du" — fuhr Mahmud fort — „daß es mehrere Könige auf Erden gibt, denen ich an Macht und Größe nachstehe?" — „Es gibt keinen" — antwortete der Prinz — „keine menschliche Macht und Größe kommt der deinigen gleich." — „Ich bin

der Mächtigste und Größte auf Erden in deinen Augen" — sagte Mahmud darauf — „und dennoch lerne menschliche Macht und Größe in ihrer Ohnmacht kennen! — Bin ich vermögend, mein Leben nur um Einen Augenblick zu verlängern? nicht einmal soviel vermag ich, daß ich den geringsten Schmerz meines Körpers lindern kann. — Wehe dem, dessen Seele sich an die vergänglichen Dinge der Welt hängt! Die einzig-wahre Macht und Größe, mein Sohn, ist allein bey Gott. Bald, bald erscheine ich vor seinem Throne, und ich, hier der Mächtigste und Größte der Welt, werde kleiner vor Ihm seyn, und mehr zittern, als der elendeste Sklave vor meinem Throne zittert."

19.

Das Vertrauen auf die Vorsehung.

Ein Derwisch, welchen sein Weg durch einen Wald führte, stellte darüber seine Betrachtung an, wie wunderbar Gott die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit ausgestattet habe. — Auf einmal zog ein Falke, der auf einem Nest sehr geschäftig war, seinen Blick auf sich, und bey näherer Untersuchung bemerkte er, daß der Falke ein Stück Fleisch zerzupfte, und einen jungen noch ganz nackten Raben fütterte. „Wunderbare Vorsehung!" — rief der Derwisch voll Erstaunen — „Du verlässest auch diejenigen nicht, die ganz unvermögend sind, sich ihre Nahrung zu verschaffen! Du lässest alle Geschöpfe, sie mögen in freundlicher Gemeinschaft oder in Feindseligkeit gegen einander leben, ihren Unterhalt finden und erhalten. Deine

unerschöpfliche Milde bereitet dem großen Adler auf dem Caucasus seinen Tisch. — — Thor, der ich bin! von einer nie zu befriedigenden Ungenügsamkeit gequält, habe ich bisher, bloß meiner Nahrung wegen, Meere durchkreuzt, und mich aus einem Winkel der Erde in den andern getrieben! — Muß ich erst durch dieses Beyspiel belehrt werden, daß ich in jedem kleinen Winkel erhalten kann, was ich durch so viele Mühe und Anstrengung in der Ferne suchte?" — Der Derwisch wählte sogleich einen einsamen und abgelegenen Ort, und beschloß, hier ruhig sein Schicksal abzuwarten. Es vergiengen drey Tage und drey Nächte, und Niemand wollte erscheinen, der ihm etwas zu seiner Nahrung angeboten hätte. Sein Vertrauen auf die Vorsehung fieng an zu wanken. „Sollt' ich geringer seyn als ein junger Rabe!" — sagte er seufzend. — „Thor!" — ließ sich eine Stimme hören — „wie verkehrt denkst du von der Vorsehung! Jede Wirkung hat ihre Ursache und ihre Folgen. Gränzenlos ist die göttliche Fürsorge, aber eben so gränzenlos ist die göttliche Weisheit; sie umgab den Menschen mit unzähligen Mitteln, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Bediene dich der Mittel auf eine weise Art, und du wirst ihre Wirkung erfahren. Willst du von jenen Vögeln einem nachahmen, so ahme dem Falken nach, es ist beseligender, andere ernähren, als sich ernähren lassen."

20.

Die Wollust und der Giftbaum.

In den Wollustathmenden Gärten des reichen Harakmi ruhte die Wollust auf einem Bette von Rosen

und Jasmin, ohne daß sie es wußte, nicht weit von einem Giftbaume. — Mit Entsetzen schauderte sie zurück, als sie ihn erblickte, und liebkosend sagte sie zu Harakmi: „Warum der Baum in deinen paradisischen Gärten, mein Gebieter? Vermöcht' ich es ich würde zum Wohl der Menschen einen Baum, dessen Hauch das Leben verkürzen kann, von der ganzen Erde vertilgen." Harakmi gab seinen Sklaven einen Wink, und sie waren im Begriffe, den Baum zu fällen, als dieser zur Wollust sagte: „Schön verkaufst du deine eigene Frucht unter dem Scheine einer Freudengeberin; sie erregt Vertrauen, und durch Vertrauen gewinnst du an Ansehen. Mein Gift ist dem Menschen verderblich; aber er kennt und meidet mich. Du hingegen bestrickst ihn unvermerkt, und das Uebel, welches du durch Müßiggang, Weichlichkeit und Unkeuschheit unter die Menschen in unendlich verschiedenen Gestalten bringst, wie ungleich größer ist dieß, als was er durch mich erleidet! Harakmi, willst du gerecht seyn, so vertilge die scheinheilige Heuchlerin aus deinem Herzen, und du befreist dich von deiner grausamsten Feindin."

Täglich sterben gegen zehnmal hundert tausend Menschen; nur wenige kommen durch Gift um, und man entsetzt sich davor — unzählige kommen durch die Wollust um, und Niemand fürchtet sie.

21.

Die Laube.

Es war ein Wanderer, der gieng mit vielen Gefährten an den Ufern eines Baches hinab. Der Bach

floß bald durch Ebenen, bald durch Thäler, zuweilen auch durch Steppen und Wüsten. Seine Ufer waren hier und da mit Blumen geziert, die von der zahlreichen Reise-Gesellschaft begierig gepflückt, und von Jedem nach seiner Weise zu buntfarbigen Kränzen vereinigt wurden. Der Duft dieser Blumen hatte oft eine betäubende, sehr selten eine stärkende Kraft, und wenn die Gesellschaft nach Schatten sich umsah, um die Schwüle des Tages vorübergehen zu lassen, fehlte es gewöhnlich an Hütten oder an Baumgruppen, die zu jenem Zwecke dienlich gewesen wären. Auch vergaßen die Pilger häufig sich selbst, und suchten Alles, was sie bedurften, außerhalb ihres Wesens, nur in den Gefilden und Auen, die sie durchzogen. — Diese waren aber zu arm, als daß sie den Reisenden die nöthige Nahrung hätten spenden, und die Hungrigen mit Früchten versorgen können, die sich zu jeder Jahreszeit halten. Ueberdieß schienen Viele gar nicht zu wissen, wohin der Bach, dessen Laufe sie folgten, eigentlich führe, oder zu welchem Ziele seine stürmischen Wellen sich wälzten. Da entschloß sich der Waller, dessen Anfangs gedacht wurde, einem Nebenarme des Baches nachzugehen, von dessen Umgebungen und Ausflusse er mancherley Gutes gehört hatte. Sein Vorsatz reifte zur That; und siehe, der Seiten-Weg, den er nun einschlug, endigte sich in ein vertrautes, einsames Gebüsche, in dessen Mitte eine geräumige Laube dem spähenden Blicke des Wallers sich darstellte. Still war die Laube, dunkel und heimlich zugleich. Ein sanftes, erquickendes Wehen empfieng den Ankömmling bey seinem Eintritte, und die Natur schien hier all' ihre Saiten zu einem Liede der Liebe zu stimmen. Wie

zerbrochene Fesseln fielen die Schmerzen von dem Herzen des Eingetretenen ab. Er glaubte sich aus einem öden Meere auf eine gastfreundliche Insel gerettet zu haben. Tief im Hintergrunde der Laube stand hehr, wie ein Seraph, eine Gestalt — es war die Vernunft; und neben dieser erhob sich ein zweytes hohes Gebilde, mild, gleich einem Kinde des Frühlings — es führte den Namen: Gemüth. Ueberall prangte freundlich-glühend die Inschrift: lerne dich selbst kennen! Und als unser Wandrer den Sinn dieser Worte nicht gleich begriff, da traten zu ihm dienstfertige Ausleger und sprachen: „Warum schwankst du in der Deutung der heiligen Inschrift, du Sohn der Fremde, warum verkennst du den Geist des ehrwürdigen Rathes? Lerne dich selbst kennen, heißt hier: durchforsche deine innere Natur, steige prüfend hinab in dein heimliches Ich; merke auf das, was sich in deiner Seele ereignet; beobachte das verborgene Spiel deiner geistigen Kräfte; sey dir selbst immer nahe, um die hohen Geheimnisse deines Wesens zu fassen; werde mit Dem, was in dir liegt, was dir Niemand gab, aber auch Niemand nehmen kann, täglich vertrauter, und suche den dichten Schleyer, der dein Heiligstes vor dir selbst verbirgt, mit schonender Vorsicht zu lüften! Was du dann sehen und ausfinden wirst, wird dich erbauen, und dir Vertrauen einflößen zu deiner eigenen Natur und zu Gott.“ So sprachen die Ausleger, und traten bescheiden zurück. Allein war der Fremde; aber er fühlte sich reich. Eine Welt hätte er ausstatten mögen mit den edelsten Gütern.

Kehre zurück aus dem Getümmel des Lebens, wo du keine Heimath hast. Bereitet hat dir der

Herr ein Zelt in deinem Innern. Ziehe ein in dasselbe, und Glück und Friede werden dich als Hausgenossen begrüßen.

22.

Der unvergängliche Schatz.

Es war im Morgenlande einstens eine große Hungersnoth, und in den Hütten der Armen war ein klägliches Weinen und Händeringen. Das rührte einen der Reichen, dem noch nicht versteinert ist worden das Herz. Hurtig nahm er seine reichen Schätze, die er und seine Ahnen hatten gesammelt, und vertheilte sie liebreich und mild unter die hungrigen Brüder und Schwestern. Drob' machten ihm bittere Vorwürfe die harten Verwandten und Freunde, und schalten ihn einen gränzenlosen Verschwender, der nicht Haus zu halten wisse. — Er aber erwiederte und sprach: „Wie täuscht ihr euch doch, ihr Lieben! wenn ihr mich nennet einen gränzenlosen Verschwender. Seht, meine Vorfahren häuften viel der irdischen Güter; ich aber häufe viel der himmlischen Schätze. Meine Vorfahren verbargen ihre Schätze da, wo sie vor Räubern nicht sicher sind und vor Würmern; ich aber wies meinen Schätzen eine Stelle an, die keine irdische Macht erreicht. Meiner Ahnen Schätze lagen fruchtlos da; die meinen tragen köstliche Früchte. Meine Ahnen erwarben todtes Metall, ich aber habe mir Herzen gewonnen. Meine Vorfahren sammelten für andere nur; ich aber sammle für meine eigene Seele, und zehre ewiglich davon.“ — Also der seltene Reiche. Aber die Erdner faßten nicht die Worte des Himm-

lischgesinnten, und verlachten ihn in ihrem Herzen. Denn nur der Reine kann das Reine und Göttliche verstehen.

23.

Simron und sein Sohn Aminadab.

Der erquickende Frühling kam, und gab neues Leben der Natur. Da nahm Simron, der edle Landwirth, seinen Sohn Aminadab bey der Hand, und führte ihn hinaus in den Garten, welcher verjüngt im Frühlingshauche prangte. Und der Knabe freuete sich des süßen Geruches, und wollte brechen manche der Blüthen, aber der Vater wehrte es, und sprach: „Wenn du jetzt brichst die schönen hoffnungsvollen Blüthen, so erhältst du im Sommer und im Herbst nicht Knospen, nicht Früchte, mußt auch im Winter dann darben.“ — Und als der Sommer wiederkehrte, da war lüstern der Knabe nach den schönen reifenden Früchten, die da so glänzten, und angenehm waren zu schauen. Pflücken wollte er sie jetzt, aber der Vater hinderte es, und sprach: „Gift, mein Sohn, ist dir die unreife Frucht, sie bringt dir Tod und Verderben.“ — Der Herbst war da, und hatte der schönen Früchte sehr viele gebracht. Willkommen waren sie dem Knaben, er that sich gütlich am reifen Obste und an den Sprößlingen des Weinstoks. Doch jetzt that Einhalt der Vater, und gebot Mäßigung dem Knaben. Er selbst aber sammelte ein den Segen Gottes, brachte alles in die wohlverwahrten Keller, breitete jedes aus auf reinlichem Stroh, und verschloß sorgfältig die Thüre. Und als der Winter herannahete, da konnte der fleißige Simron ruhig sitzen da-

heim, konnte verzehren mit seinem folgsamen Sohne Aminadab, freudenvoll und ohne Kummer, des Herbstes reichliche Gaben.

Im Frühlinge des Lebens, da blühet des Menschen jugendliche Kraft, er ahnet wonniglich die Genüsse des Lebens, aber er kennt sie noch nicht. Wehe ihm, wenn er da bricht die Blüthe! — er hat des Lebens Keime dann vernichtet, ihm lächelt kein Sommer, fruchtlos kommt der Herbst ihm heran, elend schleicht der Winter herbey seiner Tage. In des Lebens Sommer, da gestaltet seine Kraft sich schon zur Frucht, aber unreif noch ist sie. Deutlich erkennt er dieselbe, hoffend betrachtet er dieselbe und mit Wohlgefallen. Aber wohl hüte er sich, solche jetzt zu genießen, unvermeidlich befördert sie seinen Untergang sonst. — Hast du, o Mensch! glücklich den Herbst deines Lebens erreicht, und hat Frucht dir gebracht deine edle Kraft, dann geniesse immerhin, was Gott dir gütig verliehen, aber stets doch halte an Mäßigkeit fest, denn nur, wenn sie dich begleitet, gelangst du glücklich zu dem Hafen des Lebens, zum Winter deiner Tage, und wirst ein geachteter Greis, fähig noch so manches köstlichen Genusses, bis da heran nahet die Zeit, wo du irdisches Leben mit himmlischem wechselst, und du herangereift bist zum Genusse ewiger Glückseligkeit.

24.

Der Schall des Hiebes.

Eliakam lustwandelte eines Tages mit seinem Sohne, einem Knaben von dreyzehen Jahren. Und sie ka-

men vorbey am Garten Simeons des Fürsten, dessen muthwilliger Sohn mit unerhörtem Leichtsinn ein Bäumchen, das voll von Früchten hieng, niederhieb und entwurzelte. — „Ach, Vater!“ — rief unwillig der Sohn Eliakams aus — „wie jammert mich das Bäumchen!“ — „Auch mir, mein Söhnlein“ — versetzte Eliakam — „thut es leid, und der Leichtsinn des verwöhnten Knaben schmerzt mich tief. Aber weißt du auch, was unsere weisen Väter sagten von einer solchen That? Weißt du, wie sündlich ihnen ein solcher Muthwille war? Ja, sie sagten es klar heraus, daß um dieselbe Zeit, da niedergehauen und verdorben wird ein Bäumchen sammt den Früchten, der Schall des Hiebes, und sey derselbe noch so leicht geführt mit dem Beile, dennoch von Welt-Ende geht zu Welt-Ende, und anklagend wiederhallet vor Gott, der da schwer strafet den Verderber. Aber, mein liebes, frommes Kind, merke es dir, und verabscheue es in deinem Herzen. — Auch von Menschen wird solcher Muthwille an Menschen oft begangen. Gar mancher hoffnungsvolle Jüngling, gar manches holdselige Mädchen stehet blühend da und knospet schön, da kommt oft ein muthwilliger Bube, und zerstöret, was Gott so herrlich hat gedeihen lassen, zerstöret es oft mit Einem Hiebe durch die lockende Stimme der Versuchung. — Und Jüngling fällt und Jungfrau, und sind dahin auf immer — ach, sie hätten gerne länger noch gestanden! — Still, ja glaub' es mir, wird solcher Streich oft geführt, denn das Laster verbirgt sich gern und wohnt im Finstern; aber es dringt der Streich und die stille Thräne, die von dem Guten darüber geweint wird, hinauf bis zu

dem Throne Gottes, der ernst und strafend herniederblickt auf den Thäter — und der Genius der Menschheit steht mit gesenktem Haupte neben ihm.

25.

Das Mayblümchen.

Es war am Anfange des Frühlings, als der ehrwürdige Roderich mit seinem Sohne Karl hineingieng in den Garten des Nachbars, um sich an dem Aufkeimen der jungen Bäume zu ergötzen. — Die Sonne gewährte nur wenig helle Blicke, und es war mehr ein trüber düsterer Tag zu nennen, der sich wohl eher an die des Winters anreihen konnte. — Und als sie, von einem starken Winde angehaucht, sich fester in ihre Mäntel hüllten, wollte der kleine Karl sich zurückziehen in das Haus des Nachbars. Der Vater aber sprach zu dem trefflichen Kinde: „Laß dieß, mein Söhnlein, wir wollen hier im Garten ausharren, und uns von dem Winde nicht hindern lassen. Sieh nur dort jenes Mayblümchen, das so nackt dasteht und frey, und dem Wechsel der Witterung so ausgesetzt ist, wirst dich doch nicht von dem Blümlein beschämen lassen.“ — Also sprechend, führte der Vater seinen Karl in die weit hin sich dehnenden Laubgänge des Gartens, und sie redeten von der Unbeständigkeit der ersten Zeit des Frühlings. — Da erhob sich ein heftiger Sturm, und schüttelte mächtig die Bäume und die gewundenen Zweige der Laubgänge, also daß viele krachend zusammenstürzten, und ein unerfreuliches Bild der Verwüstung darboten. — Nun war es nicht mehr Zeit, hier länger zu

verweilen, und schnell begaben sich die beyden in das Haus des befreundeten Nachbars. — Als nach einigen Stunden der heftige Sturm sich gelegt hatte, und der heitere Himmel auf die Zerstörungen des Windes wieder mild herablächelte, giengen Vater und Sohn abermals hinein in den Garten, und als sie bey dem Mayenblümchen vorbey giengen, rief der Sohn dem Vater zu: „Sieh doch, gutes Väterchen, wie das liebe, kleine, schwache Blümchen so schön noch dasteht und unversehrt, indeß jene großen starken Bäume zertrümmert da liegen.“ — „Ja wohl, mein Sohn!“ — versetzte Roderich — „konnte das schwache Blümchen unversehrt bleiben, eben weil es auf zartem schwachen Stengel prangt, und dem Drucke der anwehenden Luft so leicht nachgibt, es bückt sich, so lange jene größere Kraft auf dasselbe einwirkt, und richtet sich alsdann ganz sanft wieder auf, indeß jene starken Bäume mit Trotz und Widerstand der Kraft entgegen stehen, endlich aber doch ihr, der stärkeren, unterliegen müssen. — Nimm hieraus wahr, mein Karl, den Vorzug der Nachgiebigkeit vor dem Starrsinn, und wie viel besser es sey, ein unverschuldetes Uebel mit Sanftmuth und Ergebenheit zu ertragen, als ihm Ungestümm und Heftigkeit entgegenzusetzen. — Der Nachgiebige besteht wohl lange, und sey er auch noch so schwach; der Trotzige, und hätte er Riesenkraft, er unterliegt nur zu oft. — Du wirst aber auch hier bestätigt finden, was ich schon oft dir gesagt habe, daß es thöricht sey, die zu beneiden, welche hoch stehen in Würden und Aemtern, indem es weit besser und gedeihlicher ist in dem kleineren Kreise, den uns Ge-

kunft und Verhältnisse angewiesen, wie dieses Blümlein, still seinem Gotte zu leben, und für König und Vaterland zu wirken. Trifft einmal ein heftig erschütternder Sturm ein, da ergreift und zerstört dann der Wind diese Bäume, die groß stehen und weit hinreichen, die Stillen im Lande bleiben unbeachtet und unverletzt. — Dafür aber, mein Sohn, sollen wir auch die Großen der Erde achten und ehrfürchten, wir sollen sie auszeichnen eben deßwegen, weil sie so frey stehen und antastbar, und der Gefahr sich für Andere aussetzen." — So sprach der treffliche Roderich. Der Sohn aber, der früh solche und ähnliche Lehren des Vaters zu Herzen nahm, lebte stets zufrieden unter den Seinigen, und ward einst ein frommer, ruhiger Bürger.

26.

Das Feigenbäumchen und die Eiche.

Der Frühling sank ins Thal hernieder,
Und liebelächelnd war sein Blick;
Sein warmer Athem wehte wieder,
Und neues Leben kam zurück.
Und sanft erweckt sein leiser Flügel
Ein Bäumchen am besonnten Hügel
In einer Eiche Nachbarschaft,
Ein Feigenbäumchen voller Saft.

Das Bäumchen fühlt ein süßes Beben
Und kann der Lust nicht widersteh'n,
Entfaltet schnell sein schönes Leben
Dem ersten warmen Frühlingsweh'n,

Und spricht zur nackten Schwester Eiche:
„Fühlst in der weiten Schöpfung Reiche,
„Fühlst du allein dich nicht beglückt,
„Daß du dich nicht gleich mir geschmückt?“

Die Eiche spricht: „Dem ersten Lächeln
„Des Frühlings, Nachbar, trau' ich nicht;
„Zu Sturm wird oft sein leises Fächeln,
„Der Blätter, Blüthen, Zweige bricht.“
Und sieh', — es wandelt sich das Wetter,
Und ach! des Bäumchens zarte Blätter,
Die schnell der erste Schein bethört,
Hat schneller noch der Frost zerstört.

Auch du, leichtgläub'ger Jüngling, traue
Dem ersten Liebesgruße nicht;
Naht sich ein neuer Freund, so baue,
Wenn er von warmer Freundschaft spricht,
Nicht blindlings auf der Freundschaft Treue;
Der schnellen Wahl folgt lange Reue.
Nur der es lange treu gemeint,
Nur der Geprüfte sey dein Freund.

27.

Die Ankunft des Hausherrn.

Ein Vater seines Hauses zog einmal
Fern über Land, und überließ die Hut
Des Hauses seinen Knechten, jeglichem
Sein Werk vertheilend, und der Thüre Hut
Schärft er dem Pförtner ein mit ernsten Worten.
Als nun der Hausherr ferne war, vergaßen
Der Knechte manche bald des Ernstes Wort,

Und pochten, aßen, tranken nach Gelust
Und sorgten nicht für das vertraute Werk;
Selbst auch der Pförtner, läßig, kümmerte
Sich nicht um das bestellte, gieng hinweg
Von seiner Thüre, wenn die Lust ihm kam,
Und praßte, schlemmt' und demmte, wie das Herz
Ihn zog, bis tief hin in die Mitternacht;
Und wenn er heim kam, statt zu wachen, jetzt
Auf's Lager legt' er sich, und schlief und schnarchte.
Jetzt mit dem ersten Hahnenrufe kam
Mit eins der Herr, und fand die Thüre offen,
Den Pförtner schnarchend vor der Thüre, draußen
Der Knechte manche und innen auch
Zerstreuet mehr bey schwelg'rischem Gelag;
Nur Wen'ge ruhend von der Arbeit Mühe,
Und Wen'gere bey der Lampe stillem Schein
Arbeitend noch. Wie sehr ergrimmte jetzt
Der Herr, als er des Hauses Unordnung
Gewahrte; plötzlich seinen Dienern, die mit ihm,
Gebot er zu ergreifen die Vergeßlichen
Des Wortes, das er bey dem Abschied sprach,
Und in den tiefsten Kerker sie zu werfen:
„Dort soll der Stock, die schwirrende Peitsche soll ihr Lohn
Dort seyn." Doch den Gehorsamen, den Treuen
Lohnt' er es zwiefach, dreyfach, ehrte sie
Und setzte sie hoch über andre Knechte.

28.

Gottes Wort.

Zum Klaußner Albo sprach ein Jüngling:
„Zwar hör' ich Gottes Wort im Tempel,

„Allein, kam ich in meine Wohnung,
„So wußt' ich nichts mehr von der Predigt.
„Drum, Vater! ist's wohl keine Sünde,
„Wenn ich dem Kirchgang nun entsage."
Da nahm der Eremit vor'm Jüngling
Von zwey bestäubten Gläsern Eines,
Und gab's ihm, bittend, es mit Wasser
Zu füllen, sorgsamlich zu waschen,
Und ganz dann wieder auszuschütten.
Der Jüngling that's, der Klausner forschte:
„Sprich, welches ist nun wohl das reinste
Von beyden Gläsern?" — „Ohne Zweifel
Das oft gefüllte neu gewaschne";
Da sprach der Klausner: „Deine Seele
Wird eben so von Gottes Wort,
Dem geistig-reinen Wasser, täglich,
Ob du es auch nicht ahntest, schöner,
Geläuterter! Drum walle fleißig
Zu deinem Heil in Gottes Tempel!"

30.

Der Stern-Seher.

Viel Jahre lang in ruhelosem Schau'n,
  In Träumen der Unendlichkeit verloren,
Hieng Adolar — fremd seinen Heimathgau'n —
  Allnächtlich an des Aethers Sonnenthoren.
Am Tag erstorben für der Himmel Pracht,
Versenkt in seiner Grotte Schauer-Nacht,
  Nur wenn der ew'ge Hirt die goldne Heerde
  Durch's Dunkel trieb, grüßt' er die kalte Erde.

Und schwang sich eilend auf den Felsenplan,
 Wo er der Himmelsgloben Rand bewachte,
Oft schied die Nacht, oft krähete der Hahn
 Zum drittenmal, eh er des Schlummers dachte;
Die Milchbahn bald mit ihrem Sonnen-Heer,
Bald der Planeten wechselnder Verkehr,
 Saturnus Ringe, Uranus Entschwinden
 Macht' ihn zu steter Forschbegier entzünden.

Doch, eiteln Wissens ungestümme Gluth,
 Von Lieb' und Demuth nimmerhin umwaltet;
Vermeßner Stolz, der mit verwegnem Muth
 Des Unsichtbaren Tempels-Thor entfaltet;
Für jede höhere Berührung kalt,
Straft oft der Götter zürnende Gewalt;
 Sie, die in unermeßnen Schöpfungs-Höhen
 In Wettern ruhn, auf Donnerwolken gehen.

Einst, als er ungestümm im Morgengrau
 Sich abgekehrt vom nie erreichten Ziele,
Und spät am Tag zu zweifelhafter Schau
 Den Blick erhoben von des Lagers Pfühle;
Mocht' er sein Liebstes, was die Erd' ihm bot,
Miranda, seines Alters Morgenroth,
 Sein Kind mit ird'schem Auge nicht erkennen,
 Und muß sein Strafgeschick Erblendung nennen.

Und jammernd fällt er auf sein Angesicht,
 Bestürmt von des Bewußtseyns regen Schlangen,
„O Himmel" — ruft er „dessen ew'ges Licht
 Verschwenderisch das Firmament umfangen;
Nur einen Tropfen deiner Sonnenpracht
Träufl' in die Schrecken einer Mitternacht,
 Nur einen Strahl von deines Lichts Krystallen
 Laß, o Erbarmer! in mein Auge fallen!"

Doch nicht Erhörung milderte sein Loos,
 Es fiel kein Strahl in seines Jammers Tiefen;
Wohl aber keimten ihm im Herzens-Schoos
 Verborgne Lichter, die im Dunkel schliefen!
Der Vogel-Sang, der Sommer-Lüfte Weh'n,
Der Neike würz'gem Duft auf Berges-Höh'n,
 Den Blumen-Geistern auf Gefild und Wiesen
 Thut er die freudenlose Brust verschließen.

*

Und als der Nächte Lenz vom Himmel kam,
Im grünen Wald die Nachtigallen sangen,
Brach sich sein wilder ungeheurer Gram,
Tauscht er sein Weh um sinniges Verlangen,
Lobpreisend Ihn, deß väterliche Macht
Zu Demuth und Ergebung ihn gebracht,
Daß er im Dunkel, das sein Aug' umwunden,
Den Weg zum unbekannten Heil gefunden.

Und selig ruht er an Miranda's Hand,
Im Aehren=Feld im duft'gen Maien=Walde,
Am Wasserfall, am kühlen Quellen=Rand,
Im tiefen Thal, auf hoher Berges=Halde;
Zum Echo=Ruf, zu Sturm und Wogengang
Stimmt er des Herzens feurigen Gesang,
Spät, wenn am Himmel schon die Sterne glommen,
Hat man sein frommes Nachtlied nun vernommen.

Wie oft, im innersten Gemüth' erweicht,
Vom Annah'n des Unendlichen durchdrungen,
Von Palmen der Unsterblichkeit umzweigt,
Von Engel=Harmonien fern umklungen,
Hat er recht inniglich den Tod ersehnt,
Der seines Geistes freyen Fittig dehnt,
Doch noch — zu irgend Höh'rem aufbehalten —
Fühlt er des Herzens Pulse nicht erkalten.

Einstmals bey Nacht von Ahnungen umweht,
Zieht's ihn gewaltig aus der Felsen=Höhle,
Am Norden=Himmel lodert ein Comet,
Der wirft sein Schauer=Licht in seine Seele;
Und himmelwärts hebt Adolar den Blick:
„Noch Einmal, Vater! gib' dein Licht zurück!
Noch Einmal, eh' mich Todes=Nacht umgrauen,
Laß mich den Boten deiner Größe schauen."

Und sieh! sein Auge, unverzüglich klar,
Hat neu belebt das Endlose durchdrungen!
Er sahe des Cometen Flammen=Haar
Tief grausig durch die Mitternacht geschwungen!
Anbetend sank er in's bethaute Gras,
Von jedem Erdenweh sein Herz genaß,
Doch eh die Unglücks=Deutung sich bewährte,
Schlief der Erlöste schon in kühler Erde.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lotter, Christoph Ludwig / Lotter, Christoph Ludwig / Lotter, Tobias Heinrich

Schule der Weisheit und Tugend Eine Auswahl vorzüglich schöner Parabeln und anderer moralischer Erzählungen ; Ein Geschenk für die Jugend

Bd.: 2 : Nebst einem Titelkupfer und einer Erklärung der im Buche vorkommen den fremden Wörter

Stuttgart 1819

Paed.pr. 4403 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761606-0